

The University of Chicago  
Libraries



HENGSTENBERG COLLECTION





*Christian Friedrich Schwarz.*

*Lith. v. Aloysius in Basel.*

# Christian Friedrich Schwarz

der deutsche Missionar in Südindien.

---

Nach dem Englischen

des

**Hugh Pearson**

von

**M. C. G. Blumhardt,**

Inspector der Evangelischen Missionsanstalt zu Basel.

Vollendet und herausgegeben

von

**W. Hoffmann,**

Inspector der Evangel. Missionsanstalt und außerordentl. Professor der Theologie  
zu Basel.

---

**Basel.**

Druck und Verlag von Felix Schneider.

1846.



*Christian Friedrich Schwarz.*

*Lith. v. Meyer in Basel*

# Christian Friedrich Schwarz

der deutsche Missionar in Südindien.

---

Nach dem Englischen

des

**Hugh Pearson**

von

**M. C. G. Plumhardt,**

Inspector der Evangelischen Missionsanstalt zu Basel.

Vollendet und herausgegeben

von

**W. Hoffmann,**

Inspector der Evangel. Missionsanstalt und außerordentl. Professor der Theologie  
zu Basel.

---

**Basel.**

Druck und Verlag von Felix Schneider.

1846.

BV 3269

S9P36

Handwritten text in Braille, appearing to be a list or series of entries, possibly including the number '4' at the top left.

Handwritten text in Braille, appearing to be a list or series of entries, possibly including the number '1' at the top left.

## Vorwort des Uebersetzers.

An zerstreuten fragmentarischen Erzählungen aus dem Leben des vollendeten Missionars Schwarz hat es seit zwanzig Jahren in England, und in unserm deutschen Vaterlande nicht gefehlt, so wie auch ein solches Bruchstück einer Biographie dieses ausgezeichneten Mannes schon der erste Jahrgang des Magazin für die neueste evangelische Missionsgeschichte in sich enthält. Aber je mehrere einzelne Züge aus seinem ehrwürdigen Bilde nach und nach bekannt wurden, desto lebhafter mußte der Freund des Evangeliums und des christlichen Missionswesens es beklagen, daß die vielfach zerstreuten Papiere und Mittheilungen des seligen Schwarz bis jetzt nicht sorgfältig genug zusammengelesen und benützt worden waren, um aus denselben eine möglichst vollständige Darstellung seines inhaltsreichen Lebens und Wirkens auszubilden. Diesem Wunsche, der für deutsche Missionsfreunde noch seine eigenthümliche Wichtigkeit haben mußte, ist nach langer und mühevoller Vorarbeit, Herr Dr. Pearson, der fromme und



talentvolle Biograph des seligen Dr. Buchanan in seiner neuesten Schrift: „Memoirs of the life and correspondence of the Reverend Christian Frederick Schwartz. Vol. II. London 1834. 8.“ freundlich entgegengekommen, und dieses Werk erschien dem Unterzeichneten von so reichem und entschiedenem Werthe, daß er seiner Berufsarbeit mit Freuden und zu seinem eigenem hohen Genuße einzelne Stunden abzugewinnen versuchte, um dieses ächt deutsche, treffliche Musterbild eines wahren evangelischen Missionars in unsere Muttersprache überzutragen, und diesen Quell reiner christlicher Erbauung recht Vielen seiner Mitbrüder und Mitgeschwestern im deutschen Vaterlande aufzuschließen. Sollte neben der allgemeinen Erbauung, welche der Anblick dieses konsequenten Christen-Charakters anbietet, derselbe zugleich das von Gott gesegnete Mittel werden, das Bild zu berichtigen und zu vervollkommen, das so manche fromme Jünglinge unserer Tage vom evangelischen Missionsberuf in der Seele tragen, so würde der Unterzeichnete um so mehr dieses Segens sich erfreuen dürfen.

Basel den 10. Dezember 1834.

Inspektor M. Blumhardt.

## Zusatz zum Vorwort.

---

Die Arbeit meines seligen Amtsvorgängers hat nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdiente. Ist etwa das Andenken des edeln Schwarz schon unter uns erloschen? oder ist sein Leben so bekannt, daß eine ausführlichere Biographie unnöthig war? — Keines von Beiden. Sondern die Ausdehnung des mit langen Briefauszügen beladenen englischen Werks machte eine Uebersetzung des Ganzen weniger thunlich als eine Bearbeitung. Die erste Hälfte war es aber immer werth, in ihrem ganzen Umfange deutsch zu erscheinen. Aus der zweiten sind nur in freier Bearbeitung die eigentlichen Thatsachen und markirten Züge genommen, so daß jetzt der Leser in kleinerem Raume ein volles Lebensbild einer Persönlichkeit erhält, die in der seitherigen Missionsgeschichte nichts völlig Ebenbildiges mehr gefunden hat. Für den aber, der die Kirchengeschichte der Gegenwart mit ihren tausend Lichtern, die sie auf die Vergangenheit wirft, sich nicht will unbemerkt entschlüpfen lassen, bietet

das Leben von Schwarz nicht bloß den Anblick herrlicher Siege und gewaltiger Wirkungen des Evangeliums, es zeigt auch Keime für Zustände, welche in der heiden=christlichen Kirche Indiens schon angefangen haben und wohl noch weiter fortgehen dürften. So gehört dieses Buch zu den unschätzbaren Quellenwerken, auf die man einst, um die letzten Wurzeln von Erscheinungen zu erkennen, wie das Kastenwesen in der Kirche Südindiens, das noch heute seine gewaltige Macht übt, sich wird gewiesen sehen. Immer aber bleibt dem Leben Schwarzens im Ganzen der Charakter apostolischer Wirkung und apostolischen Sinnes.

Möge diesem Buche in seiner Vollständigkeit und Verkürzung eine günstigere Aufnahme werden, als die, welche sich der erste Theil zu erfreuen gehabt hat.

Basel, den 27. December 1845.

W. Hoffmann.

---

I n h a l t  
der Lebens = Geschichte  
des vollendeten  
**Christian Friedrich Schwartz**  
Missionars im südlichen Indiens.

---

E i n l e i t u n g.

Kurze Uebersicht der frühern Missionsversuche  
in Indien.

Seite.

Weiße Verbreitung des Evangeliums in den ersten vier Jahrhunderten. Frühe Abnahme derselben. Schlummern des Missionsgeistes im Mittelalter. Entdeckungen der Portugiesen in den Ländern des Orientes. Syrische Christen. Armenische Christen. Römisch-katholische Mission. Missionseifer der Holländer. Dänische Mission. Ziegenbalg und Grundler. Förderung der Mission zu Tranquebar durch die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Schulz und andere dänische Missionarien. Aufrichtung einer Mission zu Madras. Erste Pflanzung des Christenthums im Reich Tanjore. Mission zu Cuddalore. Eroberung der Festung St. Georg durch die Franzosen. Missionar Fabricius. Römisch-katholische Kirchen und Missionshäuser zu Weperv und Cuddalore im Friedensschlusse von 1748 an die protestantischen Missionarien abgetreten. Zustand der dänischen Mission vor der Ankunft des seligen Schwarz.

1. Die Jugendjahre des Vollendeten. Sein Aufenthalt zu Halle. Seine Berufung als dänischer Missionar nach Tranquebar. Ordination desselben. Seine Reise nach England und Bekanntschaft mit der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Seereise desselben nach Indien und glückliche Ankunft zu Tranquebar. Seine erste Beschäftigungen auf der Missionslaufbahn. 56
2. Antritt seines Missionsberufes. Nachricht hievon in einem Brief an einen seiner Freunde. Sorgfältige Vorbereitung der Taufkandidaten. Seine Wanderungen in den Städten und Dörfern der Umgegend von Tranquebar. Seine Unterhaltungsweise mit den Eingebornen. Schreiben an Dr. Struensee. Periodische Berichte der dänischen Mission. Sein Besuch zu Cuddalore. Wochen-Conferenzen mit ihren Mitarbeitern daselbst. Rückkehr nach Tranquebar. (Jahr 1751-1754.) 74
3. Krieg im Carnatic zwischen den Franzosen und Engländern. Schwarz setzt seine gewöhnlichen Missionsarbeiten und Wanderungen fort. Sein Brief an Professor Franke. Reise des Missionars Volkenhagen nach den nikobarischen Inseln, und Tod desselben. Brief des seligen Schwarz an einen Freund in Europa. Schwarz und Kohlhoff besuchen Negapatam. Gesegneter Erfolg ihrer Reise. Zweiter Besuch zu Negatam. Eroberung von Cuddalore, und dem Fort St. David durch die Franzosen. Die Missionarien ziehen sich nach Tranquebar zurück. Missionar Kiernander läßt sich zu Calcutta nieder. Huttemanns Rückkehr nach Cuddalore. Belagerung von Madras durch die Franzosen. Die Missionarien ziehen sich von dort nach Pulikat zurück. Rückzug der französischen Armee und Rückkehr der Missionarien nach Weperv. (Jahr 1754—1759.) 91
4. Friedlicher Zustand der dänischen Missionarien während der Kriegs-Austritte im Carnatic. Besuch des Missionars Schwarz auf der Insel Ceylon und seine Arbeiten daselbst. Reise des Missionars Kohlhoff nach Cuddalore und Madras. Brief des letztern an einen Freund zu Halle. (Jahr 1759—1762.) 106
5. Erweiterte Wirkungskreise des seligen Schwarz. Seine Reise nach Tanjore und Tritschinopoli. Seine ersten Verhandlungen in diesen Städten. Audienz desselben

# I n h a l t.

Kapitel.

Seite.

- bei dem Nabob von Arcot. Anfang gottesdienflicher Einrichtungen zu Tritschinopoli. Seine bleibende Niederlassung daselbst. (Jahr 1762—1766) . . . . . 116
6. Die ersten geringen Anfänge des Missionars Schwarz auf seinem neuen Posten zu Tritschinopoli. Aufrichtung einer Kirche und mehrerer Schulen daselbst. Krieg zwischen Hyder-Ali und den indischen Fürsten der südlichen Halbinsel. Schwarzens Besuch zu Tranquebar. Briefe desselben an einige seiner Freunde in Europa. Zustand des Landes Tanjore um diese Zeit. Die Hoffnung des sel. Schwarz für die allgemeine Verbreitung des Christenthums in Indien. Schluß seines Tagebuchs vom Jahr 1768. (Jahr 1766—1768.) . . . . . 124
7. Fortsetzung des Kriegs. Schwarzens Eifer und Uneigennützigkeit. Seine Unterhaltung mit einem römischen Padre. Friedensschluß zwischen Hyder-Ali und den Engländern. Schwarz reist nach Tanjore. Seine Audienz bei dem Rajah. Seine Rückkehr nach Tritschinopoli. Schwarzens zweite Reise nach Tanjore und Arbeiten daselbst. Seine Rückkehr nach Tritschinopoli. Briefe an Herrn Chambers. Schwarzens Arbeiten zu Tritschinopoli. Eine Uebersetzung des Neuen Testaments ins Persische. Rückblick auf das verfloffene Jahr. (Jahr 1769.) . . . . . 154
8. Beschäftigung des Missionars Schwarz im Jahre 1770. Bekehrung eines Pandaram. Reise nach Madras und Cuddalore. Briefe an Herrn Chambers. Besuch zu Tanjore. Seine Arbeiten daselbst. Rückkehr nach Tritschinopoli. Schwarz besucht die große Moschee und predigt daselbst den Muhamedanern. Brief an Dr. Knapp. Aufregung der römischen Katholiken in Tanjore. (Jahr 1770.) . . . . . 179
9. Brief an Herrn Chambers vom Anfang des Jahres 1771. Der neubekehrte Nyanavracasam. Fortschritte der Mission. Aufenthalt zu Tritschinopoli. Briefe an Herrn Chambers. Krieg des Nabob und der Engländer gegen den Rajah von Tanjore. Wunderbare Errettung in einer Lebensgefahr. Bekehrung des Sattinaden. Besuch zu Tanjore und Audienz bei dem Rajah. Verlängerter Aufenthalt daselbst. (Jahr 1771 und 1772.) 197

10. Schwarz besucht Tanjore. Ein Catechist zu Bellum. Einige Briefe desselben. Erneuerung der Feindseligkeiten gegen den Rajah von Tanjore. Eroberung der Stadt, und ungünstige Rückwirkung derselben auf seine Missionsarbeiten. Seine beiden Reisen nach Madras. Guter Fortgang der Mission zu Tritschinopoli. Wiedereinführung des Rajah von Tanjore. Ankunft eines neuen Missionars und Tod desselben. Missionar Pohle läßt sich zu Tranquebar nieder. Schwarz macht häufige Reisen nach Tanjore. Sein Brief an Professor Freylinghausen. Der Rajah von Tanjore. Schwarz lernt die Mahrattensprache, und übersetzt in dieselbe seinen tamulischen Dialogen. Zustand der Mission im Jahr 1777. (Jahr 1773—1777.) . . . . . 223
11. Bleibender Aufenthalt des Missionars Schwarz zu Tanjore. Sein Missionsbericht für das Jahr 1778. Briefe an Freunde. Geschichte eines bekehrten Hindu-Jünglings. Gründung einer Christengemeinde zu Tanjore. Schwarz wird nach Madras berufen. Seine Sendung zu Hyder-Ali. Nachricht von seiner Reise nach Seringapatam. Seine Aufnahme bei Hyder-Ali, und seine Arbeiten im Feldlager desselben. Seine Rückkehr nach Madras. Aufbau einer Kirche zu Tanjore. (Jahr 1778 und 1779.) . . . . . 241
12. Vollendung des Kirchenbaues im Fort von Tanjore. Auch in der Vorstadt von Tanjore wird der Bau einer Kirche für die tamulische Gemeinde begonnen. Briefe an Freunde. Hyder-Ali's feindlicher Einfall im Carnatic. Traurige Zerstörung des Landes. Geschäftigkeit des seligen Schwarz, die Noth zu mildern. (Jahr 1780—1783.) . . . . . 271
13. Tod des Hyder-Ali. Fortsetzung des Krieges durch seinen Sohn den Sultan Tippe. Kriegsereignisse im südlichen Indien. Friedens-Unterhandlungen. Schwarzens Reise nach Seringapatam zum Hoflager des Sultans. Briefe an Herrn Sullivan. Seine Rückkehr nach Tanjore. Friedensschluß mit Tippe. Briefe an verschiedene Freunde. Seine Reise nach Ramana. Errichtung von Provinzial-Schulen. Schwarzens Reise nach der Seeküste. Briefe an Herrn Sullivan und Duffin. (Jahr 1783 und 1784.) . . . . . 287



# Inhalt

## der zweiten Abtheilung.

Seite

Vierzehntes Kapitel. — Anfang und Fortgang des protestantischen Christenthums in Tinnewelly. Schwarzens Besuch in der Umgegend von Palamcotta. Sendung eines Katechisten nach Palamcotta. Bau einer kleinen Kirche daselbst. Rückblick auf das Jahr 1786. Kläglicher Zustand des Nadschas und des Reichs Tanjore. Verwaltungs-Committee vom Statthalter Campbell aufgestellt, wozu Schwarz als Mitglied berufen wird. Deren Verhandlungen. Schwarzens günstiger Einfluß beim Volk von Tanjore. Dank der Regierung von Madras für seine Dienste. Errichtung von Schulen für die Eingebornen. Waisenschule für Soldatenkinder durch die Gemahlin Sir A. Campbells gestiftet. Schwarz empfiehlt seiner Gesellschaft den jungen Kohlhoff. Kohlhoffs Ordination. . . . .

1

Fünfzehntes Kapitel. — Des Nadscha's von Tanjore Annahme eines Kronprinzen. Bittet Hrn. Schwarz um seine Vormundschaft. Schwarz lehnt sie ab und macht einen andern Vorschlag. Der Nadscha genehmigt ihn. Des Nadscha's Tod. Amir Sings Ansprüche an den Thron an den Generalstatthalter überwiesen. Dessen Verfügungen. Sir A. Campbell setzt den angenommenen Kronprinzen bei Seite und setzt Amir Sing auf den Thron. Sein diesem gegebener Rath. Die Verwaltungs-Committee aufgelöst. Vermächtniß eines Dorfes an die Tanjore-Mission. Unterstützung der Provinzialschulen von Seiten des leitenden Ausschusses. Was der Statthalter und Rath des Fortes St. Georg darauf weiter gethan. Ueber die Kastenfrage. Schwarzens Benehmen dabei. Gemeinde zu Palamcotta. Schwarzens Lebensgefahr von einer Schlange. Ankunft des Missionars Jänike in Tanjore. Reise nach Madras. . . . .

10



**Sechszehntes Kapitel.** — Amir Sing's schlechte Regierung von Schwarz dem Statthalter gemeldet. Dessen Maßregeln. Fernere Klage über die schlechte Behandlung Serfudschis. Derselbe unter Schwarzens Vormundschaft gestellt. Schwarzens Brief an den Statthalter Campbell. Macht Vorschläge für die Verwaltung der Finanzen. Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß und andre über die Mission. Krieg zwischen Heider Ali und der ostindischen Compagnie. Sattinaden's Ordination und dessen Zeugniß über seine Befehrung. Missionar Kämmerer. Dessen Nachrichten über Schwarz. Stücke aus Schwarzens Tagebuch. Seliger Tod eines alten Mannes. Missionar Bezold.

24

**Siebenzehntes Kapitel.** — Harte Behandlung Serfudschis und der Wittwen Tuldschab'schis durch Amir-Sing. Serfudschis Brief an Schwarz. Dieser übersendet seine Klagen dem Statthalter von Madras. Versehung Serfudschis und der Wittwen nach Madras. Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron erneuert und bestätigt. Rückgabe der Finanzverwaltung an Amir-Sing. Dessen erneuerte Bedrückungen. Schwarzens Besuch bei Gerike in Wepery. Ihr gegenseitiges Zeugniß. Die Kollars. Janike und Sattianaden in Palamcotta.

41

**Achtzehntes Kapitel.** — Antrag des Unterhauses bei Erneuerung des Freibriefs der D. Compagnie im J. 1793. Schwarzens Vertheidigung gegen Anschwärmungen der Mission von Hrn. M. Campbell. Behandlung der Läuflinge. Pocken. Zeugniß von Missionar Bezold. Bericht an die Gesellschaft für 1795. Wiederholte Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron von Tanjore. Schwarzens Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik. Ernennung zweier neuer Missionare für Indien. Schwarzens abnehmende Kraft. Seine Betrachtungen dabei.

47

**Neunzehntes Kapitel.** — Schwarzens Vorliebe zum ehelosen Stand der Missionare. Gedanken über diesen Punct. Schwarzens letzte Krankheit und Tod. Seine letzten Worte an Serfudschis und seine letzte Rede überhaupt. Allgemeine Trauer über seinen Tod. Serfudschis auf den Thron erhoben. Ausdruck seiner Hochachtung für Schwarz. Läßt Schwarz ein Denkmal errichten. Seine eigene Grabchrift. Fernere Beweise seiner Werthschätzung. Seine Gespräche mit Dr. Buchanan und den Bischöfen Middleton und Heber. Schwarzens Testament.

68

# Lebens-Geschichte

des vollendeten

Christian Friedrich Schwarz

Missionars im südlichen Indien.





---

## Vorwort des Verfassers.

---

Freunde, welche an der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, und besonders in Ostindien, aufrichtigen Antheil nehmen, haben schon längst ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß von dem ehrwürdigen Schwarz, einem der ausgezeichnetsten Heidenboten unserer Tage, bis jetzt noch keine vollständige Lebensgeschichte dem christlichen Publikum mitgetheilt worden ist. An abgerissenen Versuchen dieser Art, welche die allgemeinen Umrisse, so wie die hervorstechendsten Begegnisse seines Lebens nebst verschiedenen Auszügen aus seinen Briefen und Tagebüchern in sich fassen, hat es zwar in England und Deutschland nicht gefehlt; allein die leitenden Ansichten und Grundsätze, die ihn als christlichen Lehrer bezeichnen, die sittlichen Triebfedern und Beweggründe, die sein Thun in Bewegung setzten, die reiche Fülle seiner Herzensergießungen in den brieflichen Mittheilungen an seine zahlreichen Freunde, und so manche anziehende und bedeutungsvolle Einzelheiten seiner Lebensgeschichte besonders in ihrem Verhältnisse zu verschiedenen Fürsten der Völker Hindostans und zu der brittischen Regierung Indiens, so wie überhaupt der große und lehrreiche Charakter, den seine ganze Lebensgeschichte trägt, sind bis jetzt nur theilweise und un-

vollkommen der Bekanntschaft der christlichen Welt nahe gebracht worden.

Einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter des seligen Schwarz, der verstorbene Missionar Gericke, ging lange damit um, das Andenken seines ehrwürdigen Vorgängers auf der Missionslaufbahn auf diese Weise zu ehren. „Ich halte es für meine Pflicht, so bemerkt derselbe in einem seiner Briefe an einen seiner korrespondirenden Freunde in England, die Lebensgeschichte unseres würdigen Freundes, des vollendeten Schwarz, zu schreiben; obgleich er selbst, so lange er noch am Leben war, sich immer bestimmt gegen ein solches Beginnen aussprach, und wie sehr auch ich und Dr. John ihn wiederholt darum baten, sich dennoch nie dazu verstehen wollte, einen kurzen Umriss seiner Lebensgeschichte zu Papier zu bringen. Leider ist meine Zeit durch meine Berufsgeschäfte und besonders seit dem Hingang unseres vollendeten Freundes, durch die Pflege seiner Gemeinden zwischen Tanjore und dem Cap Comorin, für jetzt so sehr in Anspruch genommen, daß ich an diese Arbeit nicht zu kommen vermag. Sollte indeß Gott mein Leben länger sparen, so gedenke ich es noch immer zu thun. Indes habe ich die Wünsche meiner deutschen Freunde durch eine kurze Erzählung seiner letzten Lebenstage und seiner Todesstunde zu befriedigen versucht. Hier durfte ich nur niederschreiben, was ich gesehen und gehört hatte, indem ich das Glück hatte, in diesen letzten Tagen bei seinem Kranken- und Sterbelager zu Tanjore gegenwärtig zu seyn.“ Obgenannte kurze Erzählung

wurde auch wirklich etwa drei Jahre nach dem Hingang des seligen Schwarz geschrieben; allein es währte von diesem Zeitpunkte an nur noch zwei Jahre, so wurde auch der edle Gericke von dieser Welt abgerufen, noch ehe er ein Werk vollenden konnte, für dessen Ausführung er der geeignetste Mann gewesen wäre.

Dieselbe Ursache hatte auch später Herrn Kohlhoff, diesen frommen Mitgehülfen und Nachfolger des vollendeten Schwarz an der Mission in Tanjore, gehindert, der Gesellschaft, in deren Dienst er stand, mehr als eine umständlichere Beschreibung der letzten Lebensstage seines ehrwürdigen Vaters und Freundes zu überliefern.

Als Dr. Buchanan während seines Aufenthaltes zu Calcutta um die Bearbeitung einer Lebensgeschichte des vollendeten Schwarz angegangen wurde, so gab derselbe zur Antwort: daß abgesehen von dem Umstande, daß sein Beruf eine solche Arbeit nicht zulasse, dieser fromme Missionar keine Materialien zu einer solchen Geschichte schriftlich hinterlassen, und sich noch überdies gegen jeden Nachruhm seines Namens auf diesem Wege erklärt habe. Indes wurde derselbe wenige Jahre später bei einem Besuche, den er zu Tanjore zu machen veranlaßt war, durch Alles, was er auf dieser blühenden Arbeitsstätte des Vollendeten gesehen und gehört hatte, so mächtig hingenommen, daß er den dortigen Missionar Kohlhoff und seine Mitarbeiter dringend aufforderte, ihm Alles das schriftlich mitzutheilen, was sie aus der Lebensgeschichte ihres ausgezeichneten Vorgängers als Zeugen derselben sich erinnern, oder durch Nachfor-

schungen in Erfahrung bringen könnten. Dieses Versprechen wurde auch wirklich einige Jahre später von denselben erfüllt, indem sie mehrere schätzbare Materialien aus der Lebensgeschichte des Berewigten, welche die ersten 32 Jahre derselben umfaßten, und größtentheils aus den in Deutschland erschienenen Missionsnachrichten zusammen getragen waren, dem Dr. Buchanan nach Europa nachsendeten, indeß einer derselben, Herr Horst, zugleich die Hoffnung ausdrückte, den noch übrigen Theil dieser Lebensgeschichte im künftigen Jahre liefern zu können. Leider wurde diese Hoffnung durch seinen allzufrühen Hingang zernichtet, und Herr Kohlhoff war zu sehr mit Missionsarbeiten überhäuft, als daß er das begonnene Werk zu vollenden vermochte. Zu den aus Indien nur unvollständig mitgetheilten Materialien fügte Dr. Buchanan noch eine Reihe von Auszügen aus den Berichten der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß hinzu, so weit diese die Arbeiten des seligen Schwarz betrafen, allein seine vielfachen Arbeiten für die Beförderung des Christenthums in Indien und die zunehmende Kränklichkeit seines Körpers hinderten ihn, weitere Fortschritte in diesem Werke zu machen.

Frühe schon hatte der apostolische Charakter des vollendeten Schwarz die Aufmerksamkeit des Verfassers an sich gezogen. Als er nun bei der Ausarbeitung der Lebensgeschichte des Dr. Buchanan in der schriftlichen Hinterlassenschaft desselben einen Vorrath von Materialien vorfand, welche derselbe für die Biographie dieses ausgezeichneten Missionars gesammelt hatte, so hat er sich

die Gestattung aus, für eine künftige Biographie des seligen Schwarz von diesen Papieren Gebrauch machen zu dürfen. Dieß wurde ihm auch gerne gewährt; und nun war es ihm ernstlich darum zu thun, von allen Seiten her diese Materialien-Sammlung zu vermehren. Zuerst wandte er sich an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, mit welcher der selige Schwarz eine lange Reihe von Jahren hindurch einen fortgesetzten Briefwechsel geführt hatte, in der Erwartung, daß die Schriftensammlung derselben noch gar manchen Beitrag zur Beleuchtung des Geistes und Sinnes dieses ehrwürdigen Mannes enthalten dürfte. Es wurde ihm indes geantwortet, daß der Gesellschaft das Vorhandenseyn weiterer, bis jetzt noch unbenützter Papiere im Archive derselben unbekannt sey, indem ihre Jahresberichte Alles zu enthalten pflegen, was aus ihrem Briefwechsel mit den Missionarien als geeignet zur öffentlichen Mittheilung gefunden worden sey. Wirklich fand auch der Verfasser diese Angabe vollkommen richtig, indem ein Mitglied dieser Gesellschaft, Herr Prediger Grinfield, in seinen kürzlich erschienenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des seligen Schwarz“ bereits Alles erschöpft hatte, was nur immer die Archive dieser Gesellschaft für diesen Gegenstand zu liefern vermochten.

Da der Verfasser nun aus dieser Quelle keine weiteren geschichtlichen Materialien für seine Arbeit erwarten durfte, so wendete er sich an seinen vielgeehrten Freund, den Herrn Dr. Steinkopf in London, mit der Bitte, ihm aus den Missionschriften des hallischen Waisen-



hauses solche Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen dieses vollendeten Missionars zu verschaffen, welche als geeignete Beiträge zur Ausfertigung einer vollständigen Lebensgeschichte desselben dienen könnten. Gerne nahm dieser Freund einen solchen Auftrag auf sich, und gewann für diese Arbeit einen jungen wackern Theologen zu Halle, Herrn Falcke, welcher kurz zuvor von dem ehrwürdigen Herrn Dr. Knapp daselbst der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß als tauglicher Missionar empfohlen worden war. Während seines verlängerten Aufenthaltes zu London im Jahr 1821 arbeitete wirklich Herr Falcke eine Reihe solcher Auszüge aus den hallischen Missionsblättern aus, und schiffte sich sodann nach erhaltener Ordination von dem Bischof zu London nach Indien ein, wo er um die Mitte des darauf folgenden Jahres ankam, und sich zu Wepery bei Madras als Bote Christi niederließ. Dort arbeitete er nur kurze Zeit mit christlicher Einfachheit und Liebe, bis er zum großen Bedauern seiner Gemeinde schon im Jahr 1824 seinen Lauf vollendete. Die Auszüge, welche derselbe zum Gebrauch dieser Lebensgeschichte verfertigte, erstreckten sich von dem Jahre 1760 an, bis wohin die früheren Materialien des Verfassers reichten, bis zum Jahr 1796, und sie faßten zugleich aus den letzten Lebensjahren des seligen Schwarz Alles in sich, was Herr Dr. Knapp zu Halle in seiner, im Jahr 1799 erschienenen Schrift: „Neueste Geschichte der protestantischen Missionen zur Befehrung der Heiden in Ostindien“ dem christlichen Publikum mitgetheilt hatte.

Wenige Jahre hernach erschien in England ein kleines Werk unter dem Titel: „Lezte Hinterlassenschaft des seligen Missionars Schwarz, bestehend in seinen Briefen und Tagebüchern, nebst einem kurzen Umriss seines Lebens.“ Diese Schrift theilte bei aller Mangelhaftigkeit ihres Inhaltes dennoch vollständigere Nachrichten über die Arbeiten dieses Missionars unter den Heiden mit, als sie die Christen in England bis jetzt empfangen hatten. Sie beschränkte sich indeß nur auf Auszüge aus seinen Tagebüchern von den Jahren 1768 — 1772 und fügte eine Nachricht von der Reise, welche der vollendete Schwarz im Jahr 1779 zu Syder Minach Seringapatam gemacht hatte, nebst einigen Briefen an seine Freunde hinzu. Noch immer ließ nun diese Geschichte ein weites Feld vor und hinter sich zur Bearbeitung zurück, auf das jetzt vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Verfassers gerichtet war. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die Vollendung seiner Arbeit zu verzögern, indeß dürfte der längere Verzug die willkommene Veranlassung gewesen seyn, diese Lebensgeschichte vollständiger und gründlicher, und eben darum auch der Aufnahme würdiger gemacht zu haben.

Der Güte der verstorbenen Frau Chambers, Wittwe des seligen William Chambers, eines der frühesten und achtungswerthesten Correspondenten des vollendeten Schwarz, welcher zu Madras und Calcutta eine Regierungsstelle bekleidet hatte, verdankte der Verfasser eine Reihe von Briefen dieses ausgezeichneten Missionars aus den Jahren 1769—1793, welche uns durch ihre

frommen und zarten Herzensergießungen tief in das verborgene Heiligthum seines Sinnes hineinzublicken gestatten. Ein anderer achtungswerther Freund des seligen Schwarz, Herr William Duffin von York, fügte noch ansehnliche Beiträge seiner christlichen Correspondenz hinzu, welche der Verfasser an den geeigneten Stellen in die Lebensgeschichte desselben einzuwoben versuchte, und welche dadurch um so anziehender und lehrreicher geworden sind. Nicht weniger fühlt sich der Verfasser dem Herrn John Sullivan für die Mittheilung von Briefen zum Danke verpflichtet, welche der vollendete Schwarz während der ereignißvollen Periode der Jahre 1784 und 1785, in welcher der Erstere brittischer Resident zu Tanjore gewesen war, an denselben geschrieben hatte. Bedauern muß der Verfasser, daß es ihm nicht gelang, die brieflichen Mittheilungen zu erhalten, welche viele Jahre hindurch zwischen diesem ehrwürdigen Missionar und Herrn John Hudleston, einem ausgezeichneten Beamten Indiens gewechselt worden waren, welcher gerade um dieselbe Zeit als Resident zu Tanjore sich aufhielt, da die Adoption des verstorbenen Rajahs in Tanjore stattfand, und Missionar Schwarz als Lehrer und Führer desselben angestellt wurde. Dieser Verlust wurde ihm indes reichlich ersetzt durch die freundliche Gestattung des Präsidenten der ostindischen Compagnie, Herrn Karl Grant, welcher ihm den vollen Zutritt zu der Urkundensammlung unserer indischen Regierung öffnete, und ihn dadurch in Stand setzte, seine Materialien-Sammlung mit vielen wichtigen Briefen und Urkunden zu be-

reichern, welche geeignet waren, die Tüchtigkeit, Rechtchaffenheit und segensreiche Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Knechtes Christi in ein helles Licht zu setzen.

Der Verfasser hielt es für angemessen, die Lebensbeschreibung des seligen Schwarz mit einem kurzen Umriss der Geschichte des Christenthums in Indien von ihrem ersten Anfang an, bis zu dem Zeitpunkte zu eröffnen, da Schwarz in diese Missionsgebiete eintrat. Beiträge hiezu lieferten ihm die beiden lehrreichen Schriften, welche der selige Niefamp in seiner *Historia Missionis evangelicæ in India orientali*, Halæ 1747 und La Croze in seinem Buche: *Histoire du Christianism des Indes* gesammelt hat. Auch Grinfields Schrift: „Skizzen der dänischen Mission auf der Küste von Coromandel“ (*Sketches of the danish Mission on the coast of Coromandel*), welche vor wenigen Jahren erschien, bot ihm Einzelnes dar, was zur Beleuchtung der frühern dänischen Missionsgeschichte dem Verfasser willkommen war.

Während die letzten Bogen dieser Lebensgeschichte sich unter der Presse befanden, erschien zu London ein kleines Werk unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des vollendeten Missionars Dr. Jänicke, Mitarbeiters des seligen Schwarz zu Tanjore, mit vielen Originalbriefen des letztern ausgestattet,“ in welchem einzelne Theile aus dem Briefwechsel des seligen Schwarz mit seinen Freunden in Deutschland herausgehoben sind, welche durch ihren Zusammenhang mit der gleichzeitigen Lebensgeschichte des seligen Jänicke

ein weiteres Licht über die Laufbahn des vollendeten Schwarz verbreiten.

Dem Verfasser bleibt zum Schluß dieses Vorwortes nur noch übrig, das innige, und wahrhaft Glaubensstärkende Vergnügen auszudrücken, das ihm die lange Beschäftigung mit der Lebensgeschichte eines Mannes gewährte, welcher in den Jahrbüchern der Geschichte der Kirche Christi seinen Namen unsterblich gemacht hat. Möge das Lesen seiner Lebensgeschichte in den Herzen der Leser jene himmlischen Segnungen verbreiten, durch welche sie allein ein fruchtbares Mittel werden kann zur Förderung des heiligen Zweckes, dem dieser edle Knecht Christi sein ganzes Leben weihte. Mögen Viele seiner Nachfolger, beseelt von demselben Geiste, und mit denselben glücklichen Erfolgen gekrönt, hinausziehen in die Welt, um den Heiden das Evangelium zu verkündigen! Möge die heilige Sache, für welche der vollendete Schwarz auf eine so ausgezeichnete und kräftig wirkende Weise gearbeitet hat, bald über die Unwissenheit, den Aberglauben, die sittliche Verworfenheit und das Elend siegen, welche noch jetzt die schönsten Theile des Erdkreises bedecken; denen das wahre Christenthum bis jetzt noch fremde ist, und dieselbe ihre Siege so lange fortsetzen, bis nicht bloß Indien, sondern alle Völker der Erde der allgemeinen Herrschaft der göttlichen und seligmachenden Wahrheit gehuldigt haben.

Salisbury den 2. Dezember 1833.

Der Verfasser.

---

## E i n l e i t u n g.

---

### Kurze Uebersicht der frühern Missionsversuche in Indien.

Weiße Verbreitung des Evangeliums in den ersten vier Jahrhunderten. Frühe Abnahme derselben. Schlummern des Missionsgeistes im Mittelalter. Entdeckungen der Portugiesen in den Ländern des Orientes. Syrische Christen. Armenische Christen. Römisch-katholische Mission. Missionseifer der Holländer. Dänische Mission. Ziegenbalg und Grundler. Förderung der Mission zu Tranquebar durch die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Schulz und andere dänische Missionarien. Aufrichtung einer Mission zu Madras. Erste Pflanzung des Christenthums im Reich Tanjore. Mission zu Cuddalore. Eroberung der Festung St. Georg durch die Franzosen. Missionar Fabricius. Römisch-katholische Kirchen und Missionshäuser zu Wepery und Cuddalore im Friedensschlusse von 1748 an die protestantischen Missionarien abgetreten. Zustand der dänischen Mission vor der Ankunft des seligen Schwarz.

**D**ie Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bietet jedem nachdenkenden Gemüthe ein höchst wichtiges und anziehendes Schauspiel dar. Eine neue und göttliche Offenbarung hatte der Menschheit die Erkenntniß des Willens Gottes, die frohe Botschaft eines Erlösers und die Verheißung einer seligen Unsterblichkeit bekannt gemacht. Wie sehr auch die geistigen Grundsätze dieser

neuen Religion und die sittlichen Vorschriften derselben nicht nur mit den herrschenden Systemen aller irdischen Weisheit, sondern auch mit dem unermesslichen Gewebe des Aberglaubens und den verkehrten Leidenschaften der Heidenwelt im Kampfe lagen, so mußte es doch den wundervollen Kräften, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche Christi in Bewegung setzten, und dem frommen Eifer ihrer frühen Schüler unter dem segnenden Beistand ihres göttlichen Urhebers bald gelingen, mit einer Schnelligkeit und in einem Umfang, wie die spätern Jahrhunderte nichts Aehnliches gesehen hatten, ihre heilsamen Einflüsse über die Welt auszubreiten. Der Glaube der Christen eroberte bald jede Provinz des römischen Reichs, und drang selbst über die weiten Grenzen desselben unaufhaltsam hinüber; und während er nach dem Rathschlusse der ewigen Liebe das gesegnete Mittel war, die Denkweise civilisirter Völker zu veredeln und die rohesten Nationen zu vermenschlichen, theilte er Beiden einen Reichthum himmlischer Segnungen mit von unendlich höherem Werthe, als Alles ist, was nur immer der vorübergehende Gewinn der gegenwärtigen Welt dem Menschengenosse darzubieten vermag.

Die Fortschritte des Evangeliums im Laufe der darauffolgenden Jahrhunderte waren nur langsam und auf vielfache Weise begrenzt, indem an so vielen Stellen das lautere Licht der göttlichen Wahrheit allmählig verdunkelt, und an andern durch Irrthum, Aberglauben und Barbarei gänzlich überwältigt und ausgelöscht wurde.

Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts fing die Kirche Christi in ihren äußerlichen Gestaltungen an, sich in den verschiedenen östlichen und nördlichen Staaten Europa's bleibend festzusetzen, und es dauerte bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, bis es ihr am Ende gelang, das rohe Heidenthum in diesen Gegenden der Welt zu überwältigen. Mittlerweile hatten die Eroberungen der Türken und Tartaren in Asien und Afrika

dem Laufe des Evangeliums in diesen Welttheilen einen unüberwindlichen Schlagbaum entgegengestellt, während der Todesschlummer und die finstere Nacht der mittlern Jahrhunderte alle Bemühungen der europäischen Christen zu seiner Verbreitung in irgend einem Theile der Welt zunichte machte.

Die Entdeckungen der Portugiesen in den großen Gewässern des Ostens, am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts, schloßen den Völkern Europa's eine neue Welt auf, und schienen die schlummernden Kräfte zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in ein neues Leben zu rufen. Auf der Küste Afrika's, in Amerika und Westindien, so wie auf den Inseln und in den Seeprovinzen Asiens thaten sich die Spanier und Portugiesen, bewaffnet durch die königliche Gewalt, und durch den Befehrsbeifer des römischen Hofes angefeuert, in diesem heiligen Kampfe hervor. Zwar hatten die Fortschritte der Kirchenverbesserung den Ehrgeiz der römischen Päbste schwer verwundet; aber nur desto heftiger brach ihr Eifer hervor, in den entferntesten Theilen der Welt für die Religion des römischen Hofes neue Schaaren von Anhängern zu werben. Die Errichtung des Jesuitenordens im Jahr 1540 unterstützte kräftig ihr Beginnen, und vom ersten Anfang desselben an, wurden zahlreiche Haufen von Mitgliedern aus seiner Mitte ausgesendet, um die Grenzen der römischen Kirche unter heidnischen Völkern nach allen Richtungen hin auszudehnen.

Als im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Portugiesen sich zuerst auf der malabarischen Küste des westlichen Asiens niederließen, fanden sie dort Gemeinden eingeborner Christen, welche ihre Ankunft willkommen hießen, und sie als Freunde und Brüder aufzunehmen bereit waren. Dieß waren die syrischen Gemeinden, oder, wie sie nach einer Bezeichnung der Portugiesen gewöhnlich genannt werden, die St. Thomas-Christen, deren einstimmige Ueberlieferung sie



schon im ersten Jahrhundert von den durch den Apostel Thomas in Indien gesammelten Christengemeinden abstammen läßt. Die Richtigkeit dieser Ueberlieferung ist allgemein bezweifelt worden, obgleich eine Reihe merkwürdiger Zeugnisse ihre Wahrscheinlichkeit verstärkt. Gewiß ist es in jedem Falle nach zuverlässigen Urkunden der alten Kirchengeschichte, daß seit mehr denn 1500 Jahren vom Cap Comorin an bis nach Cranganore hinauf und im Innern von Malabar, eine christliche Kirche auf dieser Küste Statt fand, welche die bischöfliche Verfassung hatte, und die Reihe ihrer Bischöfe von den Patriarchen zu Babylon und Antiochia zu erhalten pflegte. Jeder Umstand der Geschichte der syrischen Christen deutet auf ihren frühen Ursprung hin, während ihre Lage, mitten unter den Haufen heidnischer Gözendiener, unter denen sie so viele Jahrhunderte hindurch, wenn auch schwach, doch mit beharrlicher Treue das Licht der himmlischen Wahrheit bewahrten, einen eigenthümlichen Reiz über diese alten Christengemeinden verbreitet.

Die Achtung, welche sie unter den heidnischen Einwohnern ihres Landes genossen, war so groß, und der Einfluß, den sie vom neunten Jahrhundert an, wahrscheinlich durch die allgemeine Ueberlegenheit ihres sittlichen Charakters auf ihre Umgebungen übten, so folgenreich, daß die eingebornen Fürsten von Cochin und Travancore, auf deren Gebiet sie dem größern Theile nach wohnten, ihnen verschiedene bürgerliche Vorrechte zuerkannten, und daß ihre Geistlichkeit den nächsten Rang nach den Mairen oder dem Adel des Landes einnahm. Lange Zeit hindurch hatten sie unter ihren eigenen Fürsten ein freies und unabhängiges Leben geführt; und selbst, als sie in der Folgezeit einem heidnischen Regenten unterthan geworden waren, war es ihnen gestattet worden, in bürgerlichen, sowohl als in kirchlichen

Kirchlichen Angelegenheiten von dem Bischöfe zu Ungamala registriert zu werden.

Wundern kann es uns keinen Augenblick, wenn im Laufe der Jahrhunderte in Glauben und Leben mannigfaltige Verderbnisse in diese alte Kirche sich einschlichen. Wirklich sagt uns auch die Geschichte, daß die entgegengesetzten Irrthümer des Nestorius und Eutyches, verbunden mit vielen abergläubischen Ceremonien und schriftwidrigen Gebräuchen, unter ihnen herrschend wurden. Als indes die portugiesischen Flotten zum ersten Male diese Ufer Indiens besuchten, waren die St. Thomas-Christen, obgleich durch nestorianische Irrthümer befleckt, doch noch gänzlich unbekannt mit dem großen Abfall der abendländischen Kirche. Sie wußten nichts von der angemasteten Oberherrschaft des römischen Papstes; auch hatten sie nie zuvor etwas von der Verehrung der Jungfrau Maria, von der Brodverwandlung im Abendmahl, vom Fegfeuer und den übrigen Irrthümern und Verderbnissen der römischen Kirche vernommen. Ein für die stolzen und herrschsüchtigen Ansprüche derselben so nachtheiliger Umstand mußte bald die Eifersucht und die Besorgnisse ihrer abergläubischen Anhänger rege machen. Kaum hatten sich daher die Portugiesen auf der malabarischen Küste niedergelassen, als die römische Geistlichkeit, und besonders die Jesuiten, die mit einem, eines reinern Glaubens werthen, Eifer herbeigeströmt waren, um in diesen neuentdeckten Ländern ihre Proselyten zu machen, — weit entfernt von dem Beginnen: die syrischen Christen als Brüder zu begrüßen, und auf dem Wege der Milde und Freundlichkeit das zu verbessern, was in ihrem Kirchenglauben wirklich irrthümlich war, ihren sittlichen Volkscharakter zu heben, und sie gegen die Unterdrückungen benachbarter heidnischer Fürsten, unter denen sie damals viel Ungemach erduldeten, in Schutz zu nehmen, — vielmehr in dem Beschluß sich vereinigten, sie mit Gewalt der päpstlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, und an die

Lehrsätze und Gebräuche der römischen Kirche anzuketten. Nach einer langen Reihe arglistiger Ränke, schlauer Kunstgriffe und harter Verfolgungen gelang es dem Erzbischof von Goa, Menezes, welcher im Jahr 1599 bei der Synode zu Diamper bei Cochin den Vorsitz führte, die syrisch malabarischen Gemeinden zu überreden, daß sie es sich gefallen ließen, die Oberherrschaft des Papstes anzuerkennen, und der römischen Gerichtsbarkeit sich zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit tilgte der Erzbischof die obengenannten nestorianischen Irrthümer aus ihrer kirchlichen Liturgie aus, und ließ mit einer frommelnden Unduldsamkeit, die alle seine Verhandlungen bezeichnete, die kirchlichen Bücher und alten Urkunden der syrischen Kirche den Flammen überliefern.

Es war indeß nur ein theilweiser und vorübergehender Sieg, den Menezes errungen hatte. Die Gemeinden im Innern unterwarfen sich nur scheinbar und gezwungen seinem Machtgebote; und etwa 60 Jahre später bot ihnen die Eroberung von Cochin durch die Holländer; und die Vertreibung der Portugiesen von dem größten Theile der malabarischen Küste die willkommenere Gelegenheit dar, das römische Joch abzuschütteln, und ihre alte kirchliche Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Seit dieser Zeit haben sie dieselbe unter einem Metropolitan-Bischof aus ihrem eigenen Volke sich erhalten, indeß der größere Theil dieser Christengemeinden, besonders auf der Seeküste hin, ihre Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle fortgesetzt haben, und, die Gestattung ausgenommen, daß sie die syrische Sprache beim Gottesdienste gebrauchen dürfen, haben sie jetzt noch alles Uebrige mit der römischen Kirchenweise gemein. Die Zahl dieser eingebornen Christen, sowohl derer, die ihrem alten Glaubensbekenntnisse getreu geblieben sind, als derer, welche sich zur römischen Kirche halten, ist auf etwa 200,000 Seelen geschätzt worden.

Der unabhängige Theil dieser syrischen Christen, welche ungefähr fünfzig Gemeinden innerhalb der Gebirge

von Malayala bilden, hat nach dieser Losreißung von der portugiesischen Herrschaft sich der Gerichtsbarkeit des Jakobiten-Patriarchen zu Antiochia sich unterworfen, und demnach die Lehrsätze der Jakobiten-Gemeinden im geraden Widerspruch mit ihrem früheren nestorianischen Glaubensbekenntnisse angenommen. Das eine wie das andere scheint indeß bloß in Worten bestanden zu haben, indem ausschließend das apostolische Glaubensbekenntniß bei ihrem Gottesdienste gesprochen wird; auch unterscheiden sie sich nicht wesentlich von der Lehre der katholischen Kirche in Hinsicht auf den Glauben an die Gottheit des Sohnes Gottes.

In der Lehre von den Sakramenten, sowie in ihren liturgischen Gebräuchen, sind sie unstreitig in vielfache, abergläubische Irrthümer hinabgesunken; bedenkt man aber ihre lange Abgeschlossenheit von dem erleuchteten Theile der Christenwelt, den Anschluß des größten Theiles ihrer Brüder an die römische Kirche, die unaufhörlichen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, die Zerstörung ihrer Bücher, und die darauf folgende Mangelhaftigkeit ihrer Erziehung: so müssen wir uns vielmehr wundern, daß sie noch so viel Schriftkenntniß in ihrer Mitte bewahrt haben, und heute noch einen so auffallenden und lobenswerthen Gegensatz, nicht nur gegen die Heiden, unter denen sie wohnen, sondern auch gegen die römischen Katholiken darstellen, aus deren Knechtschaft sie sich zu ihrem Glücke losgewunden haben.

Dem frühen Ursprunge nach folgen den syrischen Christen auf der malabarischen Küste zunächst die Mitglieder der armenischen Kirche, die über ganz Asien hin ausgestreut und mit kaufmännischem Betriebe beschäftigt, auch in allen Theilen Indiens angetroffen werden. Sie unterscheiden sich in mannigfaltiger Hinsicht von den Mitgliedern der griechischen und lateinischen Kirchengemeinschaft, und es kann im Allgemeinen von ihnen gesagt werden, daß sie ihr altes Glaubens-

bekennniß von wesentlichen Irrthümern und Verderbnissen frei erhalten haben. In den drei Präsidentschaften von Calcutta, Madras und Bombay sowohl, als im Innern des Landes haben sie ihre eigenen gottesdienstlichen Orter; auch werden sie von Persien her mit Geistlichen versehen und von Zeit zu Zeit von armenischen Bischöfen besucht, welche der Patriarch von Etschmiazin auszusenden pflegt. Die Anzahl der armenischen Christen in Indien beläuft sich nicht höher, als auf einige Tausende; auch scheinen sie nie darum bekümmert gewesen zu seyn, die Grenzen ihrer Kirchengemeinschaft zu erweitern.

Der Eifer der portugiesischen Geistlichkeit und der übrigen Missionarien der römischen Kirche, unter welchen der mit Recht berühmte Franz Xavie die ausgezeichnetste Stelle einnimmt, hatte die Befehrung von Tausenden indischer Götzendiener zum römisch-katholischen Glauben zur Folge. Der größere Theil dieser Neubefehrten lebte zu Goa und Cranganore, sowie an andern Stellen der malabarischen Küste unter dem unmittelbaren Einflusse der portugiesischen Regierung; indes die Missionen in den Reichen von Madura und Mysore in Marawa, der südöstlichen Spitze der Halbinsel, und auf der Insel Ceylon, auf der Küste von Coromandel und im Carnatic, wenn wir den Berichten glauben dürfen, besonders von den Jesuiten-Missionarien mit dem ausgezeichnetsten Glück geführt wurden. Ohne Zweifel muß von der ungeheuren Zahl von Neubefehrten, welche durch diese Missionarien für die römische Kirche gewonnen worden seyn sollen, ein nicht geringer Theil abgezogen werden. Geben wir aber auch zu, daß Hunderttausende der heidnischen Hindus durch ihre Bemühungen gewonnen wurden, so lassen uns die schriftwidrigen und unwürdigen Befehrungsweisen, zu welchen die Jesuiten ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, sowie das bloß äußerliche Mundbekenntniß zum Christenthum, mit welchem sie sich größtentheils begnügten, nur einen geringen Anschlag über den Werth von Ar-

beiten machen, welche im entgegengesetzten Falle für ein edles und höchst wichtiges Beginnen erklärt werden müßten.

Der Weg, den einer der ausgezeichnetsten Nachfolger Xaviers, Robert di Nobili, Vorsteher des Jesuiten-Collegiums zu Madura, im 16ten Jahrhundert mit seinen Geistlichen einschlug, die Kleidung, die Sitten und Gewohnheiten der Brahminen anzunehmen, und die Hindus für das Christenthum zu gewinnen, ist ein deutlicher Beweis, welche unweise und zweideutige Versuche von ihnen gemacht wurden, um auf Kosten der Wahrheit und Lauterkeit des Christenthums das Heidenthum in Indien zu bekriegen. Dieselbe wohlmeinende, aber übelverstandene Weltklugheit veranlaßte diesen gelehrten und eifrigen Mann, eine Schrift in der Sanskrit-Sprache auszufertigen, welche Gespräche zwischen einem Christen und einem Hindu in sich enthält, in welchen er den Hindu, bei aller Ueberlegenheit der Beweisgründe für das Christenthum, mit aller Macht der Rede den Versuch machen läßt, statt des Christenthums einen bloßen Mundglauben an das Daseyn Gottes anzunehmen, und seinen heidnischen Landesleuten die Thorheit ihres bisherigen Gözendienstes auseinander zu setzen. Als eine Uebersetzung dieser Schrift von Pondicherry der königlichen Bibliothek zu Paris zugesendet wurde, so fiel alsobald Voltaire, in der Meinung, daß sie wirklich von einem Hindu verfaßt worden sey, über dieselbe her, und suchte aus ihr in triumphirendem Tone der Christenwelt zu beweisen, wie unnöthig und überflüssig das Bemühen sey, einem Volke die Lehren des Christenthums aufzuzwingen, das von den Grundsätzen der natürlichen Religion bereits eine so aufgeklärte Erkenntniß sich erworben habe.

Das gänzliche Fehlschlagen dieser Kunstgriffe weltlicher Klugheit von Seiten der römischen Missionarien in Indien hat in neuerer Zeit der Abbé Dubois der Welt offenherzig bekannt, der es indes, sonderbar genug

nicht dem Umstande, daß der Segen Gottes eine so schriftwidrige und dem Verfahren der Apostel entgegen-gesetzte Befehrungsweise nicht begleiten konnte, sondern der Wirksamkeit einer unbedingten Vorherbestimmung Gottes zuschrieb.

Das allmähliche Dahinsinken der portugiesischen Herrschaft auf der malabarischen Küste verminderte auf natürlichem Wege den Einfluß und die Erfolge der römisch-katholischen Missionen in Indien, indes der Befehrungseifer der Holländer, obgleich auch er sich in manchen Fällen ähnlicher Maßnahmen der Weltflüchtigkeit, welche die Missionen der römischen Kirche befeckten, sowie eines sträflichen Leichtsinnes bei der Aufnahme von Heiden in die Christengemeinde zu Schulden kommen ließ, in Indien, besonders aber auf der Insel Ceylon, die Schaaren der äußerlichen Bekenner zum Christenthum unter den heidnischen Einwohnern ansehnlich vermehrte.

Obgleich der fromme Sinn, und die neuerwachte Liebe der Protestanten zum Evangelium nicht selten das ernstliche Verlangen unter ihnen rege machte, den lautern Glauben an das Wort Gottes in heidnischen Ländern auszubreiten, so hatte doch die Begründung und Vertheidigung der wieder aufgelebten Kirche Christi gegen die feindseligen Angriffe der päpstlichen Widersacher auf dem einheimischen Boden, sowie der Mangel an Gelegenheiten und Erleichterungs-Mitteln zur Förderung eines so großen Werkes, im ersten Jahrhundert nach der Kirchen-Verbesserung, die nachtheilige Wirkung, daß im Schooße ihrer Kirche jeder unmittelbare und kräftige Missions-Versuch verhindert wurde. Dennoch hatten Grundsätze gesunder Staatsklugheit, so wie das Gefühl der Verpflichtung, wie so eben bemerkt wurde, die Holländer angetrieben, ihre Eroberungen im Osten mit lobenswerthen Versuchen zur Verbreitung des Christenthums in Indien zu begleiten. Indes war doch der dänischen Nation die hohe Auszeichnung aufbewahrt, das erste Beispiel einer Anstalt

aufzustellen, welche den ausdrücklichen Zweck hatte, den heidnischen Bewohnern Indiens die unschätzbaren Segnungen des Christenthums mitzutheilen.

Die Krone Dänemark war seit dem Jahr 1621 zum Besiz der Stadt Tranquebar, und eines kleinen anliegenden Gebietes auf der Küste Coromandel gelangt, welche der Rajah von Tanjore ihr abgetreten hatte. Lange zuvor hatten die Jesuiten eine Kirche in dieser Stadt erbaut, aber zur Verbreitung des Christenthums unter den Eingebornen nichts geleistet; während die dänischen Kaufleute, die sich blos zeitlichen Gewinns halben in derselben niederließen, um die Sache der christlichen Gottes-Verehrung völlig unbekümmert blieben. Dieß war die Lage der Dinge, als im Jahr 1705 der König von Dänemark, Friedrich IV., veranlaßt durch die Vorstellungen, die ihm, als Kronprinzen, der Hofprediger Dr. Lütken schon früher gemacht hatte, den Beschluß faßte, eine Mission zur Befehrung der Heiden zu Tranquebar aufzurichten, wie sehr auch einige seiner Staatsdiener, welche die Sache für unreif und unzeitig erklärten, seiner menschenfreundlichen Absicht sich entgegenstellten. Um zu diesem Ziele zu gelangen, wendete sich der König an den berühmten Dr. Franke, welcher damals Professor der Theologie in Sachsen war, und dessen frommer Eifer für die Sache der Religion, sowie das unter seiner Leitung zu Halle errichtete orientalische Collegium der Gottes-Gelehrtheit, ihn vorzugsweise für diese Berathung empfahl, und bat ihn, ihm unter der Anzahl seiner Schüler einige zu nennen, welche durch ihre Gottesfurcht und Gelehrsamkeit die geeignetsten Werkzeuge seyn dürften, um den ersten Grund zu diesem wichtigen Werke zu legen. Der selige Dr. Franke schlug dem Könige hiezu einen jungen Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und lebendiger Frömmigkeit, den Bartholomäus Ziegenbald vor, der unter seiner Leitung seine theologischen Studien zu Halle gemacht hatte, und zufällig sich gerade zu Berlin befand,



als sich dort Dr. Lütken nach tauglichen Heidenlehrern umfab; und er nahm den Ruf zu diesem folgenreichen Beginnen mit Freuden an. Später schloß sich sein Freund und Studiengenosse, Heinrich Plutschow an ihn an, den das ähnliche Verlangen beseelte, an der ersten protestantischen Mission in Indien thätigen Antheil zu nehmen. Nachdem diese frommen Männer die geistliche Weihe aus den Händen des Bischofs auf Seeland zuvor erhalten hatten, schifften sie sich den 29. Nov. 1705 zu Kopenhagen ein, und kamen den 9. Juli 1706 nach einer angenehmen Seereise zu Tranquebar an.

Ungeachtet ihres, vom Könige Dänemarks selbst, erhaltenen Auftrags fanden an dieser Stelle die Missionarien dennoch statt einer freundlichen Aufnahme von Seiten der dänischen Behörden, nichts als abschreckenden Unwillen und Widerstand. Sie ließen sich indess von den vielfachen Hindernissen, die sie umgaben, nicht muthlos machen, sondern stärkten sich durch die Betrachtung des Wortes Gottes, besonders der Apostel-Geschichte, und durch Gebet, und sungen ohne Zögerung ihre schwierige Arbeit an. Vor Allem lag es ihnen ob, sich mit der portugiesischen Sprache genau bekannt zu machen, welche seit den verfloffenen zwei Jahrhunderten jetzt allgemein von den Eingebornen verstanden wurde, und nach ihr machten sie sich an die Erlernung der tamulischen Sprache, welche von Madras an bis zur südlichen Spitze der Halbinsel, und im Norden Ceylons von dem größten Theile der Einwohner als Muttersprache gesprochen wird. Ihr Eifer und Fleiß in diesem Geschäfte war so groß, daß sie sich nach wenigen Monaten eine zureichende Bekanntschaft mit beiden erworben hatten, um in den zwei Schulen, die sie aufgerichtet hatten, und aus ihrem eigenen, geringen Einkommen unterhielten, den Religionsunterricht mit der heidnischen Jugend beginnen zu können. Ziegenbalg beschäftigte sich vorzugsweise mit der tamulischen Sprache, und machte in derselben so ansehnliche Fortschritte, daß er nicht nur eine ausgebreitete Be-

kenntniß mit den über die hinduische Götterlehre und Geschichte in dieser Sprache geschriebenen Schriften sich erwarb, sondern auch bald mit den Eingebornen über religiöse und moralische Gegenstände fließend in derselben sich zu unterhalten begann.

Die erste Frucht seiner Arbeiten auf diesem anziehenden Missionsfelde war die Befehrung eines jungen Mannes von einer vornehmen Caste, Namens Modalia-pa, der während seines Unterrichtes, den er dem wackern Ziegenbalg in der tamulischen Sprache gab, nach und nach von den Irrthümern des Götzendienstes und der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt wurde, deren sittliche Kraft er an dem Bilde der beiden Missionarien auf eine so rührende Weise wahrnehmen durfte. Nach vieler Ueberlegung und Unterredung mit diesen frommen Männern überraschte er sie endlich mit der freudenvollen Erklärung, daß er bereit sey, mit ihnen zu leben und zu sterben, und nichts als ein sparsames Durchkommen durch diese Welt verlange, wenn er nur an den Segnungen und Verheißungen des Evangeliums Antheil nehmen dürfe. Als Dr. Buchanan gerade ein Jahrhundert später im Jahr 1806 Tranquebar besuchte, fand er in einem Zimmer der alten Wohnung des vollendeten Ziegenbalg die Kirchenverzeichnisse, in denen der Name dieses Erstlings unter den Heiden oben angeschrieben war.

Die Befehrung dieses jungen Mannes, und einer vornehmen Tamulin scheint großes Aufsehen erregt zu haben, und dem Rajah von Tanjore berichtet worden zu seyn, der einen Hofbedienten mit Versicherung seiner Freundschaft und mit dem Anerbieten einer Soldaten-Bedeckung an die Missionarien absandte, wenn sie geneigt seyn sollten, einen Besuch in das Innere seines Landes zu machen. Indes hielten sie es unter ihren damaligen Umständen nicht für rathsam, von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

Im Maimonat 1707 taufte die Missionarien Mehrere ihrer Catechumenen öffentlich in der dänischen Kirche zu Tranquebar, bei welcher Gelegenheit Ziegenbalg in tamulischer Sprache über die Befehrung der Heiden und die besten Mittel, evangelische Erkenntniß unter denselben zu verbreiten, einen merkwürdigen Vortrag hielt. Wenige Tage später übertrugen sie einem ihrer Neubefehrten das Amt eines Catechisten, um sie im Unterrichte seiner heidnischen Landsleute zu unterstützen, und fingen am 14. Juni mit den geringen Mitteln, die ihnen zu solchem Werk zur Verfügung standen, den Bau einer Kirche für die Neubefehrten unter den Heiden an. So groß war der Segen Gottes, welcher auf diesem frommen Werke ruhte, daß mit Hülfe ihrer freundlichen Nachbarn, und selbst Einiger von denen, die sich anfänglich dem Missionswerke widersetzt hatten, dieses Gotteshaus schon im darauf folgenden Monat August vollendet, und in Gegenwart einer großen Versammlung von Christen, Muhamedanern und Heiden eingeweiht werden konnte. Diese Kirche wurde mitten unter der Heidenbevölkerung, außerhalb der Stadt, aus Stein aufgerichtet. Hier predigten die Missionarien regelmäßig zweimal in der Woche in portugiesischer und tamulischer Sprache; und legten an dieser Stelle, nachdem sie noch einige Catechumenen getauft, und das heilige Abendmahl ausgetheilt hatten, den Grund zu einer zahlreichen und blühenden Christengemeinde, die aus Neubefehrten gesammelt wurde, welche in den Heilswahrheiten des Christenthums wohl unterrichtet waren, und dem größten Theile nach die Aufrichtigkeit ihres christlichen Glaubensbekenntnisses durch einen rechtschaffenen Wandel bestätigten.

Tief überzeugt von der Wichtigkeit eines frühzeitigen Jugendunterrichtes verloren die Missionarien keine Zeit, eine Schule für die Erziehung der tamulischen Jugend aufzurichten, so viele derselben sie um sich her sammeln konnten, von denen die ärmern auf ihre Kosten

gespeist und gekleidet wurden. Zu dieser Schule fügten sie nicht lange hernach eine portugiesische hinzu. Die Missionsgeschichte nennt uns nicht viele Namen von Männern, die an Eifer und Fleiß diesen frommen Knechten Christi es zuvor gethan hätten. In einem Briefe an Dr. Lütkens liefert Ziegenbalg ein merkwürdiges Verzeichniß von großen und mühevollen Arbeiten, welche die Geschichte eines jeden seiner damaligen Lebenstage ausfüllten. Die früheste Morgenstunde war der Andacht geweiht. Hierauf folgte eine Erklärung des lutherischen Catechismus in portugiesischer Sprache; an sie schlossen sich seine Studien im Tamulischen an, und dann las er mit einem eingebornen Dichter dieses Volkes die besten Werke desselben, um sich in dieser Sprache zu vervollkommen. Nach kurzer Erholung begann eine Catechisation der Kinder; sodann kehrte er zu seinen tamulischen Studien zurück, und hierauf hielt er eine Erbauungsstunde mit einigen Deutschen, welche sich zu Tranquebar angesiedelt hatten. „Alle Abende, fügte er hinzu, unterhalten wir uns miteinander über unser Werk und die besten Mittel, dasselbige zu fördern. Nach dem Nachtessen überblicke ich noch einmal die Geschäfte des Tages, prüfe mein Herz in der Gegenwart Gottes, und beschliesse den Tag mit Gesang und Gebet.“ Kann es uns wundern, wenn ein Mann bei diesem frommen und eifrigen Sinne mit ausgezeichnetem Segen unter den Heiden wirkte, oder wenn bei dieser rastlosen Geschäftigkeit seine Kräfte nur allzubald verzehrt wurden! Unter diesen Segnungen Gottes, welche die Arbeit dieser frommen Männer begleiteten, wurde ihr Glaube und ihre Geduld auf schwere Proben gesetzt, indem nicht nur zweimal nacheinander ansehnliche Geldsendungen, welche sie von Europa her erwarteten, im Schiffbruche zu Grunde gingen, sondern auch der fortgesetzte Widerstand europäischer Einwohner ihre Arbeit immer aufs Neue zu erschweren versuchte. Dieser Widerstand ging so weit, daß einmal

der treffliche Ziegenbalg von dem dänischen Gouverneur gefangen genommen, und vier Monate lang im Gefängnisse festgehalten wurde, während welcher Trübsalszeit die unerschütterliche Festigkeit seines Glaubens und seine fromme Thätigkeit, so wie seine Hingebung in den Willen Gottes, unter den Mißhandlungen der Ungerechtigkeit, im schönsten Lichte sich entfaltete.

Die Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung der Missionarien, verbunden mit der Unterstützung einiger wohlthätiger Freunde setzte sie in Stand, die wachsenden Ausgaben ihres Werkes bis zum Juli 1709 zu bestreiten, als gerade zur rechten Stunde drei neue Missionarien, Grundler, Boeving und Jordan, aus Europa zu Tranquebar ankamen, und ihnen nebst einer beträchtlichen Geldsumme, verschiedene Vorräthe zum Gebrauch der Mission zuführten. Den Verfolgungen, welche die Missionarien so lange von Seiten der dänischen Behörden erduldet hatten, wurde jetzt durch das kräftige Gebot ihres königlichen Beschützers, des Königs von Dänemark, ein Ende gemacht, indem dieser dem Gouverneur von Tranquebar die bestimmtesten Befehle ertheilte, diese frommen Arbeiter aus allen Kräften zu unterstützen und zu ermuntern.

In diesem Jahre (1709) wurde auch in England durch die Uebersetzung einiger an einen christlichen Freund in London gerichteter Briefe der Missionarien, dieser Missionsversuch der Deutschen auf dem indischen Boden zuerst bekannt, und besonders durch eine Schrift, welche der Hofprediger des Prinzen Georg von Dänemark, eines der frühesten Mitglieder, der wenige Jahr zuvor errichteten Gesellschaft „zur Beförderung christlicher Erkenntniß“, um diese Zeit herausgab, die Aufmerksamkeit des christlichen Publikums auf dieselbe hingerrichtet. Diese Gesellschaft sandte alsobald der Mission zu Tranquebar ein Geschenk an Geld und Büchern zu, auch wurde ihres Werkes in ihrem Jahresberichte auf eine theilnehmende Weise gedacht. Dies

war der Anfang der segensreichen Verbindung dieser Gesellschaft mit der dänischen Mission, welche von dieser Zeit an zur Verbreitung des Christenthums in Indien kräftig die Hände bot.

Im Jahr 1710 trat Ziegenbalg eine Reise nach Madras an, um zu versuchen, wie weit in dieser Stadt selbst, oder in der Nachbarschaft derselben, die Predigt des Evangeliums unter den Heiden einen Zutritt finden dürfte. Seine Gemeinde zu Tranquebar bat ihn mit Thränen, sie nicht zu verlassen, oder doch sobald wie möglich wieder zu ihr zurückzukehren. Zu Chillumbrum verließ er das Gebiet des Reiches Tanjore und trat in die Staaten des Groß-Moguls ein; von hier setzte er seinen Weg nach Porto-Novo und Cuddalore über das französische Gebiet von Pondicherry fort, und kam am 10ten Tage wohlbehalten in Madras an, wo er von Herrn Lewis, dem damaligen Caplan der Niederlassung, freundlich aufgenommen wurde, welcher in Angelegenheiten der dänischen Mission mit der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß den Briefwechsel führte. Ziegenbalg suchte sich während seines Aufenthaltes in dieser Stadt mit den geistlichen Bedürfnissen genau bekannt zu machen. Er schreibt in einem seiner Briefe um diese Zeit: „Madras ist für das Werk der Heidenbekehrung vortheilhaft gelegen, wenn nur die Engländer, welche hier regieren, unsere Arbeiten unterstützen, oder sich in der Verbreitung des Evangeliums im Oriente an uns anschließen wollten. Ich habe hier von Herrn Böhm einen Brief erhalten, worin er mir einige Hoffnung macht, daß zu seiner Zeit vielleicht die Engländer bewogen werden dürften, an einem so hoffnungreichen und würdigen Beginnen Theil zu nehmen.“ In den drei folgenden Jahren wurde von der Gesellschaft zu London, außer dem Beitrag einer beträchtlichen Geldunterstützung, welche sie den Missionarien zusandte, noch der Druck einer Auflage des portugiesischen Neuen Testaments zum Gebrauch derselben unter-

nommen, und ihnen eine Druckerpresse mit den erforderlichen Schriften und Papiervorräthen zugesendet. Das Schicksal der Druckerpresse war merkwürdig. Das Schiff, in welches sie zur Ueberfahrt verladen war, wurde von den Franzosen erbeutet und nach Brasilien gebracht, wo der Drucker, der sie begleitete, sein Leben schloß. Dort wurde die Presse zum zweiten Mal von der Gesellschaft angekauft, und im folgenden Frühjahr glücklich nach Madras versetzt. Um dieselbe Zeit erhielten die Missionarien einen Guss tamulischer Druckschriften aus Deutschland. Später gelang es ihnen, eine verbesserte Schrift in dieser Sprache zu gießen; auch versuchten sie die eigene Ausfertigung des Papiers, und wurden auf diese Weise in Stand gesetzt, eine große Anzahl größerer und kleinerer Schriften zu drucken, welche zur Verbreitung christlicher Erkenntniß im südlichen Indien die nützlichsten Dienste leisteten. Die schätzbarste und wichtigste Arbeit derselben war indeß die Uebersetzung des N. Testaments in die tamulische Sprache. Schon im Jahr 1708 hatte Ziegenbalg dieses wichtige Werk begonnen, nachdem er so viel Kenntniß der Sprache erworben hatte, daß er sie sprachrichtig und fließend schreiben konnte. Seine Uebersetzung wurde im Jahr 1711 vollendet; allein er zögerte mit dem Druck derselben, um sie durch die sorgfältigsten Berichtigungen zu vervollkommen, und so trat sie erst im Jahr 1714 aus der Druckerpresse zu Tranquebar ans Licht. Auch die römischen Missionarien hatten verschiedene Traktate in der tamulischen Sprache zum Drucke befördert, welche meist in Catechismen, in Erzählungen aus dem Leben der Heiligen, oder aus Legenden ihrer Kirche bestanden. Nachdem sie auf ihre Weise 200 Jahre lang das Missionswerk in Indien getrieben hatten, war es erst dem sel. Ziegenbalg vorbehalten, die heiligen Schriften in eine der gangbarsten Sprachen Indiens zu übertragen. „Möge der allmächtige Gott, so schrieb dieser edle Mann, als er

der Gesellschaft christlicher Erkenntnis das erste Exemplar seiner Uebersetzung zusandte, möge Er unsere Arbeiten mit seinem himmlischen Segen begleiten, und Gnade geben, daß sein heiliges Wort als ein unvergänglicher Same unter diesen Völkern weithin ausgestreut werden möge, um sie vor dem ewigen Verderben zu bewahren.“

Der König von Dänemark hatte im Jahr 1711 den Missionarien zu Tranquebar einen jährlichen Unterhalt von 2000 Kronen (à 23 Bazen fl. 3070) zuerkannt; auch stiftete dieser edle Fürst im Jahr 1714 das Missions-Collegium zu Kopenhagen, um die Sache der Heidenbefehrung auf diesem Wege kräftig zu fördern. Die Zahl der Neubekehrten zu Tranquebar belief sich um diese Zeit nahe auf 300 Seelen, von denen die Meisten durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt waren. Die Schulen faßten über 80 Kinder in sich, welche beinahe sämmtlich von den Missionarien nicht bloß unterrichtet, sondern auch genährt wurden. Auch belief sich bereits die Anzahl von Gehülfen, welche als Schullehrer, Catechisten, und auf andere Weise der Mission dienten, auf 20 Seelen. Diese wachsende Sorge, und die damit verbundene Arbeit und Verantwortlichkeit, welche den Missionarien oblagen, verbunden mit den fortdauernden Hindernissen, mit denen das Missionswerk noch immer zu kämpfen hatte, veranlaßte den seligen Ziegenbalg zu dem Entschlusse, eine Reise nach Europa zu machen, wohin sein Freund Plutschko schon früher in der Absicht zurückgekehrt war, um die Missionsfache in Indien durch das Auffuchen neuer Hülfsmittel zu unterstützen.

Nachdem er die Angelegenheiten der Mission der Pflege seines Freundes Grundler anvertraut hatte, schiffte er sich im Oktober 1714 in Begleitung eines jungen, bekehrten Indiers nach Europa ein. Während der Zeit seiner Seereise beschäftigte er sich mit der Uebersetzung einiger alt-testamentlicher Schriften in die tamulische Sprache, und mit der Abfassung einer



lateinisch geschriebenen Grammatik derselben, welche zu Halle im Jahr 1716 gedruckt wurde, und von den Kennern der orientalischen Litteratur noch jetzt hochgeschätzt wird. Am 1. Juni 1715 kam Ziegenbalg zu Bergen in Norwegen an, von wo er sich nach Stralsund in Pommern begab, um mit seinem Hindubegleiter dem Könige von Dänemark seine Aufwartung zu machen, welcher damals die Belagerung dieser Stadt persönlich leitete. Nach einer ungemein huldreichen Aufnahme von Seiten dieses Monarchen, welcher ihm den Titel „Missions-Inspector“ beilegte, setzte er seine Reise nach Kopenhagen fort, wo er aufs herzlichste bewillkommt wurde, und mit der dänisch-ostindischen Compagnie daselbst Verfügungen verabredete, welche für das Missionswerk in Indien von hoher Wichtigkeit waren. Seinen nächsten Besuch machte er dem Professor Franke zu Halle, welcher bisher den wärmsten Antheil an seinen Arbeiten genommen hatte, und durch Rath und That eine der kräftigsten Stützen seiner Mission war. Während seines Aufenthaltes daselbst trat er in eheliche Verbindung mit einer frommen Tochter, deren Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und setzte nun seinen Weg nach England fort, wo er zu Ende dieses Jahres ankam. Hier wurde er mit all' der Hochachtung und Liebe empfangen, welche ihm in so hohem Grade gebührte. Er hatte die Ehre, dem Könige Georg I. vorgestellt zu werden, welcher viele Fragen über die Mission an ihn machte, und ihn seines königlichen Schutzes versicherte. Der Erzbischof von Canterbury, Dr. Wake, so wie der Bischof von London, behandelten ihn mit auszeichnungsvoller Hochachtung. Ersterer empfing ihn mit einer lateinischen Bewillkommungs-Anrede, welche Ziegenbalg alsobald, mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, in tamulischer und lateinischer Sprache beantwortete. Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß übermachte ihm nun für die Mission anschuliche Gaben in Geld, Papier und

und Büchern; und nachdem ihm die Direktoren der ostindischen Kompagnie freie Ueberfahrt auf einem ihrer Schiffe zugesichert hatten, so schiffte er sich zu Deal am 14. März 1716 ein, und langte nach einer gefährlichen Seereise am 10. August 1716 wohlbehalten zu Madras an, wo ihn der dortige Caplan Stevenson mit herzlichster Liebe empfing. Dieser treffliche Mann hatte eine warme Liebe für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden in seiner Seele, und noch findet sich von ihm in den Jahresberichten der Londner Gesellschaft ein Brief vom Jahr 1716 eingerückt, in welchem er die Haupthindernisse dieses Werkes, die Gründe seiner Hoffnungen für den glücklichen Erfolg desselben, so wie die Mittel und Wege entwickelte, welche ihm zu seiner Förderung als die geeignetsten erschienen. In diesem Briefe gibt Herr Stevenson den gesegneten Arbeiten der Missionarien zu Tranquebar das ehrenvollste Zeugniß; und obgleich mehrere seiner Vorschläge seit jener Zeit zur vollen Wirklichkeit gebracht wurden, so läßt sich doch die fromme und herzlichste Aussprache dieses alten Missionsfreundes auch heute noch nicht ohne Erbauung und Nutzen lesen.

Nach wenigen Tagen der Erholung zu Madras eilte Ziegenbalg zu seinem treuen Mitarbeiter Grundler nach Tranquebar zurück, um mit erneuerter Kraft das schwierige Missionswerk wieder zu beginnen. Beide gründeten nun ein Seminar zur Erziehung eingebornen Jünglinge, welche als Schullehrer und Catechisten bei der Mission angestellt werden sollten; auch wurden nicht lange hernach, mit der Genehmigung des brittischen Gouverneurs zu Madras, tamulische und portugiesische Schulen in letzterer Stadt und zu Cuddalore von ihnen aufgerichtet. Nachdem im folgenden Jahr (1717) die Kirche zu Tranquebar durch eine Ueberschwemmung stark beschädigt worden war, so wurde von den Missionarien eine neue erbaut, und die alte zum

Unterrichte der Catechumenen benützt. Ziegenbalg fuhr unermüdet fort, sich mit der Uebersetzung der heiligen Schriften in die tamulische Sprache zu beschäftigen, Reisen nach den benachbarten Distrikten zu machen, und unter den Hindus und Muhamedanern die Erkenntniß der Wahrheit auszubreiten. Auch sein Briefwechsel mit den Missionsfreunden in Europa wurde durch diese Arbeiten nicht unterbrochen, und er erhielt von denselben die wärmsten Versicherungen ihrer thätigen Theilnahme. Ermuntert durch das Wohlwollen, womit der König Georg I. in England ihn aufgenommen hatte, richtete er ein Schreiben an denselben, worin er ihm die Pflicht, so wie die Ausführbarkeit des heilsamen Planes entwickelte, die evangelische Erkenntniß auf den brittischen Besitzungen Indiens auszubreiten. Nicht lange hernach erhielt Ziegenbalg ein Antwortschreiben vom Könige, worin ihm derselbe seine Theilnahme an dem glücklichen Erfolg der heiligen Sache, womit er beschäftigt war, in den kräftigsten Worten ausdrückte.

Alein die segensreiche Laufbahn Ziegenbalgs eilte schnell ihrem Ende entgegen. Im Herbst 1718 fing die Gesundheit dieses unermüdeten Arbeiters zu sinken an. Mehrere Monate lang schmachtete er in Schwachheit und Schmerzen dahin, und mit der stillen Hoffnung der Wiedergenesung trat er jetzt eine Reise längs der Seeküste an; allein zu Cuddalore fühlte er die Annäherung seiner Todesstunde, und ließ seinen Freund Grundler dorthin zu sich rufen, in dessen Herz er nun die bußfertige, aber zuversichtliche und freudige Hoffnung der zukünftigen Seligkeit ausgoß. Nachdem er aus den Händen seines Freundes das heil. Abendmahl empfangen hatte, verlangte er, daß ihm ein Lied des seligen Luther, an dem er so oft im Leben seine Seele erquickt hatte, gesungen werden sollte; und unter dem Gesang gab er im hohen Frieden Gottes den 23. Febr. 1719, im 36. Jahre seines Alters, den Geist auf, tief betrauert von seinem frommen Mitarbeiter und der

Gemeinde der Neubekehrten, und selbst von den Heiden hochgeachtet und vermist.

Es ist ein wahrhaft bewunderungswürdiges Bild, in welchem sich uns der Charakter Ziegenbalgs vor die Augen stellt. Seine lebendige Gottseligkeit und sein warmer Eifer standen unter der Leitung einer gesunden Urtheilskraft, und wurden durch eine so liebenswürdige und menschenfreundliche Gemüthsweise begleitet, die jeden an sich zog, der ihm nahe kam; während seine rastlose Thätigkeit und seine beharrliche Geduld Schwierigkeiten auf der Missionslaufbahn überwand, welche andere für unbesiegbar geachtet haben würden. Dabei legte er es stets darauf an, das Missionswerk auf die sichersten Grundlagen aufzubauen. Seine Uebersetzung des neuen Testaments in die tamulische Sprache reicht allein zu, seinen Namen in der Missionsgeschichte, unsterblich zu machen; und sie erprobte sich, wie der Bollendete so oft und so innbrünstig unter dem Uebersetzungsgeschäfte vom Herrn ersuchte, als eine Quelle unendlicher Segnungen, deren Werth für die nachkommenden Geschlechter Indiens nimmermehr berechnet werden mögen.

Der schwere Verlust, den die Mission durch Ziegenbalgs Hingang erlitt, wurde im folgenden Monat September einigermaßen ersetzt durch die Ankunft von drei neuen Missionsgehülften, Schulz, Dahl und Reistenmacher, welche dem wachsenden Befehrungsgeschäfte in Indien zur Hülfe zugesendet wurden. Ein solcher Zuwachs war in hohem Grade erwünscht und entscheidungsvoll, da Grundlers Gesundheit einen schweren Stoß erlitten hatte, und er noch sehr schwach darniederlag; indeß raffte er sich, erquickt durch die Ankunft neuer Gehülften auf, und gleich als ob er das nahende Ende seines Lebens abnete, bot er im prophetischen Gefühle seinen letzten Kräften auf, um sie für ihre verschiedenen Berufsgeschäfte vorzubereiten. Dieser

treffliche Mann überlebte seinen vollendeten Freund Ziegenbalg nicht länger, denn ein Jahr. Er hatte im Sinne, zur Verkündigung des Evangeliums eine große Reise zu unternehmen, und sich wirklich nach Cuddalore auf den Weg gemacht. Da er sich aber zu schwach fühlte, die Reise weiter fortzusetzen, so kehrte er nach Tranquebar zurück, wo seine Krankheit schnell zunahm. Den 15. März 1720 hielt er seinen letzten Gottesdienst, und drei Tage darauf übergab er seinen frommen Geist in die Hände seines Erlösers, und wurde in der Missionskirche neben der sterblichen Hülle seines vollendeten Freundes begraben.

Schulz wurde nun der Führer der dänischen Mission; und er bewies es auch, daß er seiner Vorgänger würdig war. Die schmerzlichen Verluste, die sie innerhalb kurzer Zeit betroffen hatten, erregten die Hoffnung ihrer römisch-katholischen Gegner in Indien, daß sie bald werde aufgegeben werden müssen, und selbst viele ihrer Freunde in Europa waren deshalb nicht ohne Besorgniß. Indes war der fromme Sinn, und die kräftige Thätigkeit Schulzens und seiner Mitarbeiter der prüfungsvollen Aufgabe, die in ihren Händen lag, mit Gotteskraft vollkommen gewachsen. Emsig beschäftigten sie sich mit Erlernung der Sprachen der Eingebornen, und brachten es in kurzer Zeit so weit, daß sie in denselben catechisiren und das Evangelium verkündigen konnten; und statt der Muthlosigkeit sich hinzugeben, erweiterten sie die Kreise ihrer Wirksamkeit. Durch die reichlichen Beiträge der brittischen Statthalter zu Madras und des Forts St. David, so wie vieler anderer Freunde in Indien und Europa unterstützt, vermehrten sie die Anzahl ihrer Schulen und die Thätigkeit ihrer Druckerpresse, und erneuerten die Besuche ihrer Vorfahren in den benachbarten Städten und Dörfern. Während des Zeitraumes von fünf Jahren nach Ziegenbalgs Tode wurden 150 Neubefehrte zu der Gemeinde hinzugethan.

Im Jahr 1724 kamen drei neue Glaubensboten, Bosse, Pressier und Walthier zu Tranquebar an, welche der thätige Professor Franke zum Werke des Amtes erwählet hatte, und die nun, unter der Leitung der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntnis, in die Missionslaufbahn eintraten. Sie überbrachten ihrem Collegem Schulz von dem Erzbischofe zu Canterbury ein Schreiben, in welchem dieser ehrwürdige Vorsteher der brittischen Kirche unter dem Ausdruck seiner Freude über diesen Zuwachs der Mission, ihm empfahl, aus der Klasse der Neubekehrten solche zu erwählen, welche am meisten die erforderlichen Eigenschaften besitzen würden, um nöthigen Falls die evangelischen Arbeiten mit ihnen zu theilen. So groß war der Eifer dieser neuen Missionarien in der Erlernung der portugiesischen und tamulischen Sprache, die sie schon während ihrer Seereise begonnen hatten, daß sie drei Monate nach ihrer Ankunft im Stande waren, als Catechisten und Prediger in ihr Amt unter den Heiden einzutreten.

Unter den Gegenständen, denen Missionar Schulz seine ernstlichste Aufmerksamkeit widmete, war die Fortsetzung der Uebersetzung des alten Testaments ins Tamulische, welche Ziegenbalg nur bis zum Büchlein Ruth gebracht hatte. Schon im Jahr 1723 fing er dieses wichtige Geschäft an, dem er regelmäßig jeden Tag 6 Stunden widmete. Schulz war mit dem hebräischen Originaltext wohl vertraut, und er verglich zugleich bei seiner Arbeit die Bibelübersetzungen der meisten europäischen Sprachen; ihm stand dabei ein gelehrter Brahmine mit andern sprachkundigen Eingebornen zur Seite. Auch widmeten seine Mitarbeiter dieser Uebersetzung eine sorgfältige Durchsicht. Dieses wichtige Werk wurde im Jahr 1725 vollendet, und der erste Theil desselben alsobald zur Presse befördert. Im Jahr 1727 wurde der Druck fertig, und das Vergnügen, dem eingebornen Christen nun das ganze Bibelbuch in ihrer

Muttersprache in die Hände geben zu können, ließ ihn alle Mühe vergessen, welche er auf diese Arbeit verwendet hatte; während er selbst bei diesem segensvollen Geschäfte reichlich die seligen Genüsse göttlicher Kraft und Weisheit hatte kennen lernen, womit eine tiefere Bekanntschaft mit dem Worte Gottes sein Gemüth bereichert hatte.

Nach Vollendung dieser wichtigen Arbeit faßte Missionar Schulz frühe im Jahr 1726 den Entschluß, die Pflege der Mission zu Tranquebar seinen Mitarbeitern zu überlassen, und einen Besuch zu Madras zu machen; und er schiffte sich daher nach Cuddalore ein, wo er in deutscher, portugiesischer und tamulischer Sprache das Wort Gottes verkündigte. Seine Reise zu Lande fortsetzend benutzte er jede Gelegenheit, in den Städten und Dörfern auf dem Wege die heidnischen Einwohner zu unterrichten, und langte am 8. Mai zu Madras an. Hier brachte er mehrere Monate in eifriger Thätigkeit zu, um die Erkenntniß des Heiles der großen heidnischen Bevölkerung zu Stadt und Land nahe zu bringen. Unter andern Arbeiten richtete Schulz zum Unterrichte der heidnischen Kinder die Schule wieder auf, welche der fromme Kaplan Stevenson zu Madras gestiftet hatte, und die indeß in gänzlichen Zerfall gerathen war.

Im Anfang des darauffolgenden Jahres (1727) starb der fromme und gelehrte Professor August Herrmann Franke zu Halle, der bei der Errichtung der dänischen Mission so wesentliche Dienste geleistet, und mehr als irgend einer in Europa mit beharrlichem Eifer und gesegnetem Erfolg für ihre Fortdauer gearbeitet hatte. Nach dem Hingang dieses ausgezeichneten Missionsfreundes ersuchte das Missionskollegium zu Kopenhagen seinen Sohn, der dem würdigen Vater auf dem theologischen Lehrstuhle zu Halle folgte, den Briefwechsel zum Besten der Missionsfache mit ihm fortsetzen zu dürfen, den sein Vater auf eine so heilsame Weise geführt hatte. Um dieselbe Zeit erließ der brittische

König Georg I. ein zweites huldreiches Ermunterungsschreiben an die Missionarien zu Tranquebar, welche zugleich von der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß eine ansehnliche Gabe an Geld und Papier zum Druck der tamulischen Bibel in Empfang nahmen.

Im Jahr 1728 entschloß sich dieselbe Gesellschaft, die Leitung, sowie den Unterhalt einer Mission zu Madras allein auf sich zu nehmen. Es wurde zu diesem Zweck ein Haus in der schwarzen Stadt zum Besten der Mission angekauft, in welchem sich Missionar Schulz alsobald niederließ. Hier verkündigte er das Wort des Herrn in der tamulischen, Telinga-, und portugiesischen Sprache, und beschäftigte sich, neben der Leitung der Schulen, mit unverdrossenem Eifer mit der Uebersetzung einzelner Theile der heiligen Schrift, so wie mit Abfassung kleiner, religiöser Unterrichtsschriften in die Telinga- und hindostanische Sprache. Die Eifersucht römisch-katholischer Priester, und mehrerer ihrer Nationalgehülften erregte hier, wie an andern Orten, bedeutenden Widerstand, und hatte in einzelnen Fällen offene Gewaltthätigkeiten gegen den Missionar Schulz selbst und Mehrere der neubekehrten Christen zu Madras zur Folge. Allein der Gouverneur daselbst nahm sie in Schutz; ihre Anzahl nahm nach und nach zu, und unter Gottes Segen gelangte bald diese neue Missionsstelle in einen gedeihlichen Zustand.

Mittlerweile schloß sich auf vorsehungsvollem Wege durch Vermittlung eines Subaltern Offiziers, im Dienste des Rajahs von Tanjore Namens Rajanaiken, eine Thüre zur Anpflanzung des Christenthums in dem Königreich Tanjore auf. Dieser junge Mann, dessen Vater und Großvater römische Katholiken gewesen waren, und der in dieser Kirche die Taufe empfangen hatte, war jetzt, nachdem er im 22. Jahre Lesen gelernt hatte, nach christlichem Unterricht ungemein begierig geworden; weder der Unterricht der Priester noch das Lesen ihrer Legenden verschaffte seiner Seele Befriedigung.



Aber als er einmal zufällig einen bekannten Pandaram (heidnischen Gelehrten) besuchte, der im Besitz eines Exemplares von Ziegenbalgs tamulischer Uebersetzung der vier Evangelien und der Apostelgeschichte war, so wurde er über diese Entdeckung so entzückt, daß er Tag und Nacht in dem Buche las, und einen beträchtlichen Theil desselben abschrieb, ehe er auf den Gedanken kam, daß ihm vielleicht gestattet werden dürfte, das Buch selbst zu behalten. Als er zwei Jahre später im Soldatendienste in die Nachbarschaft von Tranquebar ausgesendet worden war, so wohnte er einer Ansprache der Missionarien an die heidnischen Einwohner bei, welche ihn zuerst zu einem Briefwechsel mit denselben, und sodann zu einem persönlichen Besuche veranlaßten. In Folge des Unterrichtes, den er auf diesem Wege erhielt, wurde Rajanaiken von den Irrthümern seines bisherigen Glaubens überzeugt, und nahm mit ganzem Herzen die lautere Schriftlehre des evangelischen Glaubens an, und so groß war der Eifer dieses Neubekehrten, daß er alsobald anfang, seine Landsleute, römische Katholiken und Heiden, mit den Wahrheiten des Bibelsbuches bekannt zu machen. Die ersten Früchte seiner Arbeit waren drei seiner eigenen Soldaten, welche noch in demselben Jahre die Taufe zu Tranquebar empfangen.

Dem Beispiele des Rajanaiken folgten bald andere Hindus nach. Einer derselben, Surappen, der zum römisch-katholischen Glauben bekehrt worden war, und um diese Zeit als Catechiste dieser Kirche diente, sandte seinen Sohn Sattianaden nach Tranquebar, um ihn in der lauteren Lehre des Evangeliums unterrichten zu lassen. Ihm selbst waren durch das Lesen des Wortes Gottes über die mannigfaltigen Irrthümer der römischen Kirche die Augen geöffnet worden, und wie großen Widerstand er auch von den römischen Missionarien erfahren mußte, so sparte er doch keine Mühe, seine Landsleute für den evangelischen Glauben zu gewinnen. Wenige Monate darauf brachte

Sattianaden fünfzehn Neubekehrte nach Tranquebar, um dort die Taufe für sie zu begehren; und nachdem er freiwillig den Missionarien daselbst seine Dienste zur Ausbreitung des Evangeliums angeboten hatte, so wurde er von denselben als Catechiste in dem Königreich Tanjore angestellt. Obgleich die dänischen Missionarien und ihre Catechisten bei der Ausübung ihres Missionsberufes weit davon entfernt waren, zu unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, so wurde doch durch das sichtbare Gelingen ihres Werkes die Eifersucht der römischen Priester in so hohem Grade aufgeregt, daß sie den Vater des Sattianaden so lange verfolgten, bis er sich genöthigt sah, wieder zur römischen Kirche zurückzukehren; und daß sie selbst seiner Großmutter die Leichenzeremonien verweigerten, obgleich sie als Mitglied der römischen Kirche gestorben war.

Auch Rajanaiken hatte ihre Verfolgungen zu erfahren. Er war jetzt im Dienste des Fürsten von Marawa; und nachdem er durch häufige Besuche zu Tranquebar seine Liebe zum Christenthum in seinem Herzen befestigt hatte, so lag ihm nichts so sehr an, als seine Bekannten für dasselbe zu gewinnen. Es gelang ihm, mehrere seiner Landsleute, und unter diesen ein Paar Unteroffiziere, der lautern Erkenntniß des Christenthums nahe zu bringen. Vergeblich suchten die römischen Catechisten sie für ihre Kirche wieder zu gewinnen; in einem öffentlichen Streite mit denselben über die Religion wußte Rajanaiken seine Ueberzeugungen mit so klaren Aussprüchen der heiligen Schrift zu unterstützen, daß seine Gegner nicht im Stande waren, ihm darauf zu antworten. Er beschloß nun mit zwei seiner Freunde, den Militärdienst zu verlassen, und sich selbst mit Aufopferung seines zeitlichen Gewinns dem Missionsgeschäfte der evangelischen Kirche zu widmen. Hierüber wurden die katholischen Priester mehr als je erbittert, die Verfolgung protestantischer Christen nahm zu, die schändlichsten Schmähungen gegen Luther, und die evan-

gelische Lehre wurden überall im Lande verbreitet, und Rajanaiken nebst seiner Familie persönlichen Gewaltthätigkeiten Preis gegeben. Ihr Widerstand hatte indes keine andere Folge, als daß die Fortschritte der Mission nur desto mehr durch denselben befördert wurden; Schaaren von Heiden und Muhamedanern, so wie von römisch-katholischen Hindus strömten nach Tranquebar, um dort Unterricht im Christenthum zu empfangen. Die Thüre zu dem Königreich Tanjore, welche früher vor Ziegenbald zugeschlossen worden war, that sich jetzt immer weiter auf, und eine Besuchsreise, welche bald darauf Missionar Pressier in dieses Land machte, war von den herrlichsten Wirkungen begleitet. Zu gleicher Zeit stiegen die Missionarien Schulz, Walther und Boffe an, längs der Küste von Coromandel den Eingebornen mit gesegnetem Erfolg das Wort vom Kreuze zu verkündigen.

Im Laufe des folgenden Jahres (1729) starb der Missionschullehrer Malijappen, welcher den seligen Ziegenbald nach Europa begleitet hatte. Er war ein trefflicher Uebersetzer, und dem Missionswerke von Herzen zugethan. Mehrere andere Eingeborne, welche um diese Zeit ihren Lauf vollendeten, ließen die erfreulichsten Zeugnisse ihres Glaubens an das Evangelium auf ihrem Sterbelager wahrnehmen.

Da das fortschreitende Missionswerk sowohl zu Tranquebar, als zu Madras neuer Hülfe bedurfte, so wurden der erstgenannten Stelle zwei neue Missionarien, Worm und Reichsteig zugesendet, und ein dritter, Miss. Sartorius, im Dienste der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, für die Mission zu Madras bestimmt. Sie kamen daselbst im August 1730 wohlbehalten an, und wurden von Missionar Schulz mit herzlichster Freude empfangen. Die beiden Missionarien Worm und Reichsteig ließen sich nun zu Tranquebar nieder; Missionar Sartorius blieb zu Madras, und legte sich mit solchem Fleiß auf die Erlernung der por-

tugieſſiſchen und tamuliſchen Sprache, daß er nach kurzer Zeit im Stande war, auf den benachbarten Dörfern mit den Eingebornen ſich zu unterhalten.

Gegen das Ende des Jahres 1731 erhielt Schulz von dem Erzbischof zu Canterbury ein mit einem Geſchenk von 420 Pagoden begleitetes Ermunterungſchreiben; wodurch er in Stand geſetzt wurde, eine entlehnte Geldſumme zurück zu bezahlen, und eine zweite Schule für heidniſche Kinder anzulegen. In ſeinem Dankſagungsbriefe nahm Schulz Gelegenheit, die Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß um weitere Unterſtützung für das Miſſionswerk zu erſuchen, und nun wurden Herr Ernst Gießler von Halle, welcher der Geſellſchaft von dort empfohlen worden war, und Herr Knoll, letzterer als Arzt, der Miſſion im Juli 1732 zuſendet, welche glücklich zu Madras anlangten.

Mit erfrischem Eifer rückten nun die Miſſionarien in ihren verſchiedenen Arbeitskreiſen vorwärts, und der Segen Gottes ruhte ſichtbar auf ihrem Werke. Es gelang ihnen, mit dem holländiſchen Caplan zu Negapatam, Herrn Engelbert in Verbindung zu treten, und denſelben in ſeinen eifrigen Bemühungen zur Beförderung des Chriſtenthums auf den holländiſchen Niederlaſſungen der Küſte zu unterſtützen. Bei dieſen Verſuchen zeichnete ſich beſonders Miſſionar Worm durch die Geſchicklichkeit aus, womit er die Irrthümer der Heiden bekämpfte, und das Zutrauen derſelben zu gewinnen wußte, ſo daß es ihm Gott in vielen Fällen gelingen ließ, ihre Herzen dem Glauben an Chriſtum zuzuführen.

Schon längſt hatten die Arbeiten der eingebornen Catechiſten dem Miſſionswerke in Indien weſentliche Dienſte geleiſtet, und da nun in den benachbarten Diſtrikten die Anzahl der Neubekehrten je mehr und mehr anwuchs, ſo wurde von den Miſſionarien für zweckdienlich erachtet, aus der Mitte derſelben einen

tauglichen Catechisten zum Predigerberufe zu erwählen. Hierzu wurde Aaron anersehn, der von Ziegenbalg getauft worden war, und sich seit vielen Jahren nicht nur durch seine gründliche Frömmigkeit, sondern auch durch seine Geistesgaben und Brauchbarkeit als Lehrer ausgezeichnet hatte. Am Schlusse des Jahres 1733 vereinigten sich demnach die Missionarien von Madras mit ihren Brüdern zu Tranquebar, und den Caplanen der dänischen Factorie, um ihn nach der Weise der lutherischen Kirche zum Werke des Amtes zu ordiniren. Aaron war um diese Zeit etwa 35 Jahre alt, und sein langes, weißes Kirchenkleid, dem Anzuge der syrischen Geistlichen ähnlich, stimmte ganz mit seiner milden Gemüthsweise, und seinem freundlichen Aussehen zusammen. Auch Aarons Mutter und Schwester waren Genossen des Christenglaubens geworden. Dieser neue National-Prediger wurde nun angewiesen, in einem Distrikte des Reiches Tanjore, welcher mehrere Christengemeinden in sich faßte, das Evangelium zu verkündigen, und die heiligen Sakramente auszutheilen; und Gott krönte seine Arbeiten mit einem so glücklichen Erfolg, daß ihm im folgenden Jahr die Freude zu Theil wurde, fünfzig seiner Landsleute dem Glauben an das Evangelium zuzuführen. Auch die Arbeiten der übrigen Catechisten, besonders des Rajanaiten, waren um diese Zeit in hohem Grade gesegnet.

Die Uebersetzung der heiligen Schriften in die hindostanische Sprache, welche der gelehrte und fleißige Missionar Schulz schon im Jahr 1732 vollendete, und die einige Jahre später zum Druck befördert wurde, war ein Werk, von welchem die Missionarien zum Voraus großen Gewinn zur Förderung der Missionsfache in diesen Ländern erwarten durften.

Missionar Sartorius hatte auf seiner letzten Reise nach Tranquebar (im Jahr 1734) mehrere Tage im Fort St. David zugebracht, und nun drückte der dortige brittische Gouverneur seine Bereitwilligkeit aus,

ihm bei der Errichtung einer Mission für die heidnische Umgegend hülfreiche Hand zu leisten. Missionar Schulz, welcher die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis hievon benachrichtigte, wurde jetzt von derselben beauftragt, die erforderlichen Einleitungen für diesen Zweck zu treffen. Auf den Bericht desselben, daß es zu Madras an einem geräumigen Gebäude zur Predigt des Wortes Gottes mangle, wurde der Gesellschaft alsobald von der Direktion der ostindischen Gesellschaft die Genehmigung ertheilt, in dieser Hauptstadt der Präsidentschaft eine Kirche und zwei Schulhäuser aufzurichten zu dürfen. Es wurden demnach unverweilt zum Anfang dieser Gebäulichkeiten die nöthigen Anordnungen getroffen, in der getrosten Hoffnung, daß die Vorsehung unseres Gottes sie in Stand setzen würde, dieses bedeutende Werk im folgenden Jahre zu vollenden, so wenig die vorliegenden Geldmittel für dasselbe zureichen mochten.

Im folgenden Jahr 1735 wurde die Aufmerksamkeit der Missionarien zu Tranquebar auf die genauere Untersuchung der Frage hingerichtet, wie weit es möglich seyn dürfte, ihre christlichen Arbeiten nach Bengalen auszudehnen, und es wurde in dieser Absicht von denselben an ihre Freunde in England eine Aufforderung erlassen, ihnen zur Ausführung dieses Vorhabens hülfreich beizustehen. Wirklich hatten sie von dorthier die willkommensten Zusicherungen empfangen, als der frühzeitige Tod zweier ihrer Mitarbeiter, der Missionarien Reichsteig und Worm das vorhabende Werk auf eine schmerzliche Weise hinderte. Diese beiden trefflichen Männer hatten beinahe fünf Jahre lang mit unermüdetem Eifer die schweren Pflichten ihres verlängnungsvollen Berufes erfüllt, bis sie innerhalb drei Wochen zu Tranquebar der Tod in die ewige Ruhe hinüberrief; auch hatten sie sterbend dem überschwinglichen Werthe der Lehren und Verheißungen des Evangeliums ihr kräftiges Zeugniß zurückgelassen. Missionar

Worm, der ein Schüler des berühmten Professors der Theologie zu Jena, Buddäus, gewesen war, war ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und Kenntnissen, und vorzugsweise geeignet, die Sache des Christenthums in Indien zu befördern. Sein Verlust wurde daher von seinen Mitarbeitern schmerzhaft gefühlt; allein wie tief er es auch sterbend in seiner Seele empfand, so frühe schon von seiner gesegneten Arbeitsstätte im Heidenlande vom Herrn abgerufen, und von einer geliebten Gattin, und einer kleinen Tochter getrennt zu werden, so ergoß sich doch seine volle Seele in Lobpreisungen Gottes, für den Frieden, den sein Herz genoß, und die lebendige Hoffnung seliger Unsterblichkeit, welcher er freudig entgegenblickte. Seine Wittve und sein Kind überlebten ihn indeß nur wenige Wochen.

Unter den litterarischen Arbeiten der Missionarien befanden sich um diese Zeit, außer dem Drucke der portugiesischen Bibel, eine deutsche Grammatik der tamulischen Sprache, und eine Kirchengeschichte, welche Missionar Walther in tamulischer Sprache verfaßt hatte, und die im Jahr 1735 gedruckt wurde. Letzteres Werk wurde zunächst durch den Catechisten Rajanaiten veranlaßt, welcher eine gründliche Anweisung über den Ursprung und die Entwicklungsweise der Irrthümer der römischen Kirche zu erhalten verlangte, um desto besser im Stande zu seyn, die vielfachen Fabeln zu widerlegen, welche die römischen Missionarien in Indien in Umlauf gesetzt hatten. Diese Kirchengeschichte, welche den Landcatechisten die nützlichsten Dienste leistete, war zunächst für den Unterricht der Zöglinge im Seminar bestimmt, welche zu Catechisten und Schullehrern aufgezogen wurden. Um dieselbe Zeit vollendete Missionar Sartorius das tamulische Wörterbuch, das schon von dem seligen Ziegenbalg begonnen worden war.

Die Geldunterstützungen, welche die Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß den Missionarien

zu Tranquebar und Madras zusandte, beließen sich im Jahr 1736 auf die Summe von 18,000, und im darauffolgenden Jahr auf 20,400 fl., während die Geldsammlungen in Deutschland, Dänemark und Schweden über 3000 Kronen betrug. Die menschenfreundliche Thätigkeit, womit der vollendete Dr. Franke zu Halle die Sammlung dieser Geldunterstützungen betrieb, wird in den Berichten der Missionarien häufig mit gerühmtem Danke genannt.

Die Mission, welcher der Gouverneur des Forts St. Georg seine Unterstützung zugesagt hatte, wurde im Jahr 1737 von den Missionarien Sartorius und Giesler in der benachbarten Stadt Cuddalore aufgerichtet. Dort hatten die Missionarien schon oft das Evangelium verkündigt; und obgleich Anfangs die heidnischen Einwohner eben nicht geneigt waren, sie zu hören, so wurden doch in der Folgezeit viele derselben für den Glauben an das Evangelium gewonnen. Indeß durfte diese Filialstelle der Mission von Madras nicht lange der Arbeit des Missionars Sartorius sich erfreuen. Dieser wackere Knecht Christi vollendete schon im folgenden Jahr (1738) seinen Lauf, und wurde zu Cuddalore begraben. Da er die tamulische Sprache vorzugsweise verstand, indem die unterrichtetsten Einwohner zugestanden, daß er sie gleich einem Brahminenspreche, so war sein Verlust desto empfindlicher für die Mission. Ihm folgte bald Missionar Pressier zu Tranquebar, welcher zwölf Jahre lang seine treuen und gesegneten Dienste der Missionsfache gewidmet hatte, im Tode nach. Der Verlust dieser frommen Männer wurde glücklicherweise durch die Ankunft von drei neuen Missionarien, Wiedebröck, Obuch und Kolhoff ersetzt, welche mehrere Jahre zu Halle studirt hatten. Eine weitere Verstärkung erhielt die Mission im Jahr 1739 durch die Ankunft des Missionars Kiernander, welcher mehrere Jahre Lehrer in dem Waisenhanse zu Halle gewesen war, und nun von Professor Franke der



brittischen Gesellschaft als Nachfolger des vollendeten Sartorius für die Mission zu Cuddalore empfohlen wurde. Ihn begleiteten die Missionarien Fabricius und Ziegler, aus dem königlichen Missionskollegium zu Kopenhagen, welche für die Mission zu Tranquebar bestimmt waren, und die zugleich an Druckschriften, Papier, und Geldunterstützungen einen Werth von 18,000fl. zur Förderung der Missionsfache mit sich brachten.

Im Jahr 1740 ließ es Gott dem Missionar Schulz gelingen, neben seiner Erziehungsanstalt für eingeborne Jünglinge zum Catechisten- und Schullehrerdienste noch eine tamulische Schule für Heidenkinder unter der Leitung eines christlichen Schullehrers aufzurichten. Er flug dieselbe zu Cuddalore mit 8 Knaben an und hegte die Hoffnung, daß diese Schule nicht nur zu näherer Bekanntschaft mit den heidnischen Einwohnern, sondern unter dem Segen Gottes auch zur Pflanzung des Christenthums unter denselben hinzuführen werde. Dieses Jahr war eine Zeit ausgezeichnete Segnungen für die Arbeiten der Missionarien und Catechisten zu Tranquebar, indem Schaaren von Neubekehrten zu ihren Gemeinden hinzugefügt wurden. Auch wurden sie mit der Errichtung ihrer neuen Schulgebäude beinahe fertig, während die Mission zu Cuddalore unter der Pflege des Herrn Giesler sich allmählig zu einem gedeihlichen Zustande erhob.

Mit Gutheißung des Missionskollegiums zu Kopenhagen wurde von ihnen, am Schlusse dieses Jahres, der Catechiste Diego zum Predigerberufe ordinirt, welcher bereits seit einer Reihe von Jahren mit viel Fleiß und Treue dem äußerlich gering scheinenden, aber nüklichen Geschäfte vorgestanden hatte, den Nationalprediger Aaron zu unterstützen, dessen abnehmende Kräfte für die Pflege seiner großen Gemeinde nicht länger zureichten.

Durch die Rückkehr des Missionars Schulz nach Europa im Jahr 1740, der jetzt nach einer 20jährigen  
 Missionsarbeit

Missionsarbeit in Indien wegen fortdauernder Kränklichkeit das Land verlassen mußte, erlitt die Missions-sache im Allgemeinen einen empfindlichen Verlust. Durch seine Entfernung verlor die Mission zu Madras einen Mann, welcher mit viel Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und Eifer an ihrem Wachsthum gearbeitet, und an ihrer ersten Begründung den thätigsten Antheil genommen hatte, und der noch beim Abschied seine Liebe zu ihrem Gedeihen durch die Schenkung seines eigenen Wohnhauses für den Missionsgebrauch beurfundete. Seine Stelle wurde alsobald durch Missionär Fabricius besetzt, welcher mit tiefen Gefühlen seiner gänzlichen Abhängigkeit von der Gnade Gottes, die zum Voraus die sicherste Gewährleistung des glücklichen Erfolges seiner Arbeiten waren, in seine schweren Berufspflichten eintrat.

Die wachsende Erweiterung ihrer Missionsstellen hatte seit mehreren Jahren die Einkünfte der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß in erschöpfenden Anspruch genommen, und schon sängen die Glieder derselben an, für die Bestreitung der zunehmenden Ausgaben Besorgnisse zu hegen. Ein ungemein ermunternder Brief von Professor Franke zu Halle, welcher die freudige Theilnahme der deutschen Christen an der Mission in Indien ausdrückte, und unverweilt 3000 fl. zu ihrer Unterhaltung zusandte, richtete sie aufs neue auf. Ermuntert durch diese zeitgemäße Unterstützung forderte die Gesellschaft nun diesen trefflichen Mann auf, ihnen zwei neue Missionsarbeiter für die indischen Arbeitsstätten zuzusenden, wobei sie zugleich die fromme Zuversicht ausdrückten, daß die weise und gnadenreiche Vorsehung unseres Gottes, welche bisher sie in allen ihren Unternehmungen zur Verbreitung des lautern Evangeliums seines Sohnes Jesu Christi in allen Theilen der Welt gesegnet habe, wohlthätige Herzen erwecken werde, welche durch ihre Gaben dem wach-

senden Missionsbedürfnisse entgegenkommen. Demnach wurden im folgenden Jahr (1743) von Professor Franke die beiden Missionsprediger Breithaupt und Klein auf Kosten der deutschen Missionsfreunde ausgesendet, und zugleich der brittischen Gesellschaft zur Unterstützung ihrer Missionen zu Madras und Cuddalore 3,600 fl. als Geschenk übermacht. Zwei Jahre später sandte derselbe eifrige Wohltäter im Namen seiner deutschen Mitbrüder eine weitere Gabe von 2,400 fl., bei welcher Veranlassung die Gesellschaft in ihrem Jahresberichte den herzlichsten Wunsch ausdrückt, daß der wahrhaft christliche Sinn allgemein werden möge, welcher diesen ausgezeichneten Missionsfreund belebte.

Die Jahresberichte der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß enthalten um diese Zeit (1745) manche erfreuliche Nachrichten von den gesegneten Arbeiten der Missionarien in Indien. Die beiden National-Prediger Aaron und Diego breiteten auf ihren Reisen durch die Dörfer des Distriktes, der ihnen angewiesen war, vielfache evangelische Segnungen aus, und in mehreren dieser Dörfer nahm die Zahl der Neubekehrten so sehr zu, daß es nach Landesitte für nöthig erachtet wurde, in jedem einzelnen Dorfe einen Aufseher über sie zu bestellen. Der fromme Aaron vollendete seine Laufbahn im Juni 1745, nachdem er als reisender Prediger und Lehrer elf Jahre lang mit großer Treue gearbeitet, und viele Hunderte von Seelen zum Glauben an ihren Erlöser geführt hatte. Seine mühevollen Reisen scheinen seine Auflösung beschleunigt zu haben, und er hatte sich durch seinen christlichen Wandel, so wie durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, eine so allgemeine Achtung erworben, daß sein Verlust nicht minder schmerzhaft von den Missionarien, als von seinen eigenen Landsleuten beklagt wurde.

Dem vollendeten Aaron folgte nicht lange hernach Missionar Obuch zu Tranquebar im Tode nach. Er war nach dem Zeugniß seiner Mitarbeiter ein ungemein

treuer und liebhabender Bruder, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, und selbst auf Kosten seiner Gesundheit und seines Lebens unter vielfachen Beschwerden beharrlich gewesen, um das Amt, das er empfangen hatte, erfüllen und seinen Lauf mit Freuden vollenden zu können.

Der Krieg zwischen Frankreich und England, welcher im Jahr 1744 begann, hatte sich allmählig auch über Indien erstreckt. Eine französische Kriegsflotte erschien im Sept. 1746 vor Madras, ein Truppenkorps wurde ans Land gesetzt, und die Festung St. Georg nach einer fünftägigen Beschießung zur Uebergabe genöthigt. Der französische Befehlshaber hatte anfangs der Mission und ihren Angehörigen Schutz zugesagt; als aber bald hernach zur Verbesserung der Vertheidigungswerke von Madras ein großer Theil der Stadt, in welcher die Eingebornen wohnten, (die schwarze Stadt genannt) auf seinen Befehl niedergerissen wurde, so ward auch das Missionshaus daselbst zerstört, und die Kirche in ein Magazin umgewandelt. Dieser unerwartete Unfall veranlaßte den Missionar Fabricius, sich mit den Kindern der Missionschule nach Pulicat, einer benachbarten holländischen Niederlassung, zurückzuziehen, wo sie der dortige Gouverneur gastfreundlich aufnahm. Von einem Catechisten und zwei Schullehrern unterstützt, übernahm er hier die Pflege nicht nur der bei ihm befindlichen Christen, sondern auch der zahlreichen Heubefehrten in den Umgebungen von Madras, indem er ringsumher die Dörfer besuchte, um den guten Saamen des Wortes in denselben auszustreuen. Bei der Wiederherstellung des Friedens im Jahr 1748 kehrte Fabricius nach Madras zurück, und bald wurde durch die Vermittlung des englischen Admirals Boscawen die Mission in den Besitz einer geräumigen Kirche in Weperry, nahe bei der Stadt, nebst den übrigen dazu gehörigen Gebäulichkeiten und Gärten gesetzt, welche

zuvor den römisch-katholischen Missionarien gehört hatten, die wegen ihrer verrätherischen Verbindung mit den Franzosen aus denselben vertrieben worden waren. Ebenso wurde auch die römische Kirche zu Cuddalore um dieselbe Zeit an Missionar Kiernander zum Gebrauch der protestantischen Missionarien abgetreten.

Nach dieser kurzen Darstellung des Ursprunges, und der stufenweisen Entwicklung der Missionen zu Tranquebar und Madras, so wie sie bis zu dem Jahre hin stattfand, in welchem der ehrwürdige Schwarz sich nach Indien einschiffte, dürfte es zweckmäßig seyn, in einem gedrängten Ueberblicke den Zustand kennen zu lernen, in welchem die evangelische Missionsfache in Indien sich in der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts befand, um die Fortschritte desto richtiger zu schätzen, womit der Segen Gottes die Arbeiten des seligen Schwarz und seiner Mitarbeiter begleitete.

Aus den Berichten der Missionarien, welche das Missions-Collegium zu Kopenhagen und die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß in London regelmäßig empfang, geht hervor, daß die Anzahl der Neubekehrten zu Tranquebar, und in den Städten und Dörfern der umliegenden Distrikte von dem Jahre 1706 an, wo Ziegenbalg zuerst Hand an das Werk legte, bis zum Jahr 1750, sich etwa auf 8000 Seelen belief, und daß von dem Jahr 1728 an bis zu demselben Zeitpunkt hin die Häuflein der Neubekehrten zu Madras, Cuddalore und längst der Küste Coromandel hin, auf mehr denn 1000 Seelen angeschlagen werden können. Nur eine sehr kleine Anzahl derselben waren zuvor Mitglieder der römisch-katholischen Kirche gewesen, welche indes, bei ihrer gänzlichen Unwissenheit, von den heidnischen Götzendienern nicht unterschieden werden konnten. Noch ungleich geringer war die Anzahl der Muhamedaner, welche innerhalb dieses Zeitraumes zum Glauben der Christen bekehrt wurden, da ihre hartnäckigen Vorurtheile sie noch mehr als die Heiden vom

Christenthum entfremdete. Bei weitem der größte Theil dieser Neubekehrten bestand aus den heidnischen Hindus und ihren Kindern, welche meist aus den niedern Klassen der Einwohner zur Gemeinde Jesu gesammelt worden waren; obgleich es auch damals schon nicht an einzelnen Eingebornen fehlte, welche aus den höhern Klassen in die Verbindung der Christen übertraten.

Es soll keineswegs behauptet werden, daß alle diese Neubekehrten für wohlunterrichtete, ihr Glaubensbekenntniß durch einen übereinstimmenden Wandel ehrende Christen gehalten werden konnten. Aber einer der hervorstechendsten Züge in der Geschichte dieser protestantischen Missionen besteht in dem unermüdeten Fleiß und der gewissenhaften Sorgfalt, womit die Missionarien und ihre Nationalgehülfen es sich angelegen seyn ließen, ihre Gemeinden in den Lehren und Vorschriften des Evangeliums zu unterrichten, und die ursprüngliche Kirchenzucht unter ihnen auszuüben. Ihre Berichte aus jener Zeit liefern viele unlängbare Beweise, und sprechende Denkmale des Glaubens und der Gottseligkeit dieser Neubekehrten; sie machen uns mit vielen Beispielen christlicher Tugend in den Kreisen derselben bekannt, und erzählen uns häufige Fälle von Widerstand und Verfolgung, welche von den Gläubigen um der Gerechtigkeit willen mit einer Festigkeit, Sanftmuth und Geduld erduldet wurden, welche des blühendsten Zeitalters der Kirche Christi würdig waren. Die Wahrhaftigkeit dieser Beispiele ist so zweifellos, daß sie ohne Muthwillen nicht geläugnet werden kann. Ebenso wird uns in diesen Berichten manches Sterbelager vor die Augen geführt, auf welchem der scheidende Hindu mit richtiger Erkenntniß, Demuth und warmer Dankbarkeit die bußfertigen Gefühle seiner Seele, seinen Gott geweihten Sinn, und die himmlische Hoffnung des wahren Christen ausdrückte. Selbst da, wo es dem Unterrichte und der Ermahnung der Missionarien nicht gelang, das äußerliche Bekenntniß zum Christenthum

in ein Mittel zur Hervorbringung einer neuen Creatur verwandelt zu sehen, hatte sich doch häufig in dem Gemüthe des Eingebornen eine kräftige Ueberzeugung von der Thorheit ihres Götzendienstes und dem göttlichen Werthe des Christenthums festgesetzt; und die rastlose und uneigennützigte Thätigkeit, so wie das leuchtende Beispiel der Christenlehre hatte einen allgemeinen Eindruck über das Volk verbreitet, welcher dem Christenthum günstig war. Allein dieß war noch nicht der ganze Gewinn. Die Verbreitung der verschiedenen Uebersetzungen der heiligen Schriften, und anderer Unterrichtsbücher, die auf der Druckerpresse zu Tranquebar gedruckt wurden, hatte die heilsame Folge, daß christliche Erkenntnisse und christliche Grundsätze weit über die engen Gränzen ihrer nächsten Missionsgebiete hinaus in den Heidenländern ausgestreut, und dadurch der Weg zu der weiten Aussaat des Evangeliums in Indien angebahnt wurde, welche wir in unsern Tagen mit unsern Augen zu sehen das Glück haben.

Durchdrungen vom tiefen Gefühle der heilsamen Wirkung, welche innerhalb dieses Zeitraumes das Missionswerk in Indien erzeugt hatte, drückt um diese Zeit die Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß in ihrem Jahresberichte, indem sie die Abtretung der Kirche zu Bepery und Cuddalore an die protestantischen Missionarien nennt, ihre sehnsuchtsvolle Erwartung aus, daß die Direktoren der ostindischen Compagnie geneigt seyn mögen, freiwillig die protestantischen Missionen in ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen, und durch besondere Zeichen der Ermunterung den Eifer und die Treue zu ehren, welche die Missionarien in Indien nicht allein für die Verbreitung des evangelischen Glaubens, sondern auch besonders während des letzten Krieges für die Interessen und den Dienst der Compagnie zu Tage gelegt haben; und sie schließt ihren Bericht mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die ganze brittische Kirche und das brittische Volk

ihre freiwilligen Beiträge zu diesem Werke Gottes so lange vermehren werden, bis sie zureichen, eine solche Anzahl von Missionarien auszusenden, und so viele Schulen aufzurichten, daß unter dem Beistand der göttlichen Gnade das Evangelium Christi in seiner ursprünglichen Lauterkeit und Reinheit über alle Länder des Orients ausgebreitet werden möge.

Diesen frommen Wünschen wurde freilich damals von dem theilnehmenden Gefühle der brittischen Nation im Großen nur in geringem Maße entsprochen. Ein Grund dieser geringen Theilnahme muß freilich auch in dem Umstande gesucht werden, daß die evangelische Missionsfache und ihre Wichtigkeit in der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts nur gar Wenigen bekannt war, und daß nur Wenige an dem Wohlergehen der Einwohner eines so weit entfernten und unbekanntes Landes, wie damals Indien war, zu einer Zeit theilnehmen konnten, da die englischen Besitzungen sich nicht weit über die wenigen Faktorien auf der indischen Küste hinaus erstreckten. Indes wurde die Gesellschaft nicht müde, ihre eifrigen Bemühungen zur Beförderung des Christenthums im Osten fortzusetzen; und die Vorsehung wies ihr in dem ausgezeichneten Manne, dessen Charakter und Arbeit die folgenden Blätter näher beschreiben sollen, ein Werkzeug zu, das sie mit bewunderungswürdigen Gaben ausgerüstet hatte, um die heilbringenden Zwecke der Gesellschaft, während jener ereignisvollen Zeitperiode zu fördern, in welcher das Volk von Großbritannien seine siegreiche Laufbahn bis zur völligen Eroberung des ungeheuren Reiches fortsetzte, das nun in unsern Tagen im orientalischen Indien im Besitze desselben sich befindet.





---

# Lebensgeschichte

des vollendeten Missionars

C. F. Schwarz.

---

## Erstes Kapitel.

---

Die Jugendjahre des Vollendeten. Sein Aufenthalt zu Halle. Seine Berufung als dänischer Missionar nach Tranquebar. Ordination desselben. Seine Reise nach England und Bekanntschaft mit der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Seereise desselben nach Indien und glückliche Ankunft zu Tranquebar. Seine ersten Beschäftigungen auf der Missionslaufbahn.

Obgleich die Ehre, die erste protestantische Mission in Indien begonnen zu haben, dem königlichen Hause von Dänemark zugehört, so bleibt es doch immer bemerkenswerth, daß der bei weitem größte Theil der Sendboten, welche von Anfang an dem ehrwürdigen Missionsdienste sich weiheten, Eingeborne von Deutschland waren. Zu ihrer Zahl gehört auch der ausgezeichnete Mann, dessen Geschichte hier erzählt werden soll.

Christian Friedrich Schwarz wurde zu Sonnenburg im Königreich Preußen den 26. Okt. 1726 geboren. Sein Vater, der eine ansehnliche Stelle im Lande bekleidet zu haben scheint, hieß Georg, und der Familien-Name seiner Mutter war Gruner. Schwarz

verlor seine fromme Mutter schon in den Jahren seiner Kindheit. Als sie auf dem Todbette lag, äußerte sie in den feierlichsten Ausdrücken gegen ihren Gatten und den frommen Seelsorger, der an ihrem Sterbelager stand, daß sie ihren Sohn dem Herrn geweiht habe, und erhielt von Beiden das Versprechen, daß er im Blick auf diese Bestimmung auferzogen, und, wenn er in spätern Jahren das Verlangen ausdrücken sollte, für den evangelischen Predigerberuf gebildet zu werden, aufs kräftigste von ihnen hierin unterstützt werden sollte. In seinem achten Jahre (1734) besuchte der junge Schwarz die lateinische Schule seiner Vaterstadt, und neben dem ersten Sprachunterricht, den er dort empfing, faßte seine jugendliche Seele manche fromme Eindrücke auf, welche der Religionsunterricht seines Lehrers Helm in ihr erzeugte. Dieser treffliche Mann wies bei jeder Gelegenheit seinen Schülern die hohe Wichtigkeit nach, sich im stillen Gebet zu Gott zu üben, und munterte sie auf, in kindlicher Sprache dem Allgegenwärtigen ihre Bitten vorzutragen. Schwarz äußerte später in einem seiner Briefe, daß er schon frühe gewohnt gewesen sey, von seiner jugendlichen Gesellschaft in die Einsamkeit sich zurückzuziehen, und sein Herz vor Gott auszuschütten; daß er diese Gewohnheit sehr heilsam erfunden, und besonders, wenn sein Gewissen ihm über ein begangenes Unrecht Vorwürfe machte, nie die Ruhe seiner Seele wieder gefunden habe, bis er sich entschloß, Gott ernstlich um die Vergebung seiner Sünden anzusehen.

Als sein bisheriger Lehrer Helm auf eine Predigerstelle versetzt wurde, so vernachlässigte der Nachfolger desselben die religiöse Bildung seiner Schüler; und der junge Schwarz wurde nach und nach gleichgültiger gegen die Eindrücke des Christenthums. Er empfing um diese Zeit die Confirmation in der lutherischen Kirche, der er angehörte; allein der Prediger, welcher ihn durch Unterricht zu derselben vorbereitete, war zu bald

mit den bloß auswendig gelernten Antworten auf seine Fragen aus dem Catechismus befriedigt, als daß der Entschluß, ihr Herz Gott zu übergeben, in ihren jugendlichen Gemüthern hätte reifen können. Obgleich daher der erstmalige Genuß des heiligen Abendmahles einen tiefen Eindruck auf seine Seele machte, so verschwand derselbe doch bald wieder, weil er nicht auf die rechte Weise genährt wurde.

Nachdem der junge Schwarz so viel Bekanntschaft mit der lateinischen und griechischen Sprache, als die Schule seiner Vaterstadt ihm geben konnte, nebst den ersten Anfängen der hebräischen Sprache eingesammelt hatte, wurde er nach der benachbarten Stadt Küstrin gesendet, um auf einer höhern Schule daselbst seine Studien fortzusetzen, und sich für den Besuch der Universität vorzubereiten. Sein Vater, ein verständiger und frommer Mann, hatte den Jüngling frühe schon zu großer Einfachheit und Selbstverlängnung in seiner Lebensweise gewöhnt. Er selbst begleitete ihn zu Fuß nach Küstrin, wo er ihn der sorgsamten Aufsicht seines neuen Lehrers übergab, und ihm nicht mehr Geld gestattete, als sein unentbehrliches Lebensbedürfniß nothwendig machte; während zwei seiner Mitschüler aus seiner Vaterstadt, welche zugleich mit ihm in die Schule eintraten, ohne alle Beschränkung ihren Vergnügen nachjagen durften. Da sich der junge Schwarz hier an die Gesellschaft einiger leichtsinniger Kameraden anschloß, so wurde auch sein Herz noch mehr von Gott entfernt, obgleich er sich stets bemühte, einen äußerlich rechtschaffenen Wandel zu führen. Die erwecklichen Predigten des damaligen Pfarrers Stegmann, welcher einer der Kirchen von Küstrin als Seelsorger vorstand, erneuerten zwar von Zeit zu Zeit die frommen Eindrücke in seinem Herzen; aber der Jüngling hielt es, so lange er in dieser Stadt die Schule besuchte, für unmöglich, ein gottseliges Leben zu führen, da ihm um diese Zeit noch die richtige Erkenntniß wahrer

Gottseligkeit ermangelte, sowie das Gefühl der Nothwendigkeit göttlicher Unterstützung, um auf dem schmalen Wege des Christen beharrlich fortzuwandeln. Glücklicherweise wurde er bald mit einem Rechtsgelehrten dieser Stadt bekannt, welcher früher auf der Universität zu Halle seine Studien gemacht hatte, und große Hochachtung für die Lehrer derselben in seiner Seele trug. Die Tochter dieses Herrn, welche viel Theilnahme für diesen jungen Schüler gehabt zu haben scheint, gab sich große Mühe, ihn auf das Irrthümliche seines Sinnes aufmerksam zu machen, und von der Wichtigkeit eines entschiedenen Charakters zu überzeugen. Sie ließ ihm von Zeit zu Zeit Bücher, unter denen auch die merkwürdige Erzählung vom Ursprung und Fortgang des Waisenhauses zu Glaucha bei Halle sich befand, welche der selige August Herrman Franke unter dem Titel „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes“ herausgegeben hatte. Der ungewöhnliche Inhalt dieser Schrift machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und erweckte zuerst in ihm den Wunsch, Halle zu besuchen, was auch wirklich später der Wendepunkt seines Lebensschicksals wurde. Beim Rückblicke auf diesen Abschnitt seiner irdischen Laufbahn machte Schwarz später die Bemerkung: er habe zwar fleißig, aber meist nur aus irdischen Absichten studirt, und zweimal in Tagen gefährlicher Krankheiten den Entschluß gefaßt, sich ganz Gott zu weihen, aber seine guten Vorsätze nur zu bald vergessen.

Durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse für die Universitätsstudien wohl vorbereitet, und an mannigfaltige Entsaugungen gewöhnt, kehrte der junge Schwarz in sein elterliches Haus nach Sonnenburg zurück, wobei ihn der Vater mit Rücksicht auf die Sparsamkeit in den Ausgaben, die er dem Sohn zur Pflicht gemacht hatte, mit folgenden Worten anredete: Mein lieber Friedrich, dich hat es wohl bisweilen geschmerzt, wenn du deine einfache Nahrung und Kleidung mit der

kostspieligen Lebensweise Anderer verglichest, und du magst vielleicht wohl gedacht haben, dein Vater liebe dich nicht so sehr, wie dieß bei den Eltern einiger deiner Freunde der Fall zu sein scheint; allein ich darf glauben, dein eigener gesunder Verstand, so wie das schmerzliche Beispiel, das du an der Ausartung dieser Jünglinge vor Augen hast, wird dir es deutlich gemacht haben, warum ich dich gern an eine harte Lebensweise gewöhne, und dich zur Uebung der Selbstverläugnung auch für die künftigen Tage ermuntern möchte. - Ich habe nun Ursache zu hoffen, daß du gelernt haben wirst, dich in jede Lage zu schicken, in welche dich immer der liebe Gott auf deiner Lebensbahn setzen mag; — Worte, welche wirklich die schwierige und verläugnungsvolle Bahn im prophetischen Geiste bezeichnen zu haben scheinen, die sich wenige Jahre darauf vor seinen Augen aufschloß.

Im Jahr 1746 zog Schwarz nach Halle, in der Absicht, die höhere lateinische Schule des Waisenhauses noch eine Zeitlang zu besuchen; allein sein ausgezeichnete Landsmann Schulz, welcher, wie oben bemerkt wurde, drei Jahre zuvor von der indischen Mission zurückgekehrt war, und gerade damals zu Halle wohnte, gab ihm den Rath, sogleich mit den Universitätsstudien den Anfang zu machen, da er bereits das zwanzigste Jahr erreicht, und eine genügende Bekanntschaft mit den Elementarkenntnissen sich erworben habe. Er befolgte wirklich diesen Rath, und besuchte fleißig die Vorlesungen der Professoren Baumgarten, Michaelis, Knapp und Freilingshausen, indes er Kost und Wohnung im Waisenhause hatte. Während seiner Studienzeit auf der Universität wurde er zum Lehrer einer lateinischen Schule des Waisenhauses erwählt, und ihm das Halten der Abendandachten aufgetragen, welche der ehrwürdige Stifter für die Zöglinge und Dienstboten der Anstalt eingerichtet hatte. Diese erbauliche Beschäftigung war sehr heilsam für sein Gemüth, und sie sowohl, als seine Theilnahme an

den Erbauungsstunden, welche der damalige Inspektor der deutschen Schule; Prediger Weiß, hielt, so wie sein Umgang mit dem gelehrten und frommen Professor Franke bekräftigten in ihm den Entschluß, sein ganzes Leben Gott zu weihen, und legten den Grund zu der Christen-Laufbahn, welche Schwarz in seinen darauffolgenden Lebenstagen mit so ausgezeichnetem Heldenthum gewandelt hat.

Man ging im hallischen Waisenhanse gerade um diese Zeit damit um, unter der Aufsicht des vormaligen Missionars Schulz eine neue Auflage der tamulischen Bibel zu drucken, nachdem ein christlicher Traktat im Druck fertig geworden war, den derselbe zur Vertheilung in Indien in die nämliche Sprache übersetzt hatte. Schwarz wurde nun nebst einem andern seiner Mitstudenten aufgefordert, sich einige Kenntniß des Tamulischen zu erwerben, um bei der Korrektur der tamulischen Bibel Dienste leisten zu können. Obgleich diese beabsichtigte Bibelausgabe später nicht zu Stande kam, so scheint diese Beschäftigung mit der tamulischen Sprache sein frommes Gemüth auf den Schauplatz seiner künftigen Arbeiten zuerst hingelenkt zu haben. Um diese Zeit erfuhr er zufällig, daß Professor Franke im Kreise der Studirenden sich nach neuen Missionarien für Indien umsehe; und obgleich der leise Gedanke an einen solchen Lebensberuf nur erst kurz zuvor in seiner Seele aufgestiegen war, so entschloß er sich doch, sich für dieses wichtige Werk anzubieten, wenn er die Erlaubniß seines Vaters hiezu erhalten könne.

In dieser Absicht machte er bald darauf eine Reise in seinen Geburtsort; allein hier schien Alles ungünstig für ihn zu lauten, denn da er, als der älteste Sohn der Familie, und Hauptsprößling derselben betrachtet wurde, so wollte keines ihrer Glieder glauben, daß sein Vater je zur Ausführung eines solchen Planes seine Einwilligung geben möchte. Indes trug doch der junge Schwarz mit festerlichem Ernste dem Vater seinen

Wunsch nebst den Beweggründen vor, welche ihn zur Ausführung desselben bestimmten; und dieser, statt wie erwartet wurde, die Anfrage alsobald von sich abzuweisen, verlangte nur einige Tage Bedenkzeit, und bestimmte seinem Sohne die Stunde, in welcher er ihm seinen Beschluß über diesen wichtigen Gegenstand mittheilen werde. Der entscheidungsvolle Tag kam, und mit getheilter Begierde wartete die Familie auf die Entscheidung, indefs der junge Missions-Candidat nicht der Einwilligung, aber der Versagung seiner Bitte ängstlich entgegenblickte. Endlich kam der Vater von seiner obern Arbeitsstube herab, gab dem Sohne seinen Segen, und hieß ihn in Gottes Namen ziehen, indem er ihn aufforderte, sein Vaterland und seines Vaters Hauses zu vergessen, und hinzuziehen, um Seelen für Christum zu gewinnen.

Nachdem er auf diese Weise seine Entlassung aus dem elterlichen Hause erhalten hatte, beschleunigte er seine Abreise aus demselben, und kehrte, nachdem er edelmüthig zu Gunsten seiner Brüder und Schwestern auf sein väterliches Erbgut Verzicht geleistet hatte, nach Halle zurück. Wenige Tage nachher wurde ihm eine sehr einträgliche Predigerstelle in seinem Vaterlande angetragen; allein er fühlte, daß der Würfel seines Lebens geworfen war, und daß, da er nur nach reifer Ueberlegung die Hand an den Pflug gelegt hatte, es ihm nicht gezieme, sie jetzt wieder zurückzuziehen. Wie sichtbar die gnadenreiche Vorsehung Gottes diesen Entschluß geleitet hatte, und mit ihrem Segen krönte, das hat die darauffolgende Lebensgeschichte dieses ausgezeichneten Boten Christi in reichem Maße kundgethan.

Am 8. Aug. 1749 trat Schwarz in Begleitung von zwei andern Missionsgefährten, Herrn Polkenhagen und Huttemann, die Reise nach Kopenhagen an, um die kirchliche Ordination daselbst zu empfangen; sie kamen am 23. darauf in dieser Stadt an, wurden am

6. Sept. von Dr. Herstleb, Bischof von Seeland geprüft, und erhielten von Bischof Horreboea die Weihe zum Predigerberuf, worauf sie am 19. Kopenhagen verließen, um nach Halle noch einmal zurückzukehren.

Nachdem jede nöthige Vorbereitung für die vorhabende Reise vollendet war, nahmen die drei Missionarien von ihren frommen Freunden auf der Universität Abschied, und traten über Helvoetsluns ihre Reise nach England an, wo sie am 8. Dez. wohlbehalten zu London anlangten.

Hier verweilten sie sechs Wochen, welche Zeit mit dem Erlernen der englischen Sprache, so wie mit der Vorbereitung auf ihre wichtige Bestimmung emsig zugebracht wurde. Folgende Auszüge aus zwei Briefen, welche Schwarz um diese Zeit an seinen geliebten Lehrer, den Dr. Franke schrieb, schildern uns die Stimmung seiner Seele, und machen uns mit seinen Beschäftigungen bekannt. „Gott hat Alles weislich auf unserer Reise geordnet, schreibt er unter dem 18. Dez. 1749 aus einer Vorstadt Londons. Unsere Herzen, und besonders das meinige, waren heiter und getrost unter den Stürmen des Meeres, und ich habe dabei oft mit großer Freude an den 46. Psalmen gedacht. Gelobt sey Gott! dieß sollte immer der Anfang, das Mittel und das Ende meines Briefes seyn; wenn Gott nur dieses Wort in unserm Herzen ertönen läßt, daß Er, Jehova, unsere Sonne und unser Schild, mit uns ist, so können wir nicht bloß ruhig, sondern freudig seyn. Unsere hiesigen Beschäftigungen sind uns besonders nützlich und geben uns viel Erquickung. In jeder Verlegenheit nehmen wir zu dem ehrwürdigen Hofprediger des Königs, Herrn Ziegenhagen, unsere Zuflucht, der mit väterlicher Liebe uns behandelt, und uns in allen Umständen die einfachen Anweisungen giebt, wie wir sie als unerfahrene Kinder bedürfen. Unterricht nehmen wir unser tägliches Geschäft. Dabei hatten wir auch einigemal zu predigen; ich predigte nämlich zweimal



in der königlichen Kapelle, und sodann bei dem Herrn Prediger Pitius in der Savoykirche. Möge Gott segnen, was von uns in großer Schwachheit gesprochen worden ist.“

Auf Ersuchen der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß gestattete das Direktorium der ostindischen Gesellschaft den drei Missionarien eine freie Ueberfahrt auf ihrem Schiffe Lynn unter Kapitän Eger-ton, und sie schickten sich nun an, sich zu Deal auf demselben einzuschiffen. Aus dem zweiten Briefe des seligen Schwarz vom 24. Januar 1750 heben wir noch ein Paar Stellen aus: „Am 21. dieses verließen wir Kensington, wo uns Gott so viel Gutes erzeigt hat. Den Abend zuvor waren wir noch einmal bei dem würdigen Prediger Ziegenhagen, welcher noch Vieles zur Erbauung unserer Herzen mit uns sprach. Er gab uns den 120. Psalm zur Betrachtung auf den Weg mit. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt.“ Was er uns immer zu unserer Berathung und Ermunterung thun konnte, das hat er gethan. Am Neujahrstage redete er uns öffentlich von der Kanzel an, über die Worte des Heilandes: „Fürchte dich nicht, glaube nur.“ Mark. 6, 36. Zu gleicher Zeit forderte er die Gemeinde auf, unserer im Gebet eingedenk zu seyn; an dem gleichen Abend betete er nochmals mit uns, empfahl uns der Gnade unseres Gottes, gab uns einige Exemplare seiner kürzlich erschienenen Auslegung über das Gebet des Herrn mit, und entließ uns jetzt mit der Erinnerung, daß die brüderliche Liebe unter uns nie erkalten möge. Möge Gott Alles, was wir gehört haben, tief in unsere Herzen schreiben!“

„So reisten wir am 21. Jan. im Namen Jesu, begleitet von einem wackern Deutschen, Matthiesen, welcher von dem seligen Walther an (1725) bis jetzt allen deutschen Missionarien das Geleit zu geben pflegt,  
nach

nach Deal ab, wo wir am 23. gesund und heiter ankamen. Hier wohnen wir in einem Hause, das nur wenige Schritte vom Ufer liegt, so daß wir von unsern Fenstern aus nichts als Meer sehen. Mein Herz ist voll freudigen Vertrauens, denn ich bin gewiß, daß der Gott, welcher uns bisher so väterlich geleitet hat, auch ferner unser Beschützer seyn wird. Wenn wir uns nur fest an ihn anklammern, so wird auch Er gewiß mit uns seyn, und gnädig die Gebete hören, mit welchen wir wissen, so viele seiner Kinder und Knechte uns begleiten. Wir ziehen nun im Namen des HERRN aus, der uns zu seinen Dienern und Boten unter den Heiden berufen hat, und uns nach Seinem Wohlgefallen an die Stelle führen wird, welche sein Rath für uns ausersehen hat.“

In seinem nächsten Briefe an den Prediger Ziegenhagen meldet Schwarz unter dem 1. Febr. 1750 am Bord des Schiffes, in der Nähe der Insel Wight, ihre wirkliche Abfahrt: „Ein Schiff, das uns noch Lebensmittel zuführt, giebt mir Gelegenheit, Ihnen ein paar Linien zu schreiben. Am 29. Jan. verließen wir Deal. Gott hat uns günstigen Wind gegeben, der uns bereits an Portsmouth vorüber gebracht hat. Wir sind, Gott sey Dank, alle wohl. Unsere Kajüte ist unterhalb der des Kapitäns. Wir sind allein, wofür wir die Güte Gottes zu preisen Ursache haben. Auch sind wir so bequem eingerichtet, als man es nur auf einem Schiffe erwarten kann; auch dafür sey Gottes Name gelobet. Der Kapitän ist ein guter, gerader Mann, und die andern Mitreisenden sind sehr gefällig gegen uns. Wir sprechen noch sehr schlecht Englisch, aber sie muntern uns alle zum Reden auf, und keiner lacht, wenn wir Fehler machen. Einige von ihnen verstehen ein wenig Latein, und geben sich alle Mühe, uns das zu erklären, was wir nicht verstehen. Bis jetzt hat Gott uns gnädig vor allem Schaden bewahrt, ausge-

nommen, daß letzte Nacht ein Matrose ins Wasser gefallen ist, welcher jedoch noch gerettet wurde. Wir haben etwa hundert Menschen mit ein paar Passagieren am Bord. Unsere Zeit bringen wir mit Lesen der heiligen Schrift in den Originalsprachen und anderer guter Bücher zu; auch üben wir uns im Lesen und Schreiben der englischen Sprache. Einige Herren am Bord reisen zum Vergnügen nach Indien; einer derselben macht die Reise bereits zum fünftenmal, und sagt, sie sey überaus angenehm. Auch mehrere Knaben sind auf dem Schiff, welche die Schiffahrt lernen. Ich habe dieß in Eile geschrieben. Möge Jesus Sie reichlich segnen, und Ihr Gebet, und das Gebet Seiner Knechte für uns erhören! O, der Herr ist treu, und hat Sein Volk noch nie verlassen.“

Indeß ging die Farth des Schiffes nicht so schnell, als man erwartet hatte. Am 3. Febr. schrieb Schwarz an Herrn Ziegenhagen Folgendes: „Kindliche Liebe fordert mich auf, die Gelegenheit zu benützen, um Sie von unsern Umständen zu benachrichtigen. Als wir Ihnen das letztemal schrieben, hatten wir sehr günstigen Wind, mußten aber einen halben Tag vor Anker liegen, bis alles Erforderliche aufs Schiff gebracht war; am Abend segelten wir weiter, und schon waren wir am Montag nahe zur Biscaya-Bay gekommen; allein Morgens drehte sich der Wind, und der Kapitän sah sich genöthigt, zu einem Hafen zurückzukehren. Hier war die Bewegung des Schiffes so heftig, daß ich ein paar Minuten lang etwas von der Seekrankheit erfuhr. Abends vier Uhr kamen wir vor Falmouth an, und ein Paar Linsen stritten sich miteinander, uns in den Hafen zu führen. Wir kamen darüber in große Gefahr, und unser Schiff stieß bisweilen mit solchem Krachen auf den Grund, als ob eine Kanone gelöst würde. Zugleich tobte ein großer Sturm, und hätte uns nicht Gott bewahrt, so würden wir großen Schaden erlitten haben. Nun dankten wir Ihm, daß wir genöthigt worden

waren, zurückzukehren, denn in diesem Sturm wären wir an der spanischen Küste in der größten Gefahr gewesen. So werden wir täglich gewahr, daß seine Güte uns hilft. O möchten wir doch stets allein auf Ihn schauen, in seinem Willen ruhen, und uns demselben kindlich überlassen! Unser Kapitän ist sehr freundlich gegen uns. Im Uebrigen sehe ich täglich zu Gott, daß Er mein Herz mehr und mehr von allen Befleckungen reinigen, und mich, seinen unwürdigen Knecht, durch seinen Geist tüchtig machen möge zu dem heiligen Amte, zu welchem Er mich aus lauter unverdienter Gnade berufen hat. Ich bin überzeugt, daß auch Sie täglich für mich und meine Brüder diesen Segen erblicken werden.“

Das Schiff wurde zu Falmouth durch widrige Winde über einen Monat lang zurückgehalten; aber für diese Zögerung fanden die Missionarien einen reichen Ersatz durch den Umstand, daß sie den Stürmen entgingen, denen, wie sich später zeigte, viele andere Schiffe unterlagen. In Rücksicht auf diese Bewahrung macht viele Jahre später einer der Missionare zu Tranquebar die Bemerkung, daß während des Jahrhunderts, das seit dem Beginn der dänischen Mission verfloßen war, etwa fünfzig Missionarien die Seereise nach Indien gemacht haben, und daß kein einziges Schiff, auf welchem ein Missionar sich befand, innerhalb dieses langen Zeitraumes zu Grunde gegangen ist.

In einem der folgenden Briefe, der an Professor Franke gerichtet ist, macht Schwarz mit der Herzlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks, die der deutschen Sprache eigenthümlich sind, eine kurze Beschreibung von der Fortsetzung ihrer Reise und ihrer glücklichen Ankunft in Indien. Der Brief ist von Tranquebar unter dem 8. Okt. 1750 datirt, und lautet also:

„Wir können Ihnen jetzt mit Freuden erzählen, wie gnädig Gott Ihre Gebete für uns erhört hat. Mit unverdienter Huld hat Er uns hieher gebracht, auf

unserer langen Reise alle Gefahren gnädig von uns abgewendet, uns auf derselben nach Leib und Seele mächtig erquickt, und uns schnell und glücklich, in vier Monaten und vier Tagen, das Ende derselben erreichen lassen. Kaum konnten wir uns vorstellen, daß Er uns so väterlich und gnädig führen würde. Sein Name sey in Demuth gepriesen und hochgelobet, jetzt und in Ewigkeit!“

„Um Ihnen von dieser gnädigen Führung unseres Gottes eine etwas umständlichere Nachricht zu geben, damit auch Sie mit uns seinen Namen erheben, will ich kürzlich die wichtigsten Stücke aus unserem Tagebuch herausheben, da ich noch keine Zeit gefunden habe, dasselbige ganz abzuschreiben. Wie Gott uns in den Hafen von Falmouth zurückgeführt hat, haben Sie bereits aus einem frühern Briefe ersehen, den ich vor unserer Abreise schrieb. Am 12. März 1750 gab uns Gott guten Wind und Alles war zum Absegeln fertig; aber der Ebbe halben mußten wir bis zum Abend warten, um glücklich aus dem Hafen hinauszukommen. Nachmittags kam noch ein Mann aus der Stadt auf unser Schiff, welcher durch die Predigt des Herrn Whitefield mächtig aus dem Schlaf der Sünde erweckt worden ist, und uns viel Erfreuliches, besonders von einem Prediger zu Falmouth erzählte, der mit großem Eifer sein heiliges Amt verrichtet. Wir bedauerten, ihn nicht besucht zu haben, und schickten ihm eine lateinische Abhandlung über die Vortrefflichkeit der Erkenntniß Christi, in welche wir ein paar Linien schrieben.

Um sieben Uhr Abends segelten wir im Namen Gottes aus dem Hafen, an der Seite eines Kriegsschiffes, das, wie wir glaubten, uns begleiten sollte; allein am folgenden Tage erfuhren wir, daß es ein anderes Schiff, den Norfolk, begleiten wird. Damit sind wir wohl zufrieden, indem wir glauben, daß wir solcher Begleitung nicht bedürfen, wenn wir nur mit David sagen können: „der Herr Zebaoth ist mit uns,

Der Gott Jakobs ist unsere Zuversicht.“ (Psalm 46, 7.)  
 „Ist Gott für uns, wer kann wider uns seyn.“ — Wir begegneten einem holländischen Schiff, das von Smyrna nach Rotterdam segelt, und dessen Kapitän uns benachrichtigte, daß er unter den letzten schweren Stürmen viel gelitten habe, indeß wir ruhig im Hafen lagen. Am 16. März begegneten wir zwei Schiffen, die ein trauriges Aussehen hatten. Eines derselben hatte einen großen Leck (Sprung), ging bereits sehr tief, und wurde von einer Seite auf die andere geworfen. Unser Kapitän schickte den Schiffszimmerman mit einigen Leuten, um zu sehen, ob sie Hülfe leisten könnten; allein sie kamen bald mit der Nachricht zurück, daß das Schiff sinken müsse. Die Schiffsmannschaft desselben hatte bereits Anstalten gemacht, sich auf das andere Schiff hinüber zu retten.“

„Am 21. März hatte ich ein Fieber, welches bis zum 10. April dauerte. Da meine Kräfte schnell abnahmen, so wurde der Arzt darüber unruhig; aber Gott half mir gnädig, und bald kehrte wieder meine Gesundheit zurück. Ich muß zu seinem Preise bekennen, daß diese Krankheit meiner Seele sehr dienlich war. Am 29. März passirten wir den Wendekreis des Krebses, und am 18. April die Linie zum erstenmal; es war große Freude auf dem Schiff, daß wir sobald zu diesem Punkte gekommen sind. Am 30. April errettete Gott sichtbarlich einen Jüngling vom Tode, der, um die Schifffahrt zu erlernen, auf dem Schiffe sich befindet, indem das schwere Ankertau, das neben ihm herabfiel, ihn beinahe erschlagen hätte. Gegen Abend wurden wir ein Schiff gewahr; wir freuten uns anfangs, Gelegenheit zu finden, unsere Briefe abzusenden; allein bald wurde unsere Freude in Furcht verwandelt, indem unsere Leute dasselbe für ein feindliches Schiff hielten, und Anstalten zur Vertheidigung zu machen anfangen. Jedoch war es am nächsten Morgen aus unsern Augen verschwunden. Am 5. May passirten

wir den Wendekreis des Steinbocks, und verließen so die heiße Zone. Sobald der Passatwind aufhörte, brachte uns ein erquickender Luftzug von Nordosten weiter. An den Veränderungen des Windes lassen sich leicht die lieblichsten Spuren der bewunderungswürdigen Weisheit Gottes erfahren. Am 7. May sahen wir ein französisches Schiff, dem wir Abends näher kamen; die Kapitäne theilten sich einander ihre Beobachtungen über Länge und Breite mit, und die unsrigen stimmten mit den ihrigen genau zusammen. Es war ein großer Gewinn, daß wir auf unserem Schiffe unsere Beobachtungen immer machen konnten; denn selbst bei nebligtem Wetter kam die Sonne Mittags immer zum Vorschein. Am 17. May feierten wir das Pfingstfest, und flehten innbrünstig zu Gott, daß er uns durch den heiligen Geist, den Jesus verheißt hat, tüchtig machen wolle zu dem wichtigen Beruf, zu welchem Er uns berufen hat. Am 19. May hatte unser Bruder Huttemann einen bedenklichen Krankheitsanfall; aber Gott segnete den Gebrauch des Arzneimittels, das wir ihm gaben, und er wurde in wenigen Tagen wieder hergestellt. Am 27. hatten wir vollkommene Windstille, und in der Nacht darauf entstand plötzlich ein Sturm, der uns alle Segel zerriß. Als ich morgens aufs Verdeck trat, hingen sie Lumpen ähnlich an den Masten herab. Wir durften uns indeß keinen muthlosen Gedanken überlassen, denn Gott ist treu, auf welchen wir hofften, und in der Noth tröstet er reichlich die Seele. Am 31. May sahen wir ein holländisches Schiff, und wir alle wünschten, es möchte uns nahe kommen; allein wir sahen uns in unserer Hoffnung getäuscht. Um so größer war unsere Freude, als uns Nachmittags die Capspitze in die Augen fiel. Gleich Wolken stellten sich uns die Berge in der Entfernung dar, und bald konnten wir sie in ihren seltsamen Formen genau sehen. Wir dankten Gott herzlich dafür, und dieß um so inniger, da gerade heute das Wort einen tiefen Eindruck

auf unsere Herzen gemacht hatte: „darum, meine geliebten Brüder, seyd fest und unbewegt, und nehmet immer zu in dem Werk des HErrn, dieweil ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn.“  
1. Cor. 15, 58.

Von dieser Zeit fingen wir an, nach Indien uns umzusehen, zumal da wir glaubten, das schlimmste des Weges auf dem Rücken zu haben; allein am 17. Juni erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der unser Schiff in die augenscheinlichste Gefahr setzte. Er dauerte bis zum folgenden Tag fort, und war fürchterlich anzuschauen, indem der Sturmwind noch von einem anhaltenden Platzregen begleitet war. Allein, als das Toben der Wellen am entsetzlichsten war, schlofen wir in unserer Cajüte ruhig und im Frieden; denn Gott hatte aus Gnaden die Gefahr vor unsern Augen verborgen. Endlich legte sich der Sturm, ohne daß unser Schiff einen wesentlichen Schaden erlitten hatte. „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“ Am 30. Juni passirten wir den Wendekreis des Steinbocks zum zweitenmal, und das Wetter wurde wieder angenehm, nachdem wir zuvor bisweilen sehr kalt gehabt hatten, und am 10. darauf durchschnitten wir noch einmal die Linie. Den 13. Juli kam uns endlich die Insel Ceylon ins Gesicht, und die Freude läßt sich kaum beschreiben, die ihr Anblick auf unserem Schiffe rege machte, indem wir ihre Nähe noch nicht erwartet hatten. Das hat Gott gethan! O wie groß ist seine Güte, und wie huldreich läßt Er sich zu dem Flehen seiner Kinder herab. Mögen wir uns nur durch seine Güte stets zum kindlichen Vertrauen auf Ihn leiten lassen. Heute und am folgenden Tage verbreitete sich ein herrlicher Wohlgeruch von der Zimmetpflanze um unser Schiff, und wir hatten zugleich günstigen Wind, der uns an den Felsenwänden von Ceylon schnell vorüberbrachte. Am 16. Juli näherten wir uns der Küste Coromandel, und jeglicher von uns sah sich jetzt



unserer langen Reise alle Gefahren gnädig von uns abgewendet, uns auf derselben nach Leib und Seele mächtig erquickt, und uns schnell und glücklich, in vier Monaten und vier Tagen, das Ende derselben erreichen lassen. Kaum konnten wir uns vorstellen, daß Er uns so väterlich und gnädig führen würde. Sein Name sey in Demuth gepriesen und hochgelobet, jetzt und in Ewigkeit!“

„Um Ihnen von dieser gnädigen Führung unseres Gottes eine etwas umständlichere Nachricht zu geben, damit auch Sie mit uns seinen Namen erheben, will ich kürzlich die wichtigsten Stücke aus unserem Tagebuch herausheben, da ich noch keine Zeit gefunden habe, dasselbige ganz abzuschreiben. Wie Gott uns in den Hafen von Falmouth zurückgeführt hat, haben Sie bereits aus einem frühern Briefe ersehen, den ich vor unserer Abreise schrieb. Am 12. März 1750 gab uns Gott guten Wind und Alles war zum Absegeln fertig; aber der Ebbe halben mußten wir bis zum Abend warten, um glücklich aus dem Hafen hinauszukommen. Nachmittags kam noch ein Mann aus der Stadt auf unser Schiff, welcher durch die Predigt des Herrn Whitefield mächtig aus dem Schlaf der Sünde erweckt worden ist, und uns viel Erfreuliches, besonders von einem Prediger zu Falmouth erzählte, der mit großem Eifer sein heiliges Amt verrichtet. Wir bedauerten, ihn nicht besucht zu haben, und schickten ihm eine lateinische Abhandlung über die Vortrefflichkeit der Erkenntniß Christi, in welche wir ein paar Linien schrieben.

Um sieben Uhr Abends segelten wir im Namen Gottes aus dem Hafen, an der Seite eines Kriegsschiffes, das, wie wir glaubten, uns begleiten sollte; allein am folgenden Tage erfuhren wir, daß es ein anderes Schiff, den Norfolk, begleiten wird. Damit sind wir wohl zufrieden, indem wir glauben, daß wir solcher Begleitung nicht bedürfen, wenn wir nur mit David sagen können: „der Herr Zebaoth ist mit uns,

Der Gott Jakobs ist unsere Zuversicht.“ (Psalm 46, 7.)  
 „Ist Gott für uns, wer kann wider uns seyn.“ — Wir begegneten einem holländischen Schiff, das von Smyrna nach Rotterdam segelt, und dessen Kapitän uns benachrichtigte, daß er unter den letzten schweren Stürmen viel gelitten habe, indes wir ruhig im Hafen lagen. Am 16. März begegneten wir zwei Schiffen, die ein trauriges Aussehen hatten. Eines derselben hatte einen großen Leck (Sprung), ging bereits sehr tief, und wurde von einer Seite auf die andere geworfen. Unser Kapitän schickte den Schiffszimmerman mit einigen Leuten, um zu sehen, ob sie Hülfe leisten könnten; allein sie kamen bald mit der Nachricht zurück, daß das Schiff sinken müsse. Die Schiffsmannschaft desselben hatte bereits Anstalten gemacht, sich auf das andere Schiff hinüber zu retten.“

„Am 21. März hatte ich ein Fieber, welches bis zum 10. April dauerte. Da meine Kräfte schnell abnahmen, so wurde der Arzt darüber unruhig; aber Gott half mir gnädig, und bald kehrte wieder meine Gesundheit zurück. Ich muß zu seinem Preise bekennen, daß diese Krankheit meiner Seele sehr dienlich war. Am 29. März passirten wir den Wendekreis des Krebses, und am 18. April die Linie zum erstenmal; es war große Freude auf dem Schiff, daß wir sobald zu diesem Punkte gekommen sind. Am 30. April errettete Gott sichtbarlich einen Jüngling vom Tode, der, um die Schiffahrt zu erlernen, auf dem Schiffe sich befindet, indem das schwere Ankertaum, das neben ihm herabfiel, ihn beinahe erschlagen hätte. Gegen Abend wurden wir ein Schiff gewahr; wir freuten uns anfangs, Gelegenheit zu finden, unsere Briefe abzuschicken; allein bald wurde unsere Freude in Furcht verwandelt, indem unsere Leute dasselbe für ein feindliches Schiff hielten, und Anstalten zur Vertheidigung zu machen anfingen. Jedoch war es am nächsten Morgen aus unsern Augen verschwunden. Am 5. May passirten

wir den Wendekreis des Steinbocks, und verließen so die heiße Zone. Sobald der Passatwind aufhörte, brachte uns ein erquickender Luftzug von Nordosten weiter. An den Veränderungen des Windes lassen sich leicht die lieblichsten Spuren der bewunderungswürdigen Weisheit Gottes erfahren. Am 7. May sahen wir ein französisches Schiff, dem wir Abends näher kamen; die Kapitäne theilten sich einander ihre Beobachtungen über Länge und Breite mit, und die unsrigen stimmten mit den ihrigen genau zusammen. Es war ein großer Gewinn, daß wir auf unserem Schiffe unsere Beobachtungen immer machen konnten; denn selbst bei nebligtem Wetter kam die Sonne Mittags immer zum Vorschein. Am 17. May feierten wir das Pfingstfest, und flehten innbrünstig zu Gott, daß er uns durch den heiligen Geist, den Jesus verheißen hat, tüchtig machen wolle zu dem wichtigen Beruf, zu welchem Er uns berufen hat. Am 19. May hatte unser Bruder Huttmann einen bedenklichen Krankheitsanfall; aber Gott segnete den Gebrauch des Arzneimittels, das wir ihm gaben, und er wurde in wenigen Tagen wieder hergestellt. Am 27. hatten wir vollkommene Windstille, und in der Nacht darauf entstand plötzlich ein Sturm, der uns alle Segel zerriß. Als ich morgens aufs Verdeck trat, hingen sie Lumpen ähnlich an den Masten herab. Wir durften uns indeß keinen muthlosen Gedanken überlassen, denn Gott ist treu, auf welchen wir hofften, und in der Noth tröstet er reichlich die Seele. Am 31. May sahen wir ein holländisches Schiff, und wir alle wünschten, es möchte uns nahe kommen; allein wir sahen uns in unserer Hoffnung getäuscht. Um so größer war unsere Freude, als uns Nachmittags die Capspitze in die Augen fiel. Gleich Wolken stellten sich uns die Berge in der Entfernung dar, und bald konnten wir sie in ihren seltsamen Formen genau sehen. Wir dankten Gott herzlich dafür, und dieß um so inniger, da gerade heute das Wort einen tiefen Eindruck

auf unsere Herzen gemacht hatte: „darum, meine geliebten Brüder, seyd fest und unbewegt, und nehmet immer zu in dem Werk des HErrn, dieweil ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn.“ 1. Cor. 15, 58.

Von dieser Zeit fingen wir an, nach Indien uns umzusehen, zumal da wir glaubten, das schlimmste des Weges auf dem Rücken zu haben; allein am 17. Juni erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der unser Schiff in die augenscheinlichste Gefahr setzte. Er dauerte bis zum folgenden Tag fort, und war fürchterlich anzuschauen, indem der Sturmwind noch von einem anhaltenden Platzregen begleitet war. Allein, als das Toben der Wellen am entsetzlichsten war, schlossen wir in unserer Kajüte ruhig und im Frieden; denn Gott hatte aus Gnaden die Gefahr vor unsern Augen verborgen. Endlich legte sich der Sturm, ohne daß unser Schiff einen wesentlichen Schaden erlitten hatte. „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“ Am 30. Juni passirten wir den Wendekreis des Steinbocks zum zweitenmal, und das Wetter wurde wieder angenehm, nachdem wir zuvor bisweilen sehr kalt gehabt hatten, und am 10. darauf durchschnitten wir noch einmal die Linie. Den 13. Juli kam uns endlich die Insel Ceylon ins Gesicht, und die Freude läßt sich kaum beschreiben, die ihr Anblick auf unserem Schiffe rege machte, indem wir ihre Nähe noch nicht erwartet hatten. Das hat Gott gethan! O wie groß ist seine Güte, und wie huldreich läßt Er sich zu dem Flehen seiner Kinder herab. Mögen wir uns nur durch seine Güte stets zum kindlichen Vertrauen auf Ihn leiten lassen. Heute und am folgenden Tage verbreitete sich ein herrlicher Wohlgeruch von der Zimmetpflanze um unser Schiff, und wir hatten zugleich günstigen Wind, der uns an den Felsenwänden von Ceylon schnell vorüberbrachte. Am 16. Juli näherten wir uns der Küste Coromandel, und jeglicher von uns sah sich jetzt

begierig nach Land um; allein die Nacht rückte heran, ohne daß wir Land entdecken konnten. Bei einer Wassertiefe von 15 Klaftern wurde Anker geworfen, und als wir des Morgens erwachten, standen die Ufer in ihrer ganzen Herrlichkeit vor unsern Augen, und Cudalore lag uns gerade gegenüber. Wir priesen den Namen des HErrn für seine väterliche Leitung, und jeder, welcher sich des Waltens seiner gnadenreichen Vorsehung freut, müsse sein Lob erhöhen.

Alsobald eilten die Eingebornen auf ihren Booten unserm Schiffe zu. Der Anblick dieser armen Geschöpfe, welche noch in Finsterniß und Todesschatten sitzen, machte einen tiefen Eindruck auf unsere Herzen, und ermunterte uns, an ihrer Befehrung mit Freuden zu arbeiten, und ihnen die Heilslehre des Evangeliums zu verkündigen. Möge uns der HErr viel Weisheit, Gnade und Kraft verleihen, um dies auf die rechte Weise zu thun; denn wir selbst sind aus eigener Kraft viel zu untüchtig, um ihnen ein Geruch des Lebens zum Leben zu werden. Wir gaben dem Missionar Kiernander Nachricht von unserer Ankunft, und Nachmittags sandte er ein Landboot, um uns abzuholen. Wir nahmen jetzt Abschied von den Offizieren und Reisenden des Schiffes, die sehr freundlich gegen uns gewesen waren. Der Abschied war sehr rührend, und sie wünschten uns viel Segen zu unserem künftigen Beruf; mögen auch sie alle reichlich gesegnet seyn im HErrn. Abends wurden wir in die gastfreundliche Wohnung unseres Freundes Kiernander liebevoll aufgenommen, und wir vereinigten uns, die Güte unseres Gottes zu preisen.

Während unserer Seefahrt hatten wir versucht, zur Vorbereitung auf den wichtigen Missionsberuf, unsere Zeit möglichst gut anzuwenden; jeden Morgen und Abend, und öfters auch den Tag über, vereinigten wir uns in gemeinschaftlichem Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes, und wir fühlten uns durch diese Übung

immer kräftig erquickt. Dann wurden nützliche Bücher gelesen und Sprachübungen im Englischen angestellt; am genussreichsten fanden wir dabei die deutschen Missionsnachrichten, so viele deren bis jetzt erschienen sind, indem sie uns am zweckmäßigsten in unser bevorstehendes Geschäft einleiteten.

Am 24. Juli kam der ehrwürdige Senior der dänischen Mission, Herr Wiedebroef herbei, um uns nach Tranquebar abzuholen, wo wir am 30. in vollkommenem Wohlfeyn anlangten, und von unsern dortigen Brüdern mit der herzlichsten Liebe empfangen wurden. Bis hieher hat der Herr geholfen! Ihm sey dafür Ehre von nun an bis in Ewigkeit.

Unsere gegenwärtige Beschäftigung läßt sich mit wenigen Worten beschreiben, von Morgens sieben Uhr an wird beinahe der ganze Vormittag mit dem Erlernen der tamulischen Sprache zugebracht, womit wir zugleich das Studium der portugiesischen Sprache verbinden. Nachmittags sind Sprachübungen, wobei uns der bekehrte Hindu Christoph, der fließend deutsch sprechen gelernt hat, vortreffliche Dienste leistet. Am Abend wohnen wir dem Unterrichte der Heiden bei, der uns in hohem Grade interessirt, je mehr wir ihre Sprache verstehen lernen. Wir werden gewahr, daß uns Gott von einem Tag zum andern herrlich hindurchhilft. Missionar Kohlhoff hat uns an seinen Tisch genommen. Morgens und Abends sind unsere gemeinschaftlichen Andachtsstunden, welche unsern Herzen immer neue Erquickungen bereiten.“

So weit der Reisebericht des seligen Schwarz. Den Umstand, daß sie auf eine wundervolle Weise vom Schiffbruch errettet wurden, hat derselbe in diesem Berichte mit Stillschweigen übergangen; er blieb aber für ihn ein fortdauerndes Erweckungsmittel zur Dankbarkeit gegen Gott. Kurze Zeit, nachdem sie zu Cuddalore gelandet hatten, ging ihr Schiff im Sturme zu Grunde. Schwarz betrieb nun seine Sprachstudien mit solchem

Fleiß, daß er schon am 23. Nov. dieses Jahres, und demnach in weniger als vier Monaten nach ihrer Ankunft in Indien in Ziegenbalgs Kirche über Matth. 11, 25 — 30 seine erste Predigt in tamulischer Sprache halten konnte. In ihr entwickelte er den Geist des Evangeliums, daß er den Heiden zu verkündigen vom Herrn sich beauftragt fühlte, und daß er auch während seiner langen und ehrenvollen Laufbahn als Missionar in Indien mit unausgesetzter Treue durch Wort und Wandel den Herzen der Heiden nahe zu bringen bemüht war.

## Z w e i t e s   K a p i t e l .

Antritt seines Missionsberufes. Nachricht hiervon in einem Brief an einen seiner Freunde. Sorgfältige Vorbereitung der Tauffandidaten. Seine Wanderungen in den Städten und Dörfern der Umgegend von Tranquebar. Seine Unterhaltungsweise mit den Eingebornen. Schreiben an Dr. Struensee. Periodische Berichte der dänischen Mission. Sein Besuch zu Cuddalore. Wochen-Conferenzen mit ihren Mitarbeitern daselbst. Rückkehr nach Tranquebar. (Jahr 1751—1754.)

Kaum hatte Schwarz eine zureichende Bekanntschaft mit der tamulischen Sprache sich erworben, als er mit munterer Kraft den mannigfaltigen Geschäften seines Missionsberufes sich zu unterziehen begann. Schon frühe im Jahr 1751 fing er mit den jüngsten Kindern der tamulischen Schule catechetische Uebungen an, welche nicht bloß darin bestanden, ihnen Fragen vorzulegen, und ihre Antworten zu empfangen; vielmehr suchte er, in der einfachsten Kindersprache und durch Beispiele aus dem täglichen Leben, in traulichen Unterredungen mit den Kindern ihnen die Grundsätze des Christenthums klar zu machen; auch den Kindern der portugiesischen Schule gab er abwechselnd mit Miss. Polkenhagen Religionsunterricht, so wie er mit einem andern

seiner Mitarbeiter, Miss. Maderup, welchem die Pflege der portugiesischen Gemeinde anvertraut war, sich in die Predigt des Evangeliums in portugiesischer Sprache theilte. Außer diesen fortlaufenden Geschäften, ertheilte der selige Schwarz noch zwei Classen von Taufkandidaten den Vorbereitungsunterricht zur heiligen Taufe; und nahm bald darauf eine große Schaar derselben durch die Taufe in die Kirche Christi auf. Mit frommer Einfalt erzählt er diese Tagesarbeiten in seinem zweiten Briefe aus Indien vom 28. September 1751 worin er seinem Freunde, einem Prediger zu Halle, Folgendes meldet:

„Die vielfachen Liebesbeweise, welche mir während meiner Universitätsjahre von Ihnen zu Theil wurden, machen es mir zur Pflicht, Ihnen aus diesem Lande einen Brief zu schreiben, und dieß um so mehr, da Sie der erste waren, der meine Aufmerksamkeit auf den Missionsberuf in Indien hinlenkte. Wenn ich daran, so wie an die ersten leisen Anbahnungen der Vorsehung Gottes zu diesem Schritte gedenke, so wird meine Seele voll Lobens, für die Weisheit und Güte, womit Gott mich geleitet hat. Es gewährt meinem Herzen einen süßen Trost, daß ich sagen darf: Du bist es, o Gott, der mich in dieses ferne Land geführt hat; ich bin nicht nach eigener Wahl hieher gekommen; vielmehr würde ich den Ruf zu dieser Arbeit von mir weg-gewiesen haben, hätte deine verborgene Hand mich nicht hievon zurückgehalten. Darum hilf mir nun auch, und gib mir all die Weisheit, Kraft und Gnade, welche ich zu diesem Berufe bedarf. Mein gnädiger Gott hat mir bisher so viele Beweise seiner väterlichen Huld zu Theil werden lassen, daß mir das Wort des HErrn Jesu immer im Sinne liegt, das Er einst zu dem redlichen Nathanael sprach: du sollst noch Größeres, denn das sehen. (Joh. 1, 55.) Möge der HErr mir die Gnade schenken, daß auch ich, wie Nathanael, die Beweise seiner göttlichen Güte, welche ich bisher erfah-



ren dürfte, als ein Mittel gebrauche, meinen Glauben zu befestigen und zu stärken. Sollte ich künftig hin nicht unverrückt die Verherrlichung Gottes im Auge haben, so würde wahrlich nur Unglaube und Undank die Ursache hievon seyn. Zu Nazareth konnte mein Heiland nicht viele Wunder thun, um ihres Unglaubens willen; O so schenke mir denn den wahren und lebendigen Glauben, mein HErr und mein Gott!

Aber damit Sie die Güte Gottes gegen mich aus besondern Umständen erkennen, und den Namen des HErrn mit mir preisen mögen, so will ich einige derselben besonders herausheben. Vor Allem bin ich meinem Gott den demüthigsten Dank dafür schuldig, daß Er mich im verfloffenen Jahr, das ich hier verbrachte, bei allen meinen Unvollkommenheiten mit großer Geduld und Langmuth getragen, und mich jeden Tag aufs Neue freundlich erquickt hat. Die Schuld lag nur an mir, wenn ich nicht jeden Tag seine Huld in gleichem Maße genossen habe. Diese Geduld und Langmuth unseres HErrn habe ich nach der Ermahnung des Apostels Petrus als den Grund meiner Seligkeit achten gelernt.

Was das Neufere betrifft, so hat mir Gott Leben und Gesundheit bescheert, und mir das Klima, so wie die Hitze erträglich gemacht, so daß ich hierüber nie Klage führen durfte, obgleich mein Athmen bisweilen sehr gedrückt war. Auch für diese gnädige Hülfe sey sein Name gelobet! Wer nur immer in dem guten und heiligen Willen Gottes ruht, erspart sich viel Unruhe, und macht sich erträglich, was der Ungeduldige, und widerspenstige Eigenwille unerträglich machen würde. Möge der HErr je mehr und mehr diesen Eigenwillen durch die Kraft des Kreuzes Christi unterjochen.

Was die Landessprache betrifft, so dachte ich auf der Seereise öfter: zu Halle habe ich drei Monate lang tamulisch gelernt, und nur geringe Fortschritte darin gemacht; wie viel Zeit wird dazu erforderlich seyn,

um diese Sprache auch nur so weit zu lernen, daß ich mich verständlich in derselben ausdrücken kann. Aber Gott hat gnädig die Schwierigkeit gehoben, welche mir so groß erschien; denn als wir einmal tamulisch gepredigt hatten, so ging es mit der Sache immer leichter.

Bald nach dem Anfang des neuen Jahres fing ich in der tamulischen, oder malabarischen Schule mit den jüngsten Lämmern einen Religionsunterricht an, und so lernte ich mit denselben stammeln. Zugleich machte ich beinahe täglich meine Wanderung und sprach mit Christen und Heiden, ob es gleich, wie man leicht begreifen kann, gar arm und stotternd dabei zunging. Dennoch hat mir der Herr von einem Tag zum andern durchgeholfen. Nachdem ich auf diese Weise mit dem Lesen und Sprechen neun Monate zugebracht hatte, begann ich im Mai 1751 einen Vorbereitungsunterricht, den ich am 2. Juli schloß, worauf ich viele der Neubekehrten durch die Taufe dem Herrn weihte. Jeder meiner Brüder hatte zugleich eine kleine Anzahl von Taufkandidaten im Unterricht. Als zehn Tage hernach eine zweite Classe herbei kam, so fing ich am 12. Juli einen nochmaligen Vorbereitungsunterricht an, den ich nach 6 Wochen schloß. Ich darf hoffen, daß der Herr mich an diesen Seelen nicht vergeblich arbeiten ließ. Wie ihr Betragen jetzt beschaffen ist, kann ich nicht sagen, denn die meisten der Neugetauften leben zerstreut auf dem Lande umher.

Der Zuwachs der tamulischen Christengemeinde ist in diesem Jahr sehr erfreulich; und besteht in 400 Seelen, unter denen 159 Kinder theils christlicher, theils neubekehrter, heidnischer Eltern sich befinden. Immerhin mag der wahre Segen sich nicht über alle erstrecken, welche in dieser Zahl begriffen sind. Möge Gott treue Arbeiter aussenden, denn die Erndte ist groß. Helfen sie uns darum, Ihn um seinen göttlichen Beistand ansehen. Diese kurze Nachricht habe ich Ihnen im demüthigen Gefühle des Lobes unseres Gottes ge-

geben. Ihm gehört ja doch allein die Ehre, indeß uns die Schande gebührt; und sollten wir auch Schmach und Verachtung um Jesu willen erdulden, so sind wir einer so großen Ehre nicht werth."

Der Vorbereitungsunterricht der Taufkandidaten, welcher im voranstehenden Briefe genannt wird, geschah zu gewissen Zeiten des Jahres häufig. Mehrere Missionarien theilten sich in kleinere Abtheilungen der Taufpräparanden, dergleichen z. B. im Jahr 1751 nicht weniger als zwanzig gemacht wurden. Im Allgemeinen fiel der größere Theil dieser Arbeiten den jüngern Missionarien zu, so bald sie nur mit der Sprache der Eingebornen genugsam vertraut waren. Dieß geschah in der Absicht, theils sie in diesen wichtigen Zweig des Missionswerkes praktisch einzuführen, theils den ältern Missionarien mehr Zeit für den Briefwechsel, so wie für die schwerern Geschäfte der Missionsthätigkeit zu verschaffen. Während dieses Vorbereitungsunterrichtes wurde alle Sorgfalt darauf verwendet, die Catechumenen, sowohl nach der Stufe ihrer Religionserkenntniß, als nach ihrem Sinn und Leben genau kennen zu lernen. Diejenigen, welche den Unterricht nur langsam faßten, oder über deren Redlichkeit bei der Annahme des Christenglaubens noch Zweifel obwalteten, wurden zum nächsten Vorbereitungsunterrichte verschoben. Der Zeitraum der Prüfung für die Taufe wurde bisweilen auf mehrere Monate ausgedehnt, um den Missionarien desto mehr Gelegenheit zu verschaffen, den sittlichen Charakter der Neubekehrten zu beobachten, und, wenn sie aus entfernten Orten herkamen, über ihren frühern Lebenswandel die nöthigen Erkundigungen einzuziehen zu können.

Der eingeführten Gewohnheit gemäß, welche um diese Zeit Statt fand, da sieben bis acht Missionarien zugleich zu Tranquebar sich befanden, pflegte der selige Schwarz, wie er selbst in seinem Briefe bemerkt, beinahe täglich, und zwar gewöhnlich in Begleitung eines

seiner ältern Brüder, Wanderungen unter Christen und unbefehrten Heiden umher zu machen. So zogen immer von Zeit zu Zeit vier bis fünf Missionarien in den umliegenden Städten und Dörfern umher, jeder einzelne derselben begleitet von einem Landprieester, einem Catechisten und einigen Schulknaben der ältesten Classe. Diese theilten sich wieder an volkreichen Orten, in den Straßen und Häusern, unterredeten sich mit den Eingebornen und suchten dieselben von dem Irrthum ihrer Wege zu überzeugen, und sie zur Annahme des Evangeliums willig zu machen. Wir werden in dieser Lebensgeschichte nicht selten Gelegenheit finden, an Beispielen das weise und geschickte Benehmen sowohl, als das freundliche Wesen kennen zu lernen, das Schwarz bei solchen Unterredungen zu Tage legte. Ein Paar Beispiele dieser Art wollen wir hier einrücken, welche deutlich zeigen, wie frühe schon dieser wackere Knecht Christi ein Talent entwickelte, das für den Missionar von besonderer Wichtigkeit ist, und durch welches er sich in den spätern Jahren in so hohem Grade auszeichnete.

Ein hinduischer Kaufmann sagte zu ihm, Gott hat uns in der Absicht geschaffen, daß wir Ihn erkennen, und Ihm dienen sollen. Du hast vollkommen recht, versetzte Schwarz, nur ist's sehr zu bedauern, daß, obgleich du und so viele deiner Landsleute den Endzweck ihrer Schöpfung wohl kennen, ihr dennoch bei dem Götzendienste verharret, und zu Eurem eigenen Unglück das Ziel Eures Lebens verfehlet. Jetzt verkündigte er ihm die Lehre Christi, und wies ihn hin zu dem, welcher der einzige Weg ist, um zur wahren und seligmachenden Erkenntniß Gottes zu gelangen. — Ein anderer wohlhabender, alter Kaufmann, welcher dänisch, englisch und französisch verstand, sagte zu ihm: Mein Herr, zürnen Sie nicht; sprechen alle Europäer wie Sie? Schwarz antwortete ihm: nicht alle Europäer seyen wahre Christen; indeß gebe es viele unter ihnen, die es wirklich seyen, und die mit aufrichtigem Herzen

für die Hindus beten, daß sie mit Jesu Christo bekannt werden mögen. Sie setzen mich in Verwunderung, erwiderte der Heide; denn aus allem, was ich täglich zu sehen, und zu erfahren Gelegenheit habe, muß ich schließen, die Europäer seyen, mit wenig bessern Ausnahmen, eigennützig, unenthaltfam, stolze Leute, voll unverträglicher Verachtung und Vorurtheil gegen uns Hindus, und selbst gegen ihre eigene Religion feindselig gesinnt, was besonders bei den vornehmern Classen derselben der Fall ist. So habe ich wenigstens die meisten Derer kennen gelernt, mit welchen ich in Verkehr zu kommen Gelegenheit gefunden habe. — Dieser leider nur allzugerechte Vorwurf ist von jeher den Europäern von Seiten der heidnischen Einwohner Indiens gemacht worden, und er war stets eines der mächtigsten Hindernisse, das ihrer Befehrung zum Christenthum im Wege stand. Wie Viele ihn auch in unsern Tagen leider! noch immer verdienen mögen, so hat dennoch in dieser Beziehung eine sehr erfreuliche, sittliche Veränderung unter den Europäern Indiens Statt gefunden, und es ist zu wünschen, daß immer weniger Ursache vorhanden seyn möge, den Europäern daselbst diesen Vorwurf zu machen.

Einst begegnete Schwarz einem hinduischen Tanzmeister, der ein junges Mädchen mit sich führte, und sagte ihnen, daß kein Unheiliger ins Himmelreich kommen werde. Ach, mein Herr, versetzte das arme Mädchen, in solchem Falle wird kaum ein einziger Europäer dahin gelangen! und ging davon. — Ein Hindu behauptete, daß er und seine Landsleute denselben Gott, wie die Christen, nur unter verschiedenen Namen verehren. Schwarz erwiderte: der wahre Gott muß auch göttliche Eigenschaften, wie zum Beispiel höchste Weisheit, Allwissenheit, Allmacht, Heiligkeit und Gerechtigkeit besitzen. Von diesem Allem findet man nun Nichts bei euren Göttern; vielmehr erzählt ihre eigene

Geschichte

Geschichte nur Beispiele der Unwissenheit, der Wollust und Grausamkeit von denselben. Wie kann nun gesagt werden, daß sie Götter seyen? Ihr habt ein Sprichwort, das also lautet: wo Sünde ist, da ist keine Würde. Nun müßt ihr selbst zugeben, daß die Handlungen, die euern Göttern zugeschrieben werden, voll Sünde sind; deswegen sind sie nach euerm eigenen Geständniß nicht werth, Götter genannt zu werden. — Das ist sehr wahr, sagte der Hindu, aber wenn wir auch wissen, daß etwas falsch ist, und wir halten es nur in unserem Herzen für wahr, so gilt es uns nach unserem Glauben. — Wie könnt ihr, verfezte Schwarz, einen Trugschluß geltend machen wollen, den ihr selbst bei jeder andern Gelegenheit verwerfet; ihr selbst seyd ja gewohnt zu sagen: wenn jemand das Wort Zucker schreibt, und er leckt dann mit dem Finger daran, so wird es darum nicht süße, wie fest er es auch glauben mag.

Ein Heide machte ihm die Einwendung: zeig' uns nur einmal Einen, der eure Religion angenommen hat, und wirklich selig geworden ist, und dann wollen wir dir glauben. Schwarz antwortete, wie einst Abraham in jener Gleichnißrede des Herrn dem reichen Mann geantwortet hat: Gott hat euch sein Wort gegeben; prüfet nun daselbe. Ein Beweis wie ihr ihn fordert, ist nicht der angewiesene Weg, um zur Ueberzeugung der Wahrheit zu gelangen. Denn auch der Teufel kann sich in einen Engel des Lichts verwandeln.

Ein Anderer sagte: mich wundert euch sagen zu hören, daß, wenn wir den Götterglauben verlassen, unsere Seelen glücklich werden sollen; wenn wir aber dieß nicht thun, so werde Gott uns strafen. Was ist denn die Seele? ist es nicht ein Odem, der alsobald in der Luft verweht, wenn er den Leib verlassen hat. Du kannst dieß wahrnehmen, wenn du die Hand einem Sterbenden an den Mund hältst, um zu fühlen, ob er

noch athmet. Thut er dieß, so ist noch Leben in ihm. Demnach ist Odem und Leben ein und dasselbe Ding. Wie magst du nun sagen, daß der Wind gestraft werden soll? Was ist Gott? Kann man Ihn sehen? Gott ist das Welt All. Ich sterbe, das heißt nichts anderes, als mein Körper löst sich wieder in die Urelemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde auf. Aber daß ein solcher Geist, wie du meinst, in mir ist, das glaube ich nicht. Wie kommt es, daß ich niemand sehe, wenn ich schlafe, und daß ich es nicht fühle, wenn man mich berührt. — Schwarz beantwortete jeden einzelnen dieser Einwürfe; er erinnerte seinen Gegner an die wesentlichen Thätigkeiten der menschlichen Seele, denken, urtheilen, und schließen; und fragte ihn, ob der Wind etwas dieser Art thun könne. Du hast bis jetzt noch gar nicht darauf Acht gegeben, was deine Seele thut, und daß ihr Geschäft ein ganz anderes ist, als bloßes Athemziehen. Würdest du auf die wesentlichen Thätigkeiten deiner Seele gemerkt haben, so würdest du sie als ein wahres vom Körper verschiedenes Wesen erkennen, das mit Verstand und Willen begabt ist; und deswegen der Lust und Unlust, der Freude und des Schmerzens empfänglich ist. Dieser Mann drückte ohne Rückhalt die Zweifel über die menschliche Seele aus, welche auch andere Heiden mit ihm theilen, und aus denen hervorgeht, daß Spinoza's Irthümer nicht unbekannt in Indien sind. Sie sind auch in der That nicht neu, indem schon der alte Salomo dieselbe genannt, und widerlegt hat. (Prediger Cap. 3, Vers 19—21. Weisheit Cap. 2, Vers 1—3.)

Ein Heide sagte zu Schwarz: wenn ich ein Christ werde, womit soll ich mich ernähren? Bete und arbeite, antwortete dieser. Es wurde ihm das Evangelium Matthäi gegeben, und beim ersten Aufschlagen fiel sein Auge auf die Stelle: ihr sollt nicht sorgen und sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? nach solchem allem trachten

die Heiden; denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürft. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen. (Matth. 6, 31—33.) Dieses sonderbare Zusammentreffen machte einen tiefen Eindruck. — Wenn ich ein Christ werde, sagte ein Heide, so schilt man mich einen Abtrünnigen, der in eine andere Kaste hineingetrochen ist. Schwarz sagte ihm, daß die Heiden und Ungläubigen, welche der Sünde dienen, zu der Kaste des Teufels gehören; daß aber die Familie Gottes, in welche Jeder aufgenommen werde, der an das Evangelium glaubt, ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertbum, ein heiliges Volk genannt zu werden verdiene.

Beispiele besserer, sittlicher Gefühle werden in der Lebensgeschichte des seligen Schwarz nicht selten bei den neubekehrten Hindus angetroffen. Während einer gänzlichen Theurung, welche das Schließen der Kornmagazine veranlaßte, sagte eine eingeborne Christin zu ihm: ich habe einen Fanam (Geldmünze), konnte aber heute keinen Reis dafür erhalten; nun bleibt mir keine andere leibliche Nahrung, als Wasser übrig; aber ich habe eine geistliche Speise, und diese erquickt mein Herz. — Ein Hindu kam mit seinem Weibe, um sich von den Missionarien unterrichten zu lassen. Zu diesem Entschlusse hatte beide die Sanfmuth und Geduld veranlaßt, womit die Mutter des Mannes, die eine Gläubige war, ihre bitteren Vorwürfe erduldet hatte. Als Schwarz sie besuchte, sagte sie zu ihm, sie bete Tag und Nacht, und setze ihr Vertrauen auf Gott allein. Der himmlische Vater versehe sie immer mit Arbeit und sie sey wohl zufrieden, wenn sie nur einige Kräuter auf dem Felde zu ihrem Lebensunterhalt zusammenlesen könne. — Eine andere, arme Christin gab auf die Ermahnung, sie solle nicht zu ängstlich für den Leib sorgen, zur Antwort: der den Baum gepflanzt hat,



sollte er ihm nicht auch Wasser geben. Gott verläßt uns nicht, wir mögen leben oder sterben.

In dem Jahr 1752 hatte der selige Schwarz drei zahlreiche Vorbereitungsclassen und Catechumenen zu besorgen, und setzte seine Besuche auf den benachbarten Dörfern fort. In den Missionsberichten findet sich von diesem Jahr kein Brief von seiner Hand; und im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß er jedem weitläufigen Briefwechsel abgeneigt war, welcher ihm die Zeit raubte, die er den armen Heiden schuldig zu seyn glaubte. Von dem Augenblicke an, da er des Morgens aufstand, bis er des Nachts wieder zur Ruhe ging, blieb auch nicht das geringste Theilchen der Zeit von ihm unbenützt; das er nicht zu seiner eigenen Ausbildung, und zur Ausrichtung seiner heiligen Berufspflicht, gewissenhaft angewendet hätte. Erst im folgenden Jahr (1753) findet sich wieder ein Schreiben von ihm, das an den Dr. Struensee, damals Professor der Theologie zu Halle, und später Generalsuperintendent im Herzogthum Schleswig, den Vater jenes unglücklichen Staatsministers von Dänemark, unter dem 8. Oktober desselben Jahres gerichtet war, in welchem er demselben folgendes mittheilt.

„Der eingeschlossene Jahresbericht wird Ihnen den gegenwärtigen äußerlichen Zustand der Mission ins Klare setzen. In diesem Jahre hat es Satan versucht, durch sein wildes Toben, mancherlei Furcht in die Herzen der Christen zu jagen, wodurch ohne Zweifel viele Heiden von der Annahme des Christenthums zurückgeschreckt worden sind. Gegen das Ende des verfloffenen Aprils entstand ein Zwist zwischen den römischen Katholiken und den Heiden in Tanjore, wegen einiger Gebräuche; als der Rajah hievon benachrichtigt wurde, behandelte er die katholischen Christen mit großer Strenge, worauf viele derselben mündlich und schriftlich dem Christenthum entsagten. Unter den Mißhandlungen derselben mußten auch an mehreren Orten

einzelne unserer Gemeindeglieder leiden, obgleich nicht so hart, wie dies bei den Papisten in Tanjore der Fall war. Möge unser treue Gott uns mit Gnade, Geduld, Kraft und Muth ausrüsten. Im Juli wurde ein Kapitän der dänischen Flotte als Abgeordneter des Königes nach Tanjore gesendet, auf welcher Reise ihn auf das dringende Ansuchen dieses Offiziers Missionar Wiedebröck begleitete, wobei er Gelegenheit fand, im Lande selbst, so wie in der Residenz des Rajah ohne Hinderniß das Evangelium zu verkündigen. Möge Gott einen reichen Segen darauf legen."

Der obengenannte Bericht ist eine auf einen Quartbogen verfaßte kurze Uebersicht, welche die Missionarien zu Tranquebar in jeglichem Spätjahr ausfertigten, worin sie die Zahl der neubekehrten Christen, und die verschiedenen Classen derselben nannten, welche zu den drei Gemeinden gehörten, welche damals die dänische Mission in sich begriff. Diese Gemeinden bestanden aus der portugiesischen, und den beiden tamulischen Gemeinden in der Stadt und auf dem Lande. Letztere theilte sich in fünf Distrikte, von denen drei nach den Hauptplätzen derselben genannt sind, nämlich in den Distrikt Mahaburam, den Distrikt Tanjore, mit Einschluß des Königreiches Madura, den Distrikt Madhewipatnam, der das Land Marawa in sich faßte, so wie endlich in den Distrikt Cumbagonam. In diesem kurzen Berichte war gewöhnlich die Zahl der Missionarien, ihrer Catechisten und Gehülften, die Zahl der Schulen, ihrer Lehrer, Lehrerinnen und Schüler, die Arbeiten der Druckerpresse, die Berrichtungen der Landpriester, so wie der Bestand jeglicher Gemeinde und ihres Zuwachses aneinander gesetzt. Dieser Bericht wurde von einem Jahr zum andern dem Könige von Dänemark, und jedem einzelnen Gliede der königlichen Familie zugesendet. Da die Missionarien zu Tranquebar bald die ausgezeichneten Talente wahrnahmen, welche ihrem geliebten Mitarbeiter Schwarz für den Missionsberuf von

Gott vertrauet waren, so vereinigten sie sich in dem Entschlusse, demselben schon im vierten Jahr nach seiner Ankunft in Indien, die Aufsicht und Leitung aller Christengemeinlein und sämmtlicher Schulen zu übertragen, welche südlich vom Flusse Sawery aufgerichtet worden waren.

Schon damals war die löbliche Sitte unter den Missionarien eingeführt, daß so oft sie eine Reise antraten, oder von einer solchen zurückkehrten, auf einem andern Missionsposten ankamen, oder denselben wieder verließen, ihr erstes und letztes Geschäft darin bestand, daß sie gemeinschaftlich ihre Kniee vor Gott im demüthigen Gebete beugten. Nach dieser apostolischen Weise machten sich den 18. Februar 1754 auch die beiden Missionarien Koblhoff und Schwarz auf den Weg, um zu Fuß eine Besuchreise nach Cuddalore zu machen. Noch dauerten die Verfolgungen der Christen im Reiche Tanjore unausgesetzt fort; und wo diese beiden reisenden Brüder in eine Herberge eintraten, da sammelten sich alsobald die kleinen Christenhäuflein um sie her, welche sie aus dem Worte Gottes trösteten und ermunterten. Hatten sie ihre Ansprache an die Neubekehrten vollendet, so wendeten sie sich an die Heiden, die sich indeß um sie gesammelt hatten.

Am Abend des folgenden Tages nach ihrer Abreise erreichten sie Tirrukottah, wo sie der Platzkommandant freundlich in seinem Hause aufnahm, und ihnen ein Boot verschaffte, das sie den Fluß hinab und über den Fluß Coleroon hinüber brachte. Die Bootsleute weigerten sich, etwas vom Christenthum zu hören; als sie sich aber in einem nahen Walde niederließen, um eine Erquickung einzunehmen, so sammelten sich heidnische Hindus und Muhamedaner um sie her, welchen sie den allein wahren Gott, und Jesum, den einigen Mittler und Erlöser der Menschen verkündigten. Bei dem Flusse Bortonovo kam ihnen Missionar Huttemann nebst dem holländischen Prediger Banect entgegen, der sie in sein

Haus aufnahm. Am 23. legten sie die ganze Strecke Wegs nach Cuddalore längs des Meerufers hin, zurück. Ein Kaufmann aus einer vornehmen Kaste, der sein Vermögen eingebüßt hatte, war ihnen von Portonovo an nachgefolgt, und bot sich an, ein Christ zu werden; da ihn aber der Eigennuß zu solchem Schritte zu leiten schien, so wurde er erinnert, aufrichtig vor Gott zu werden. Nach ihrer glücklichen Ankunft im Missionshause zu Cuddalore, vereinigten sie sich mit ihren dortigen Brüdern in gemeinschaftlichem Gebet zu Gott, ihrem versöhnten Vater in Christo, legten Ihm ihre eigenen Mängel und die allgemeine Noth demüthig und glaubensvoll ans Herz, und ersuchten von Ihm einen Segen für sich, ihre Brüder, und ihr Werk, das nun in gemeinsamer Berathung besprochen werden sollte. Bald sammelten sich vom Lande her die Häuflein der Christen, um das Wort des Lebens aus dem Munde der neuangekommenen Lehrer zu vernehmen, denen schon Tags darauf Schwarz in tamulischer, und Nachmittags Missionar Kohlhoff in portugiesischer Sprache den Weg des Heils verkündigte.

Seit dem Anfang der Mission zu Tranquebar war es heilsame Gewohnheit der Missionarien, an jedem Dienstag der Woche eine Erbauungsstunde über einen Abschnitt der heiligen Schrift, zu ihrer gemeinschaftlichen Ermunterung zu halten, welche sie Colloquium biblicum zu nennen pflegten. Diese Zusammenkünfte waren immer besonders gesegnet, indem sie nicht allein die brüderliche Liebe und Zutraulichkeit der Missionarien unter einander erhielten, und die schicklichste Gelegenheit darboten, über etwaige Mißverständnisse in brüderlicher Liebe mit einander auszureden, sondern auch das Mittel waren, das Wort des HErrn auf die täglichen Erfahrungen ihres Berufes anzuwenden, und sich zur treuen Beharrlichkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten wechselseitig zu ermuntern. Erquickungen dieser Art floßen nun auch diesen beiden Wanderern zu

Cuddalore im Kreise ihrer dortigen Brüder reichlich zu, und Schwarz nahm Gelegenheit, aus der inhaltreichen Stelle, Apostelgeschichte 10, 36. 37., seine Brüder zu ermuntern, das große Werk der Verkündigung des Friedens unter den Heiden muthig fortzusetzen.

Schon am folgenden Tag machten sich die beiden Missionare, von ihren Brüdern zu Cuddalore begleitet, nach einer kleinen benachbarten Stadt auf den Weg, wo sie sich in einer Kultri (offene Herberge) niederließen, und mit den Schaaren von Heiden, die sich um sie hersammelten, über die Nichtigkeit und Fruchtlosigkeit ihres Götzendienstes, so wie über die veredelnde Kraft, den Frieden, und die selige Hoffnung, sich unterhielten, welche aus dem Glauben an das Evangelium hervorgehen. Auch die folgenden Tage wurden auf diese Weise abwechselnd mit Ermahnungen an die Heiden, die Glieder der Christengemeinden, die Catechisten, die Schulkinder und ihre Lehrer zugebracht. Sie hatten die Freude, einer Wochenkonferenz ihrer Mitarbeiter beizuwohnen, deren Zweck von dem Stifter der Mission, dem seligen Ziegenbalg, folgendermaßen angegeben wird. „Die Wochenkonferenz, welche wir jeden Freitag mit unsern sämmtlichen Arbeitern halten, ist ein wesentliches Mittel, das Missionswerk in Ordnung zu halten. Wir versammeln uns am Morgen, flehen gemeinschaftlich zu Gott um seine Weisheit und Berathung, und jezt erzählt jeder von uns, was er in den verfloffenen Tagen gearbeitet hat, oder was in den Gemeinden und Schulen, in den Privathäusern und bei dem Druckergeschäfte sich zutrug. Hier wird nun Alles beigelegt, was Unordnung oder Schaden dem Missionswerke bringen könnte; auch werden die Mittel und Wege berathen, durch welche das allgemeine Beste am sichersten gefördert werden möge. Nach der Konferenz machen die portugiesischen und tamulischen Gehülfen Bericht über ihre Arbeiten, und wir suchen, mit gemeinsamem Rath, so viel wie möglich, die Lücken

auszufüllen, und die Gebrechen zu heilen, die sich in ihrer Arbeit zeigen.“ — Diese nützliche Einrichtung wurde fast das ganze erste Jahrhundert der dänischen Mission hindurch regelmäßig beobachtet, als sie aus Gründen, welche die Geschichte nicht nennt, nicht weiter fortgesetzt wurde.

Nach der Conferenz gingen die Missionarien Kohlhoff und Schwarz den Fluß hinab zu einer muhammedanischen Einsiedelei, wo sie unter andern, mit einem Fakir oder Bettelmönch ins Gespräch kamen, welchem der Nabob den Platz mit den umliegenden Gründen geschenkt hatte. Der arme Mann gestand selbst, daß er drei Weiber und vier und zwanzig Kinder habe, und dem Gebrauch berauscher Getränke sehr ergeben sey. Sie legten ihm nun den gefährlichen Zustand seines Lebens, und die Unhaltbarkeit seines religiösen Glaubens, so wie die unendlich höhere Vortreflichkeit der christlichen Lehre ans Herz; er gab die Wahrheit ihrer Vorstellungen zu, und versprach, sie zu Cuddalore zu besuchen.

Bald rückte der Tag ihres Abschiedes von ihren dortigen Brüdern heran. Die Missionarien vereinigten sich zu einer Gebets- und Erbauungsstunde, und flehten gemeinschaftlich um die Gabe des heiligen Geistes, damit auch sie in der Kraft dieser göttlichen Gnade nach dem Beispiel ihres HErrn unter den Heiden umhergehen, und Gutes thun mögen. Schwarz schloß die Versammlung mit einem innbrünstigen Gebet, daß der HErr ihnen einen bleibenden Segen von dieser Stunde erhalten, und sie bewahren möge, sich bei irgend einem ihrer Schritte im Missionsleben auf ihre eigene Weisheit und Kraft zu verlassen; sondern in seiner Stärke ausziehen und bei ihrer Arbeit nie des erforderlichen Lichtes und des Segens von oben ermangeln mögen. Vor ihrem Abschiede, machten noch die vier versammelten Missionarien vor dem Angesicht des HErrn einen Bund miteinander, sein ganzes Eigenthum zu seyn, Ihm von ganzem Herzen zu dienen, und mit erneuter

Kraft den armen Heiden um sie her das Evangelium zu verkündigen. Der Herr hat jetzt gehört, sagte Schwarz zu seinen Brüdern, was wir vor Ihm gesprochen haben, möge Er uns Licht und Leben, Kraft und Gedeihen dazu verleihen. — Nun zogen sie, von ihren Brüdern einige Meilen begleitet, ihre Straße weiter, und dankten dem Herrn, der sie so reichlich durch den kurzen Aufenthalt unter ihren Brüdern zu Euddalore gestärkt hatte.

Auf ihrer Rückreise nach Tranquebar fanden sie häufig Gelegenheit, nicht nur unter den Arbeitern im holländischen Dienste, sondern auch unter den Hindus und Muhamedanern in den umliegenden Städten den guten Saamen auszustreuen; die meisten derselben gehörten zu der Klasse der Fischerleute, unter welchen in den südlichen Gegenden der Halbinsel die römischen Missionarien früher viele Befehrungen gemacht hatten, von denen aber bis jetzt nur wenige für das Glaubensbekenntniß der protestantischen Kirche gewonnen werden konnten. Die beiden Missionarien erklärten ihnen in längern, oder kürzern Ansprachen die Natur des wahren Gottes, die Eitelkeit des Götzendienstes, das Elend der Sünde, die Kraftlosigkeit heidnischer Ceremonien, und besonders des Badens im Meere, das die Heiden für ein wirksames Reinigungsmittel von der Sünde hielten, und die allein heilbringende Versöhnungskraft des Kreuzes Christi. Am 9. März langten sie wohlbehalten im Missionshause zu Tranquebar wieder an, wo sie von den tamulischen Schulkindern mit dem in unsern protestantischen Kirchen wohlbekannten Liede, „nun lob mein Seel den Herren“ empfangen wurden, das in die tamulische Sprache übersetzt worden war. Schwarz schloß die feierliche Versammlung mit folgendem Gebet: „In tiefer Demuth sey dein Name hoch gelobet, o Herr, für all die Gnade, den Schutz und Segen, den du uns um Jesu Christi willen so reichlich auf unserer ganzen Reise hast zufließen lassen. Möge der Same deines

Wortes, den wir, deine armen Knechte, auf derselben ausgestreuet haben, aufwachsen, und reiche Früchte bringen, damit wir, und die, welche dein Wort ins Herz aufgenommen haben, deine Güte preisen ewiglich. Möge die Verbindung mit unsern Brüdern zu Cuddalore, welche in deiner heiligen Gegenwart erneuert worden ist, reichlich für uns und die Förderung deines Werkes gesegnet seyn; unsere Bitten, welche wir für uns selbst, und die uns anvertraute Heerde vereint vor deinem Throne niederlegen, wollest du gnädig erhören, und das Gedeihen unserer Arbeit zur Stärkung unseres Glaubens uns mit Augen sehen lassen. Und so fang aufs Neue an, uns zu segnen, und das Werk unserer Hände zu fördern, Herr, unser Gott, um Jesu Christi und seines bitteren Leidens und Todes willen! Amen."

### D r i t t e s K a p i t e l .

Krieg in Carnatik zwischen den Franzosen und Engländern. Schwarz setzt seine gewöhnlichen Missionsarbeiten und Wanderungen fort. Sein Brief an Professor Franke. Reise des Missionars Polkenhagen nach den nikobarischen Inseln, und Tod desselben. Brief des seligen Schwarz an einen Freund in Europa. Schwarz und Kohlhoff besuchten Negapatam. Gesegneter Erfolg ihrer Reise. Zweiter Besuch zu Negapatam. Eroberung von Cuddalore, und dem Fort St. David durch die Franzosen. Die Missionarien ziehen sich nach Tranquebar zurück. Missionar Kiernander läßt sich zu Calcutta nieder. Guttemanns Rückkehr nach Cuddalore. Belagerung von Madras durch die Franzosen. Die Missionarien ziehen sich von dort nach Pulikat zurück. Rückzug der französischen Armee und Rückkehr der Missionarien nach Weperv. (Jahr 1754—1759.)

Um diese Zeit tobte im Carnatik ein feindseliger Krieg zwischen den Franzosen und Engländern, welche sich um die Oberherrschaft in Indien stritten; und in



diesem Krieg waren auch mehrere der eingebornen Fürsten verwickelt. Das Innere des Landes wurde nun häufig in Noth und Unordnung versetzt, besonders durch die feindlichen Ueberfälle der Mahratten, welche die Sache der Franzosen in Indien unterstützten. Diese räuberischen Horden verbreiteten durch ihre Verheerungen Verderben und Elend überall, wo sie sich sehen ließen; und die armen tamulischen Christen hatten gleichfalls ihren Antheil an der allgemeinen Noth. Obgleich nun die Thätigkeit der Missionarien zuweilen gehindert wurde, und besonders diejenige unter ihnen, welche zu Madras und Cuddalore wohnten, viel Ungemach erdulden mußten: so ließ es doch Gott dem Missionar Schwarz gelingen, seine gewohnten Arbeiten und Wanderungen mitten im Kriegslärm fortzusetzen. Begleitet von seinem Gehülfen Martin zog er auf den Dörfern umher, um die Neubekehrten zu unterrichten, und zu stärken. Noch waren die heidnischen Hindus in hohem Grade gegen den Unterricht ihrer Kinder eingenommen, und Besorgnisse aller Art, wurden durch falsche und verläumderische Gerüchte in ihren Gemüthern aufgeregert. Schwarz war es bei diesen Wanderungen besonders darum zu thun, die Grundlosigkeit dieser Besorgnisse denselben zu zeigen, und sie zu überzeugen, daß sie für das Glück ihrer Kinder nichts besseres thun können, als wenn sie dieselben an dem Schulunterrichte der Christen Antheil nehmen lassen. In diesem Jahr war ein Kapitän der dänischen Flotte als Gouverneur nach Tranquebar versetzt worden, welchem die Förderung des Christenthums bei jeder Gelegenheit am Herzen lag. Eine heidnische Mutter hatte ihr Mädchen als Tänzerin an eine benachbarte Pagode verkauft. Als nun nicht lange hernach die Mutter dem Heidenthum entsagte, und Christin wurde, so lag es ihr sehr am Herzen, ihr armes Kind aus den schändlichen Fesseln des Sündendienstes zu befreien. Der dänische Gouverneur kaufte nun die Tochter mit einer ansehn-

lichen Geldsumme los, schickte sie in die Missionschule und bezahlte die Kosten ihrer Erziehung. Späterhin wurde die Tochter getauft und nachher die Gattin eines geachteten tamulischen Christen.

Unter dem 10. Okt. 1755 schrieb Schwarz an den Professor Franke in Halle folgenden Brief: „Gelobet sey Gott der Vater unseres HErrn Jesu Christi, der Gott alles wahren Trostes, alles Heils und Lebens, der uns kräftig tröstet und herrlich aushilft in aller unserer Trübsal. Er ist ein Gott, welcher Lust hat an unserem Leben, der uns demüthigt, damit Er uns erhöhen möge, und uns fühlen läset unser inneres und äußeres Elend, um uns ganz von demselben zu erlösen. Lobe den HErrn meine Seele!

„Die Noth der Christengemeinde und die Gefühllosigkeit der Heiden gegen das Wort Gottes erfüllt oft meine Seele mit bitterem Schmerz, weil ich in den Wegen der Wahrheit noch nicht genug erfahren bin; indessen strebe ich darnach, so viel mir der Geist Jesu Christi Kraft dazu verleiht, meine Bürde auf Den zu werfen, der da mächtig ist zu helfen, und sich gerne gnädig zu uns herabläßt, damit wir nicht in unserer Noth untergehen. Die Worte des Propheten, welche dem kommenden Messias in den Mund gelegt werden, schweben häufig meiner Seele vor: ich aber dachte, ich arbeite vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des HErrn, und mein Amt meines Gottes ist.“ (Jes. 49., 4.) Auch gewährt mir die uermüdete Geduld und Gnade, womit Gott an meiner Seele arbeitet, einen hohen Trost, indem er in meinem Innern immer zu mir spricht: „Gehe noch einmal zu ihnen hin, gehe und verkündige beiden, den Christen und den Heiden das Wort vom ewigen Heil; denn du warest weiland auch unweise, ungehorsam, irrig, dienend den Begierden und mancherlei Wohlkusten, und hast in diesem verderbten Zustande Zorn und Ungnade verdient; aber Gott hat sich

um Christi willen deiner erbarmt, und viele Jahre lang auf deine Befehung gewartet, darum lerne nun auch in Geduld und Hoffnung auf die Befehung Anderer warten. Nun, mein Herz und Sinn, meine Gedanken und Begierden, meine Pläne und mein ganzer Wille sollen ganz und gar dem Willen meines himmlischen Vaters hingegeben seyn. Nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe, daß nur dein Reich komme in Indien, zu mir und zu allen andern, welche auf der Erde leben!

„Was meine äußerlichen Umstände betrifft, so hat der gnädige Gott mich väterlich erhalten, und unter körperlicher Schwachheit mächtig unterstützt. Möge Er mir geben, daß ich mit dem Apostel Paulus freudenvoll sagen lerne: „wir wissen, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.“ 2. Kor. 5, 1.

„Eine umständlichere Nachricht von den Umständen und Arbeiten unserer Mission werden wir ehestens in einem gemeinschaftlichen Schreiben zusammenfassen. Hier möchte ich nur meine herzliche Freude ausdrücken über die gnadenreiche Leitung unseres Gottes, nach welcher er uns am 1. Juli mit der glücklichen Ankunft eines neuen Mitarbeiters, des Bruders Peter Dame gesegnet hat; in welchem der Sinn Christi auf eine so erfreuliche Weise zu erkennen ist. Unsere Freude hierüber war um so größer, da wir die Ankunft eines neuen Gehülfen kaum erwartet hatten. Am künftigen Christfeste wird er unter dem Beistande Gottes ein Zeugniß von Christo vor der Gemeinde ablegen. Möge der gnädige Gott es geben, daß seine Arbeit reichlich gesegnet sey!“

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Briefe und Berichte vom Dezember 1755 und Juni 1756 von acht Missionarien unterzeichnet waren, der größten Anzahl, welche je zu Tranquebar zu gleicher Zeit zusam-

mengewohnt haben. Indesß begleitete im September 1756 auf Verlangen des dänischen Gouverneurs, Missionar Polzenhagen, eine Anzahl neuer Kolonisten, welche nach den nikobarischen Inseln im bengalischen Meerbusen auswanderten; um theils als Seelsorger unter denselben zu dienen, theils an der Pflanzung des Christenthums unter den Eingebornen dieser Inseln zu arbeiten. Dieser wackere Missionar fing schon an, die Sprache dieser Insulaner zu stammeln, als eine kurze Krankheit am 28. Nov. sein theures Leben in der Blüthe seines Alters dahin raffte. Seine Arbeiten in der portugiesischen Gemeinde und Schule zu Tranquebar fielen dem Missionar Schwarz so lange zu, bis Missionar Dame im Stande war, dieselbigen zu übernehmen. Auch setzte er zugleich seine Geschäfte in der tamulischen Gemeinde fort.

Da die Franzosen in diesem und den beiden folgenden Jahren in einigen ihrer Kriegsunternehmungen glücklich gewesen waren, so gaben sie sich der Hoffnung hin, die Gebieter des größern Theiles von Indien zu werden. Die römisch-katholischen Priester erblickten hierin einen Ermunterungsgrund, die protestantischen Gemeinden der neubekehrten Einwohner zu bedrohen, und auf mannigfaltige Weise zu beschimpfen. Auch fehlte es da und dort nicht an einzelnen Handlungen der Gewaltthätigkeit, welche sie an denselbigen verübten. Zu diesen unangenehmen Ereignissen kam noch ein Streit, welcher zwischen der dänischen Regierung und dem Rajah von Tanjore sich entspann; was den letztern zu einem feindseligen Einfall in das dänische Gebiet veranlaßte; wobei die armen Christen geplündert, und die Missions-Kirche zu Porciar ansehnlich beschädigt wurde. Diese widrigen Umstände hinderten indesß die Missionarien nicht, den 9. Juli 1756 als festlichen Gedenktag zu feiern, an welchem fünfzig Jahre zuvor die ersten protestantischen Prediger an den Ufern Indiens gelandet hatten.

Die Missionarien gedenken in ihren Tagbüchern von diesem Jahr des merkwürdigen Umstandes, daß der erste Minister des Rajah von Tanjore seinen Glauben an den einigen wahren Gott bekannte, und laut äußerte, daß ihre Götzenbilder in Stücke zerbrochen und ins Meer geworfen werden sollten. Zugleich bemerkten sie, die Regierung von Tanjore übe so viele tyrannische Ungerechtigkeiten gegen ihre Unterthanen aus, daß viele der letztern wünschen, die Engländer möchten einmal Besitz von ihrem Lande nehmen. In-  
 desß besorgten die Brahminen daselbst, welche die ängstliche Staatsklugheit, oder vielmehr die Religionsgleichgültigkeit der europäischen Regierungen nicht kannten, diese möchten bei wachsender Herrschaft die Einführung des Christenthums begünstigen, und setzten daher ihrem Einflusse beharrlichen Widerstand entgegen. Auch erzählten die Missionarien, dem Rajah von Tanjore sey um diese Zeit von dem Vorhandenseyn eines großen unterirdischen Schazes gesagt worden, den böse Geister bewachen, welche ihn nicht eher von der Stelle bringen lassen wollen, bis fünfhundert Menschenopfer ihnen dargebracht worden seyen. Der Rajah habe daher fünfzig Menschenräuber in das ganze Land umher gesendet, welche ein vermeintliches Zauberpulver auf ihre Schlachtopfer warfen, um sie dem Vorgeben nach dadurch ihrer Sinnen zu berauben, und auf diesem Wege in des Schazes Besitz zu kommen. Dieses Gerücht setzte die abergläubischen Hindus in so bange Besorgnisse, daß kaum einer, der nicht Christ war, es wagte, von einer Stelle zur andern zu reisen. Sie fügten die noch wichtigere Thatsache hinzu, daß im Laufe dieses Jahres zu Wepery drei Muhamedaner gerauft wurden, welche auf der Küste Coromandel aus dieser Klasse der Einwohner die Erstlinge der protestantischen Gemeinde bildeten.

Gegen

Gegen das Ende des Jahres 1757 begegnet uns ein Brief des seligen Schwarz an einen seiner Freunde in Europa, aus welchem wir folgende Stellen ausheben: „In meinen Berufsarbeiten ist keine Veränderung eingetreten, außer, daß ich seit neun Monaten an der Stelle des vollendeten Polkenhagen zugleich die portugiesische Gemeinde besorge. Möge der Herr meine Arbeit an derselben segnen. Gewiß ist, und ich lerne es täglich mehr, daß weder der da pflanzet, noch der da begießt, etwas ist, sondern Gott, der das Gedeihen dazu giebt. Wer an sich selbst und an seiner eigenen Kraft im Missionsberufe verzweifelt, und in aller Demuth mit Gebet und Flehen auszieht, um das Verlorne zu suchen, und auf den Früh- und Spatregen vom Herrn zu warten, der wird Segen empfangen von Gott und vor mancher unnützen Sorge bewahrt bleiben; und sollte auch der Segen nicht alsobald zum Vorschein kommen, so weckt doch Gott das Herz, und wir dürfen bisweilen sagen: „aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen; und als sie dieß gethan hatten, fingen sie eine große Menge von Fischen.“ Dieser Bibelspruch kommt mir oft zu Sinne, besonders da er der Text zu meiner ersten Predigt auf der Universität war, und durch ihn hat Gott Armuth des Geistes und zugleich ein kindliches Vertrauen auf sein Wort in meiner Seele erzeugt. Möge Er dasselbe je mehr und mehr durch seinen Geist mir ins Herz drücken. Erst gestern mußte ich und Bruder Dame die Halsstarrigkeit der armen Heiden auf eine schmerzliche Weise erfahren. Wir sprachen miteinander über dieses Wort der Schrift, und munterten uns auf, von uns ab, und auf Gott hinzublicken.“

Frühe im Jahr 1758 machte Schwarz, in Begleitung seines Mitarbeiters Kohlhoff, eine Reise nach Negapatam, einer Seestadt, welche etwa acht Stunden südlich von Tranquebar liegt, wo sie von dem dortigen

holländischen Gouverneure freundlich aufgenommen wurden. Sie verkündigten das Wort in tamulischer und portugiesischer Sprache; auch predigten sie öfter in ihrer Muttersprache vor etwa zweihundert Deutschen, welche ernstlich nach christlichem Unterrichte verlangten. Einer der Eingebornen bemerkte ihnen mit viel Einfalt: wir haben Bücher, in welchen die Sonnen- und Mondsfensterisse genau beschrieben werden, und nach diesen Berechnungen tragen sie sich wirklich zu; wenn nun diese Erscheinungen am Himmel wirklich richtig angegeben sind, so glauben wir, daß auch der übrige Inhalt dieser Bücher, welcher die Angelegenheiten der Götter betrifft, wahr seyn müsse. Die Missionarien suchten ihnen nun den Unterschied zwischen natürlichen und religiösen Wahrheiten klar zu machen, und ihnen zu zeigen, wie unrichtig es sey, aus den Ergebnissen der Naturwissenschaft auf solche Kenntnisse zu schließen, welche allein aus göttlicher Offenbarung erkannt werden können. Es darf nicht erst bemerkt werden, daß sie häufig die scheinbare Nutzlosigkeit ihres Unterrichtes zu beklagen hatten, indeß trafen sie doch auch lernbegierige und aufmerksame Zuhörer an; und im Allgemeinen machten die Missionarien die Erfahrung, daß sie auf holländischem Gebiet größtentheils eine viel günstigere Aufnahme fanden, als auf brittischem oder dänischem Boden in Indien; indem die holländischen Staatsbeamten gewöhnlich von den Vorurtheilen frei waren, die von Europäern gegen Eingeborne, welche das Christenthum bekennen, gehegt zu werden pflegen, auch nicht selten solche Neubekehrte vorzugsweise vor den Heiden und Muhamedanern im Dienste der Regierung anstellten. Die beiden Missionarien benützten ihren Aufenthalt zu Negapatam, ihren europäischen Freunden daselbst klar zu machen, wie sehr es in ihrer Verpflichtung liege, in dem Heidenlande, in welchem sie leben, das Reich Christi zu befördern, und daß die Versäumniß dieser Pflicht nur um so strafbarer seyn

müsse, je einflußreicher ihre Stellung unter dem Volke sey, und je günstigere Gelegenheiten sich ihnen darbieten, das Heil der armen Heiden zu suchen. Der Gouverneur versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, sich die Verbreitung des Christenthums angelegen seyn zu lassen, und versprach, sogleich nach der erwarteten Rückkehr ihres Regierungskaplans eine eigene Kirche zum Gebrauch der bekehrten Hindus in der Stadt aufzurichten zu lassen. Ein Versprechen, das er auch noch vor Ablauf eines Jahres treulich erfüllte, wo das Gebäude in Gegenwart dieser beiden Missionarien von Tranquebar dem HErrn geweiht wurde.

Nicht lange hernach machte Missionar Schwarz, von einem seiner Nationalgehülfen begleitet, eine zweite Wanderung in das Innere des Landes, auf welcher mehrere Hindus von hoher Kaste ihm eine lernbegierige Aufmerksamkeit schenkten. Einer derselben sagte beim Abschied zu ihm: Du bist ein Priester Gottes für alle Völker! indem er damit sagen wollte, er sey der rechte Mann, um nicht bloß der Religionslehrer der europäischen Christen, sondern auch der Heiden und Muhamedaner zu seyn. Wirklich wurde er auch an vielen Orten von den Heiden mit hochachtungsvoller Freundlichkeit aufgenommen, und sie versahen ihn und seine Begleiter freiwillig mit Lebensmitteln, wenn er derselben bedurfte. Die heilsamen Wirkungen seines Besuches zu Negapatam thaten sich bald durch die lebendige Theilnahme kund, welche viele der dortigen Deutschen für die Sache des Christenthums zu Tage legten, so daß auf ihr dringendes Verlangen der sel. Schwarz, in Begleitung seines Mitarbeiters Klein, sich veranlaßt sah, im Monat April eine zweite Reise dorthin zu machen. Dort brachten sie abermals eine Woche zu, und verkündigten hauptsächlich ihren deutschen Mitbrüdern, aber auch den Tamulen und Portugiesen die großen Heilswahrheiten des Evangeliums, und theilten



christliche Bücher unter denselben aus. Auch hatten sie die Freude, Zeugen zu seyn der freudigen Aufnahme, welche das Wort Gottes bei Vielen in den höhern und niedern Klassen gefunden hatte.

Für die brittische Herrschaft in Indien sowohl, als für die Missionen zu Cuddalore und Madras, war das Jahr 1758 ein Jahr voll entscheidungsvoller Auftritte gewesen. In der Nacht vom 28. April landete ein französisches Truppenkorps vor dem Fort St. David in der Nähe von Cuddalore. Bald schloß sich von dem benachbarten Pondichery Verstärkungs-Mannschaft an dasselbe an, und jetzt wurden die umliegenden Städte und Dörfer auf die grausamste Weise von den Soldaten geplündert und verheert. Viele der römisch-katholischen Christen nahmen ihre Zuflucht in eine benachbarte Kirche, bei dem Landhause des Gouverneurs, in der Hoffnung, daß die Franzosen, ihre Glaubensbrüder, sie in Schutz nehmen würden. Indesß wurde unter diesen das Gerücht ausgesprengt, als ob die Kirche den deutschen Missionarien gehöre, und die Flüchtlinge Mitglieder der protestantischen Gemeinde seyen, und nun wurden diese armen Leute mit unmenschlicher Grausamkeit von denselben niedergemacht, und die Kirche in einen Aschenhaufen verwandelt. Mittlerweile sorgte die gnädige Vorsehung Gottes dafür, daß die protestantischen Missionarien innerhalb der Mauern von Cuddalore vollkommene Sicherheit genossen.

Am 1. May näherten sich die französischen Truppen auch dieser Stadt, und da die Wälle derselben sehr niedrig und schwach waren, so mußte besorgt werden, daß die Stadt gekürrt werden würde. Die Angst der Einwohner stieg aufs höchste, und sie kamen zu Hunderten herbei, um ihre besten Habseligkeiten in der Wohnung der Missionarien zu verbergen. Indesß wurde der schauerliche Auftritt eines Sturmes ihnen erspart, indem am nächsten Morgen der französische Befehlshaber die brittische Garnison auf Capitulation zur

Uebergabe aufforderte. Der englische Commandant der Festung war so freundlich, den Missionarien den Rath zu ertheilen, daß sie seinen Unterhändler in das feindliche Lager begleiten sollen, um den französischen Befehlshaber persönlich zu ersuchen, sie in seinen Schutz zu nehmen. Diesen Rath nahmen sie dankbar an, und gelangten nach vielen Umwegen, auf denen denselben die größte Lebensgefahr drohte, glücklich zu der Stelle, wo der französische Befehlshaber, der nachher so unglückliche Graf Lally, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Also bald versicherte sie derselbe, daß sie nichts zu fürchten hätten, und daß er ihnen allen Schutz zu verschaffen bereit sey. Er ließ nun sein eigenes Regiment, das meist aus lauter Irländern bestand, und an dessen Spitze der Oberst Kennedy sich befand, die Missionarien eine weite Strecke auf ihrem Rückwege begleiten.

Da die englische Besatzung von Cuddalore nicht im Stande war, sich gegen die bedeutende Macht des Feindes zu vertheidigen, so schloß der Commandant der Festung eine Capitulation ab, nach welcher die Stadt den Franzosen überliefert wurde. Ein Offizier derselben erhielt nun von seinem General Befehl, eine Schutzwache vor die Wohnung der Missionarien zu stellen, und sie gegen alle Feindseligkeiten zu sichern. Auch hatten sie bald die Freude, zu erfahren, daß ein deutscher Offizier, Baron Heidemann, den Missionar Kohlhoff zu Seringham kennen gelernt hatte, seinem Husarenregiment den Befehl gegeben hatte, die Missionarien in Schutz zu nehmen. Nicht lange hernach verließ dieser Offizier die französischen Dienste, und zog sich auf die Missionsstelle zu Wepery in die Stille zurück, wo er seine Tage dem HErrn weihte und seinen Lauf im Jahr 1761 im lebendigen Glauben an den HErrn Jesum beschloß. Kaum war die Capitulation unterzeichnet, so sendeten die Missionarien einen Boten zu ihren Brüdern nach Tranquebar, um diese von ihrer traurigen Lage zu unterrichten, und sie zu ersuchen, Alles, was

zur Mission gehörte, auf Boote abholen zu lassen, da vermuthet werden mußte, daß alle Einwohner der Stadt genöthigt werden würden, der französischen Regierung den Eid der Treue zu schwören, und es demnach für die Missionarien nicht rathsam war, noch länger in dieser Lage zu bleiben. Nach dem Abmarsch der englischen Garnison machte der Graf Lally selbst den Missionarien einen Besuch, unterhielt sich mit denselben, erkundigte sich genau nach ihren Missionsverrichtungen, und wie weit es ihnen gelungen sey, unter den Eingebornen die Erkenntniß des Christenthums auszubreiten. Freundlich bot er denselben Reisepässe an, und gestattete, daß zwei Boote, welche den Franzosen Lebensmittel zugeführt hatten, die Habseligkeiten der Missionarien mitnehmen durften. Jetzt versammelten sie ihre kleine Christenheerde, knieten mit ihren Brüdern nieder, und empfahlen sie betend dem HErrn, daß Er sie selbst in seinen Schutz nehmen und führen möge, und nahmen unter einem Strom von Thränen Abschied von denselbigen.

Vielen christlichen und heidnischen Einwohnern wurde nebst ihren Familien, auf ihr Verlangen, gestattet, mit den Missionarien den Ort verlassen zu dürfen. So erreichten sie am 8. May Tranquebar, wo die Flüchtlinge freundlich aufgenommen, und in den Wohnungen der Christen beherbergt wurden. Die beiden Missionarien, Kiernander und Huttemann, hatten die Freude, bei der portugiesischen und malabarischen Gemeinde daselbst ihre neuen Wirkungskreise zu finden.

Es war eine gnädige Leitung unseres Gottes, daß die Missionarien zu Cuddalore so schnell sich beeilten, mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten die Stadt zu verlassen, indem schon am Tag nach ihrer Abreise mehrere Jesuiten mit ihren Anhängern, von Pondichery her, dort einrückten, und höchst mißvergnügt darüber, ihre Beute entronnen zu sehen, dem französischen General Lally bittere Vorwürfe machten, daß er sie unter

seinem Schutze hatte ziehen lassen. Da jetzt die Neubefehrten von Cuddalore sich nach Tranquebar und Madras zerstreuten, so hielt es Missionar Kiernander, der seine Rückkehr nach jener Missionsstation nicht sobald wieder hoffen zu dürfen glaubte, für seine Pflicht, eine neue Arbeitsstätte im Heidenlande aufzusuchen. Nach reifer Ueberlegung mit seinen Brüdern faßte er nun den Entschluß, die Anlegung einer Mission in Bengalen zu versuchen. In dieser Absicht reiste er im September 1758 nach Calcutta, wo er im Kampfe mit vielfachen, muthlähmenden Schwierigkeiten dennoch mit nachahmungswürdigem Eifer und christlicher Hingebung nicht ohne vielfach gesegneten Erfolg mehrere Jahre hindurch arbeitete. Missionar Huttemann, welcher bis zum September 1760 zu Tranquebar verweilte, faßte in diesem Jahre seine Missionsarbeiten zu Cuddalore wieder auf, nachdem die brittischen Truppen diese Stadt wieder in Besitz genommen hatten. Unter manchen göttlichen Segnungen, die auf seiner Arbeit ruhten, war er auch das Werkzeug, einen der geachtetsten und vornehmsten Gelehrten im Reiche Tanjore für den Glauben an Christum zu gewinnen. Die kurze, von ihm selbst beschriebene Bekehrungsgeschichte dieses ausgezeichneten Hindu, nebst den Gegenerklärungen seiner Collegen in dem Gelehrten-Collegium, dessen Mitglied er gewesen war, und seiner kräftigen und wahrhaft christlichen Antwort auf dieselben finden sich in dem Berichte, den die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß im Jahr 1765 herausgab. Ungeachtet des verheerten und gefahrvollen Zustandes, in welchem sich das ganze Land umher befand, hatten doch die Missionarien zu Tranquebar, welche hier auf neutralem Boden wohnten, bis jetzt kein Kriegsungemach erduldet, und um so innbrünstiger erschallten aus ihrem und ihrer Neubefehrten Herzen und Mund die Lob- und Dankgesänge, welche sie für ihre bisherige Bewahrung dem HErrn der Heerscharen darbrachten. Indes näherte

sich im November des Jahres 1768 die französische Armee den Mauern von Madras, indem sie bei ihrer Landung die regelmäßigen Winde benützte, während welcher die englische Flotte im dortigen Hafen sich nicht halten konnte. Die Missionarien in dem benachbarten Wepery, Fabricius und Breithaupt, feierten nun mit ihren Christenbäuslein einen Buß- und Betttag, an welchem sie für das Werk der Mission, für die armen Einwohner des Landes und die brittische Regierung bei der herannahenden Gefahr den Schutz Gottes erflehten.

Zu großer Ueberraschung der Missionarien, welche bereits alle Zurüstungen gemacht hatten, mit ihrer Heerde und ihrem kleinen Eigenthum nach Pulicat zu flüchten, fingen die Franzosen schon am 6. Dezember an, Madras anzufallen. Da es bekannt war, daß es der französischen Armee an den erforderlichen Feldstücken ermangelte, so hatte man einen so plötzlichen Ueberfall nicht vermuthet. Allein bereits hatte der Feind die Landstraßen in südlicher und nördlicher Richtung besetzt, und weil die Missionarien sich nicht entschließen konnten, mit ihren zahlreichen Familien, Greisen, Weibern und Kindern sich in die Festung der Stadt zurückzuziehen, so blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als im Falle des Abzugs der englischen Truppen bei dem französischen Befehlshaber, dem Grafen Lally, den Schutz für die Mission nachzusuchen. Schon am 12. rückten die französischen Truppen vor die Wälle, und die brittische Besatzung zog sich in das Fort zurück. Jetzt fielen die muhamedanischen Reiter der französischen Armee über die Wohnungen der Missionarien in Wepery her, und plünderten dieselben gänzlich aus. Hierauf näherten sie sich auch der Kirche, in welche Schaaren von Männern, Weibern und Kindern ihre Zuflucht genommen hatten, die jetzt genöthigt wurden, alle ihre Habseligkeiten und sogar ihre Kleider, die sie am Leibe trugen, der rohen Habgier der Soldaten zu überlassen. „Unser gnadenreicher Gott, bemerkten die

Missionarien, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, ließ es indeß nicht zu, daß auch nur Eines seiner Kinder die geringste persönliche Mishandlung erfahren durfte, so daß die große Gefahr blos mit dem Verluste unserer Habseligkeiten an uns vorüberging.“ Die eingebornen Christen von Wepery flohen über den Fluß nach Madras, wohin auch Missionar Breithaupt mit seiner Familie sich begab; indeß Missionar Fabricius unter großer Lebensgefahr den Weg in das französische Lager aufsuchte. Erst spät am Abend konnte er dort von dem commandirenden General die erbetene Schutzwache erhalten, indeß die französischen Offiziere es bedauerten, daß er sich nicht früher um dieselbe gemeldet hätte. Die Missionarien ergaben sich nun willenlos in die Fügung ihres Gottes, unbekümmert um den Verlust ihrer Habe, den sie selbst erduldeten, aber betrübt über die Einbuße des kleinen Eigenthums, so vieler Wittwen und Waisen, das ihrer Sorge anvertraut worden war. Dieser Umstand machte sie später vorsichtig in Uebernahme zeitlicher Gewährleistungen, wie sehr sie es auch für ihre Pflicht hielten, für die leibliche Wohlfahrt schutzloser Wittwen und Waisen, so viel sie es zu thun vermochten, persönlich einzustehen.

Kaum hatte Missionar Fabricius einen Soldaten als Schutzwache erhalten, als er nach Wepery zurückkehrte, wo er Alles in der größten Verwirrung antraf. Alles Hausgeräthe der Mission, alle Vorräthe an Lebensmitteln die Kleider und Bücher nebst allen übrigen Habseligkeiten waren verschwunden. Glücklicherweise konnten ihre weit umher zerstreuten Papiere wieder zusammengelesen werden, so wie sie auch später zum Besitze einiger ihrer nützlichsten Schriften wieder gelangten; während entfernte Freunde sich beeilten, ihnen für ihre Bedürfnisse Kleidungsstücke und Lebensmittel zuzusenden.

Nicht lange hernach nahmen die französischen Truppen Besitz von der schwarzen Stadt, welche gänzlich

ausgeplündert wurde, und fügen jetzt an, das dabei liegende Fort St. Georg zu belagern. Um den Gefahren einer Belagerung auszuweichen, verließen jetzt die Missionarien mit vielen ihrer Neubefehrten ihre Wohnungen zu Madras, und wanderten nach Pulicat aus, wo sie von den holländischen Behörden gastfreundlich aufgenommen wurden. Mittlerweile bot der französische Befehlshaber jedem Mittel auf, um das Fort St. Georg zu erobern, und schon hatte sein Geschütz im Februar 1759 eine starke Bresche in den Wällen gemacht, und alle Vorbereitungen zum Sturm waren getroffen, als gänzlich unerwartet am 16. eine englische Flotte vor Madras erschien, und die französische Armee sich dadurch genöthigt sah, schon am folgenden Tag in Eile Madras zu verlassen. So konnten nun auch nach wenigen Wochen die Missionarien wieder zu ihrem friedlichen Geschäfte zurückkehren. Der glänzende Sieg, den nicht lange hernach der englische Obrist Coote zu Wandewas erfocht, und die darauffolgende Eroberung von Pondichery schlug die letzte Hoffnung der Franzosen auf diesen Uferländern Indiens darnieder, und begründete die Oberherrschaft, zu welcher die brittische Regierung in den Provinzen vom Carnatic sich erhob.

---

### V i e r t e s   K a p i t e l.

---

Friedlicher Zustand der dänischen Missionarien während der Kriegs-Austritte im Carnatic. Besuch des Missionars Schwarz auf der Insel Ceylon und seine Arbeiten daselbst. Reise des Missionars Kohlhoff nach Cuddalore und Madras. Brief des letztern an einen Freund zu Halle. (Jahr 1759 — 1762.)

Während die Arbeiten der Missionarien zu Cuddalore und Madras durch die Feindseligkeiten zwischen

den Franzosen und Engländern auf eine so schmerz-  
hafte Weise unterbrochen wurden, setzten Missionar  
Schwarz und seine Mitarbeiter zu Tranquebar ihre  
gewohnte Missionsthätigkeit im Genuß des äußerlichen  
Friedens fort, und fanden dabei Gelegenheit, vielen  
ihrer christlichen Brüder Gastfreundschaft und Liebes-  
dienste zu erzeigen.

Schon seit geraumer Zeit hatten die dänischen  
Missionarien mit den holländischen Geistlichen auf Sey-  
lon einen Briefwechsel geführt, welchen sie von Tran-  
quebar aus von Zeit zu Zeit kleine Vorräthe heiliger  
Schriften in tamulischer Sprache zusendeten, welche von  
den Einwohnern in den nördlichen Theilen dieser Insel  
gleichfalls gesprochen wird. Als nun frühe im Jahr  
1760 einige Christen zu Columbo und Jaffnapatani  
den warmen Wunsch ausdrückten, daß zur Beförderung  
ihres Unterrichtes im Christenthum und ihrer Erbauung  
einer der dänischen Missionarien einen Besuch bei ihnen  
machen möchte, so entschloß sich Missionar Schwarz,  
ihrem Verlangen zu entsprechen, und trat am 25. April  
dieses Jahres, von zwei seiner Brüder begleitet, die  
Reise dahin an. Am ersten Abend erreichten sie den  
bevestigten Platz Karical, wo sie von dem englischen  
Commandanten aufs Freundlichste aufgenommen wur-  
den, und die Nacht zubrachten. Auf dem Wege begeg-  
neten sie häufig Eingebornen, welchen Schwarz aus  
der Fülle seines Herzens, die Majestät des höchsten  
Gottes, seine herrlichen Werke und seine zahllosen  
Liebeserweisungen ans Herz legte, und sie ermunterte,  
diesen allein wahren Gott im Glauben zu erkennen und  
ehrfurchtsvoll zu verehren. Sie billigten Alles, was  
er mit ihnen sprach, und einige derselben begleiteten  
ihn bis nach Neur, wo er mitten in der heidnischen  
Finsterniß einen warmen Christen antraf, an dessen  
Herzensergießungen sich seine Seele erquickte. Mittags  
erreichte er Megapatam, wo ihn bereits ein kleines  
Schiff erwartete, das ihn nach Jaffnapatam auf Ceylon



überführen sollte. Schon lag am 28. dieser Seehafen vor seinen Augen, als eine Wasserhose so nahe bei seinem Schiffe aufsprudelte, daß die peinlichste Besorgniß die ganze Schiffsmannschaft ergriff; indeß wurde mit ein Paar Kanonenschüssen dieselbe bald verjagt.

Bei seinem Landen auf Ceylon wurde Missionar Schwarz von dem holländischen Residenten freundlich empfangen, und am 30. April zu Jaffnapatam von dem Kapitän de Doren als Gast in sein Haus aufgenommen. Die beiden holländischen Prediger, welche damals dort wohnten, waren geborne Tamulen, die er in vertraulicher Unterhaltung mit dem großen Entzweck der Mission, mit der besten Art und Weise, das Evangelium den Heiden nahe zu bringen, und die Kinder derselben in der Schule zu unterrichten, bekannt machte. Während der wenigen Tage seines dortigen Aufenthaltes wurde nun im Kreise der Christengemeinde daselbst in verschiedenen Sprachen ein Gottesdienst nach dem andern gehalten, und die Zeit weise benützt, um Menschen aus allen Ständen, Christen und Heiden nützlich zu werden. Auch die Kranken im Spitale wurden dabei nicht vergessen, denen er eine kräftige Ansprache hielt über die Worte des Läufers Johannes: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. (Joh. I. 29.) Am 6. May segelte er nach Colombo ab, um bei dem Gouverneur daselbst die Gestattung einzuholen, die Christengemeinde zu Jaffnapatam mit dem heiligen Abendmahl bedienen zu dürfen. Diese langweilige Reise dauerte zwölf Tage, und am 18. May kam er in der Hauptstadt Ceylons an, wo der dortige Gouverneur Schreuter, nach genauer Nachfrage über den Zweck seines Besuches auf die freundlichste Weise ihm seinen Rath erteilte, wie er dabei zu Werke gehen solle, und ein weites und bedürfnisvolles Arbeitsfeld vor ihm eröffnete, wie es Schwarz zuvor nicht erwartet hatte. Eine umständliche Unterredung mit den holländischen Predigern daselbst, über die Missionsarbeiten.

der Holländer unter den heidnischen Einwohnern der Insel Ceylon, war ihm lehrreich und ermunternd, auch hatte er die Freude, den freundlichen Gouverneur mit dem Zustand der protestantischen Mission auf der Halbinsel und den bisherigen Erfahrungen bei denselben bekannt zu machen. Schon war er mehrere Tage hindurch mit dem Vorbereitungsunterrichte zum heiligen Abendmahl im Vollauf beschäftigt, als eine Krankheit seine frommen Arbeiten schnell unterbrach, und ihn einen ganzen Monat aufs Lager niederlegte, deren heilsame Wirkungen für seine Seele er später mit gerührter Dankbarkeit anzuerkennen sich gedrungen fühlte, wie verborgen ihm auch im ersten Augenblick die Fügung Gottes in derselben zu seyn schien.

Nach seiner Wiedergenesung hatte er die Freude, den 17. July, dem Jahrestage seiner zehn Jahre zuvor erfolgten Ankunft in Indien, die Vorbereitungs predigt zum heiligen Abendmahl zu halten, und am folgenden Tage mit nicht weniger als 400 heilsbegierigen Seelen den Tod des Herrn bei demselbigen zu verkündigen, von denen viele auch noch in späterer Zeit ihm die unvergeßlichen Eindrücke der göttlichen Gnade bezeugten, welche diese Feier in ihrem Herzen zurückgelassen hatte.

Am folgenden Tag erhielt Missionar Schwarz eine Einladung, das Wort Gottes den Christen zu Point de Galle zu verkündigen, wo er auch wirklich nach zweitägiger Seereise am 24. Juli eintraf. Viele Mitglieder der dortigen Christengemeinde hatten sich auf den Weg hingestellt, um ihn nach seiner Landung mit Freudenthränen zu empfangen. Alsobald fing er nun seinen Vorbereitungsunterricht an, welcher bis zum 30. unausgesetzt fort dauerte, worauf er am folgenden Tag mit 126 christlichen Brüdern und Schwestern das heilige Abendmahl feierte, nachdem er sie alle, öffentlich und in Privatunterredungen, dringend ermahnt hatte, den

schmalen Weg zu erwählen; welcher zum ewigen Leben führet.

Am 1. August verließ er Point de Galle, um noch einmal nach Colombo zurückzukehren, wo er am 4. eintraf, nachdem er unterwegs das kleine Christenhäuflein zu Condura freundlich begrüßt, und das heilige Abendmahl unter denselben ausgetheilt hatte. Schon waren drei Monate seit seiner Landung auf Ceylon verfloßen, und Schwarz mußte nun wieder an seine Rückkehr nach Tranquebar denken. Auf einem maurischen Schiffe trat er seine Seereise an, indem er die Bewohner Ceylons in innbrünstigem Gebet der Barmherzigkeit Gottes empfahl. Schon am Abend ersuchten ihn die muhamedanischen Matrosen auf dem Schiffe, ihnen die Geschichte Christi zu erzählen, was er mit Freuden that; indem er zugleich ihre Aufmerksamkeit auf den Unterschied zwischen der christlichen und muhamedanischen Religion hinlenkte. Ob sie gleich nicht zugeben wollten, daß Muhamed ein falscher Prophet sey, so war doch ihr ganzes Betragen auf der Seereise mild und bescheiden. Am 29. August kam er noch einmal zu Jaffnapatam an, wo er mit Predigen und religiösen Unterredungen mehrere geschäftvolle Tage zubrachte. Unter andern besuchte ihn auch ein in der Religion wohlunterrichteter Mann, welcher ihm die große Noth klagte, welche der Unglaube seines Herzens ihm verursache, und verschiedene Zweifel über die biblische Offenbarung nannte, deren er nicht los zu werden vermöge. Schwarz hatte die Freude, sein Herz über dieselbigen zu beruhigen, und er schloß seine Unterhaltung mit folgender wichtiger Erinnerung: „Es ist vollkommen recht, auf dem Wege des Nachdenkens und gesunder Forschung jeden Versuch zu machen, seinen Glauben an die Wahrheit der göttlichen Offenbarung tiefer zu begründen; allein dieß ist noch nicht genug, die Hauptursache deines Unglaubens liegt in deinem verkehrten Willen, und in den bösen Neigungen deines Herzens; du wün-

scheist, daß das Wort Gottes unwahr erfunden werden möchte, aus keinem andern Grunde als darum, weil du gerne ungestört in der Sünde leben möchtest; allein ich erkläre dir, es ist nicht genug, daß dein Verstand von der Wahrheit überzeugt ist; dein Herz und dein Wille muß geändert werden. Wende dich darum von ganzem Herzen zu dem lebendigen Gott; suche Gnade und Vergebung durch das Blut der Versöhnung von Ihm zu empfangen; wache und bete, und dann wirst du Hilfe finden. Du mußt die Sache mit allem Ernst und mit heiligem Eifer anfangen.“ Der Mann wurde durch diese ernste und eindringliche Ansprache tief gerührt, und zum Beweis, daß sie sein Herz getroffen hatte, ließ er alsobald seinen Nachbar zu sich rufen; mit welchem er bisher in Feindschaft gelebt hatte, und versöhnte sich mit ihm.

Am 5. Sept. machte Schwarz kurz vor seiner Abreise noch den Weg nach Point Pedro, um dort den großen Baum zu sehen, unter welchem im 17. Jahrhundert der berühmte Baldäus, welcher den Kriegszug der Holländer zur Besitznahme von Ceylon begleitet hatte, seine erste Ansprache an die Eingebornen hielt. Schwarz traf ein Häuflein von Malabaren an dieser Stelle an, denen er das Evangelium verkündigte. Mit einem Herzen voll Dankes für die Erfahrungen der göttlichen Durchhülfe, welche er während seiner Arbeiten und Leiden auf dieser Insel in reicher Fülle gemacht hatte, schiffte er sich aufs Neue ein, und kam nach einer kurzen und angenehmen Ueberfahrt am 9. Sept. im Hafen von Negapatam an; wo er sein Tagebuch mit folgendem bescheidenen Ausdruck seiner Empfindungen schloß: „Mit demüthigem Herzen preise ich den Namen des Herrn für die Gnade, die Durchhülfe und den Schutz, den Er mir auf meiner Reise zu Theil werden ließ. Möge Er mir um Christi willen alle meine Begehungs- und Unterlassungs-Sünden verzeihen, und einen bleibenden Segen legen auf Alles, was ich auf

dieser Insel nach seinem Wort in Schwachheit gethan und gesprochen habe. Amen.“

In einem Briefe an seinen theuern Vater und Freund, den seligen Dr. Franke, vom 16. August 1760 macht Schwarz folgende Bemerkung über seine Reise nach Ceylon: „Möge ich nimmermehr das Gute vergessen, das ich aus der Hand Gottes empfangen habe, und die Erinnerung an seine große, unverdiente Liebe mich stark machen, Seinen Willen zu thun, und in den Wegen seiner Gebote zu wandeln. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn Gott das Herz mit der Versicherung seiner Vergebungsgnade getröstet hat, so findet sich auch in demselben die Bereitwilligkeit und Kraft, mit beharrlicher Treue alle unsere Pflichten zu erfüllen. Möge der barmherzige Gott Christum als meinen Mittler und Versöhner in meiner Seele verklären, damit ich schmecken und sehen möge, wie freundlich Er ist.“

„Ein trockener Husten hat mich in den ersten Monaten dieses Jahres sehr angegriffen, und bisweilen in der Erfüllung meiner Pflichten gehindert, und er nahm heftig zu, so oft ich während der herrschenden Nordwinde lange in freier Luft verweilte; darum war mir auch eine Gelegenheit willkommen, eine Reise nach Ceylon zu machen. Wenn ich bedenke, wie gnädig sich Gott herabließ, um mich durch eine Krankheit, mit welcher Er mich zu Colombo heimsuchte, zu demüthigen und zu reinigen, so fühle ich mich gedrungen, ihn in der Stille dafür zu preisen. Alle Wege Gottes sind eitel Güte und Wahrheit, selbst alsdann, wenn es scheint, als habe er uns im Zorne heimgesucht, und die Verheißung vergessen, die Sein Wort enthält. Ich habe Grund, zu glauben, daß der zu Colombo ausgestreute Same bei einzelnen Seelen wahre und bleibende Früchte getragen hat. Auch zu Galle durfte ich da und dort erfreuliche Wirkungen von der Kraft des Wortes Gottes gewahren, und die Leute bateten mich  
dringend,

dringend, bald wieder zu ihnen zu kommen, da das Evangelium so selten auf dieser Insel verkündigt wird, so wären die jeweiligen Gottesdienste ungemein feierlich und erbauend, so daß das Innerste meiner Seele dadurch gerührt wurde.“

Frühe im Jahr 1761 sah sich Missionar Schwarz durch Umstände veranlaßt, in Gemeinschaft mit seinem Freunde, Herrn Koblhoff, eine Reise nach Cuddalore und Madras zu machen. Unterwegs trafen sie einige Fischer an, welche sie ermahnten, sich zu dem lebendigen Gott zu bekehren, der sich uns in Jesu Christo geoffenbaret habe. Einer derselben gab zur Antwort, ihr könnt leicht also reden, denn ihr habt keinen Mangel, und werdet durch Nichts abgehalten, Gott zu dienen. Die Missionarien wiesen aufs Meer, als auf eine unerschöpfliche Schatzkammer hin, in welcher er täglich genug finde, um sein eigenes Lebensbedürfnis und die Bedürfnisse Anderer zu befriedigen. In Wanagiri fragte ihn ein Brahmine, woher sie kommen? Wir kommen von Tranquebar, versetzte Schwarz, um euch die frohe Botschaft des Heiles zu bringen. Wir haben keine Zeit euch zu hören, war die Antwort, denn wir müssen eilen, um zur Obrigkeit zu kommen. Indes ließen sich doch die Leute bewegen, ein paar Augenblicke zuzuhören, und Schwarz erklärte ihnen nun, wie sie der Herr des Himmels durch ihn zur Theilnahme an einer ewigen Seligkeit in der zukünftigen Welt einladen lasse. Was sollen wir denn thun? war die Frage. Wir ermahnen euch zur Buße zu Gott, versetzte Schwarz, und zum Glauben an Jesum Christum. — Auch wir verehren Gott, erwiederten sie, und da Er überall gegenwärtig ist, so dürfen wir ihn ja auch in der Gestalt eines Steines anbeten. Der Missionar versetzte: es gebe Nichts, weder im Himmel noch auf Erden, das dem lebendigen Gott gleich wäre, und Gottes Majestät werde von ihnen entehrt, wenn sie Ihn in der Gestalt irgend eines vergänglichen Dinges verehren.

Nabe an einem Flusse trafen die beiden Reisenden einen muhamedanischen Häuptling und mehrere seiner Leute an, welche sich in ein Gespräch mit ihnen einließen. Schwarz bemerkte ihnen, daß alle Menschen Fremdlinge und Gäste auf der Erde seyen, welche etwas besseres, nämlich ein Vaterland im Himmel suchen sollen, welches aber kein Mensch durch sein eigenes Verdienst, sondern allein durch den Glauben an den Herrn Jesum erlangen könne. Sie horchten mit großer Aufmerksamkeit zu, und so oft der Name Jesu genannt wurde, so fügte der Häuptling das Wort Messias hinzu. Beim Weggehen bat er die Missionarien um ihre Freundschaft, und wünschte ihnen viel Glück.

Am 30. Januar kamen beide Missionarien im Missionshause zu Cuddalore an; voll Bewunderung der Güte Gottes, womit er diese Stadt in den letzten Kriegsstürmen bewahrt hatte. Die wenigen Tage ihres dortigen Aufenthaltes wurden mit der Verkündigung des Wortes Gottes unter Christen und Heiden zugebracht. Ueber Pondichery führte sie nun der Weg nach Sadras, wo sie am 6. Febr. ankamen, und Gelegenheit fanden, unter den deutschen Soldaten der dortigen Garnison viele christliche Schriftchen auszutheilen. Am 8. erreichten sie Wepery, von wo zwei Jahre zuvor ihre Brüder verjagt worden waren. Die verschiedenen Anstalten dieser Station befanden sich wieder in erfreulicher Thätigkeit, und die Missionarien ermahnten das dortige Häuflein der tamulischen Christen, würdiglich zu wandeln des Evangeliums. Hier brachten die Missionarien eine geschäftvolle Zeit bis zum 10. März zu, um alle Zweige dieser Arbeitsstelle in der Kraft des Herrn aufs Neue zu beleben, und mit ihren dortigen Brüdern über die fernern Arbeiten die nöthige Rücksprache zu nehmen; worauf sie am 18. wieder wohlbehalten nach Tranquebar zurückkamen, um den Faden ihrer dortigen Arbeit mit neuer Kraft wieder aufzufassen.

Im Anfange des Jahres 1762 finden wir einen Brief des seligen Schwarz, worin er einem seiner Freunde in Halle die Empfindungen seiner Seele in folgenden Worten mittheilt: „Was meine gegenwärtigen Umstände betrifft, so fühle ich mich gedrungen, Gott zu preisen für die vielfachen Segnungen, womit er im Laufe des verfloffenen Jahres um Christi willen das Leben seines armen Dieners gekrönt hat. Er hat mich von einem Tag zum andern auf die huldreichste Weise unterstützt, mich durch seinen Geist gezüchtigt und gelehrt, und nie ohne Trost gelassen. Darum preiset meine Seele den HErrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Wirklich habe ich auch die größte Ursache zur Dankbarkeit, denn der HErr hat die Niedrigkeit seines Knechtes angesehen. Meine Freude ist nicht rauschend, aber ruhig und bleibend; und vor allem ist mir darum zu thun, zu erkennen, daß ich durch Christum ein Eigenthum meines Gottes bin, daß ich Gnade gefunden habe in Seinen Augen; daß sein Friede auf mir ruht, und ich mit Zuversicht im Gebete zu ihm nahen und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben darf, so daß selbst die frankten Tage mir diese Tröstungen nicht rauben dürfen.“

„Manche der römischen Katholiken an diesem Orte sind von dem hohen Vorzug überzeugt, den das lautere Evangelium vor eiteln Menschenfäzungen voraus hat, welche das Gewissen nur niederdrücken statt demselben aufzuhelfen. Besuche ich sie in ihren Wohnungen, so hören sie mir gerne zu, und ich lade sie freundlich ein, sich von dem vollkommenen für allen Seelenschaden zu reichenden Opfer, das Christus für die Sünden der Welt gebracht hat, als Grundlage ihres Glaubens eine gründliche Ueberzeugung zu verschaffen, und durch diesen Glauben den Frieden des Herzens zu genießen, um Theilhaber zu werden der köstlichen Segnungen, welche der Sohn Gottes durch seinen Tod am Kreuze auch ihnen



erworben hät. Es ist mir darum zu thun, ihnen klar zu zeigen, was Christus selbst uns gelehret hat von dem Wege, der zum Leben führt, um menschliche Zusätze von der göttlichen Lehre scheiden zu lernen. Himmlischer Vater, dein Reich komme! Sende du selbst treue Arbeiter in deine Erndte!“

### Fünftes Capitel.

**Erweiterte Wirkungskreise des seligen Schwarz.** Seine Reise nach Tanjore und Tritschinopoli. Seine ersten Verhandlungen in diesen Städten. Audienz desselben bei dem Nabob von Arcot. Anfang gottesdienstlicher Einrichtungen zu Tritschinopoli. Seine bleibende Niederlassung daselbst. (Jahr 1762 — 1766.)

So mannigfaltig und wichtig auch indeß die Missionsleistungen des seligen Schwarz waren, so legte sich doch bald zu Tage, daß ihm Gott Geistesgaben und Tauglichkeit für ein nützlichcs Wirken in viel weitern Arbeitskreisen verliehen hatte, als die engen Gränzen des dänischen Gebietes in Indien ihm darboten; und Gelegenheiten, in noch größerem Umfange ein Segen für seine Mitmenschen in Indien zu werden, wies ihm auch bald die Vorsehung Gottes zu. Im Monat May 1762 machte Schwarz in Begleitung einer seiner Mitarbeiter zu Fuß eine Reise nach Tanjore und Tritschinopoli, um dort Christen und Heiden das Wort vom Reiche Gottes zu verkündigen. Zu Tanjore erhielt er die Gestattung, nicht bloß in der Stadt, sondern selbst im Palaste des Rajah die evangelische Lehre vorzutragen, wo er Gelegenheit nahm, an Fragen über zeitliche Angelegenheiten, welche die Hofleute ihm häufig vorlegten, Unterhaltungen über religiöse Gegenstände anzuknüpfen. Der Rajah war gewöhnlich zugegen und hörte ihm zu, ohne daß er sich jedoch sehen ließ.

Zu Tritschinopoli, wo er bis zum Monat Juli verweilte, wurde er von den dort sich aufhaltenden Engländern mit großer Freundlichkeit behandelt, und ihm ward die Freude zu Theil, mit Hülfe einiger Offiziere an dieser Stelle einen Betsaal zum Gottesdienst und eine Schule zum Jugendunterricht zu erbauen. Obgleich nun Tranquebar noch eine Zeit lang der Ort seines Aufenthaltes und seiner Wirksamkeit blieb, so hatten doch die beiden neuen Stationen, Tanjore und Tritschinopoli von nun an die ganze Liebe seiner Seele an sich gezogen, welche auch wirklich in den folgenden Jahren die großen Schauplätze seiner Missionsthätigkeit wurden. Die erste dieser beiden Städte faste damals 25,000—30,000 Einwohner in sich, hatte mehrere schöne Moscheen, einen Palast des Nabob mit reizenden Lustgärten, und sie ist jetzt noch, wegen des ungeheuren Granitfelsens berühmt, welcher innerhalb des Fort zu einer Höhe von 450 Fuß emporsteigt, von welchem aus man eine weite Aussicht über das flache Land hin genießt. Auf der einen Seite bildet die Insel Seringham, umgeben von vielfachen Zweigen des befruchtenden Stromes Cavery, und mit ihren riesenhaften Pyramiden und ungeheuern Pagoden weit ins Land emporragend, einen anziehenden Anblick für das Auge, während das umherliegende Land selbst als blutiger Kampfplatz, auf welchem die Franzosen und Engländer sich wechselsweise um die Oberherrschaft in Indien bekämpften, nicht minder merkwürdig ist. Dieß war die Stelle, welche von nun an durch die christlichen Arbeiten des Missionars Schwarz eine verdoppelte Anziehungskraft für den Christen gewannen.

„Bei meiner Rückkehr nach Tritschinopoli, frühe im Jahr 1763, so bemerkt Schwarz in seinem Tagebuch, war ich Zeuge der fürchterlichen Verheerungen, welche die Entzündung eines Pulvermagazins daselbst angerichtet hatte, und wobei auch nebst vielen andern, drei sehr fromme Männer, an deren Umgang ich mich

oft erquickt hatte, das Leben einbüßten. Dieser traurige Vorfall gab mir die Gelegenheit, an ein kleines Häuflein von Deutschen, welche dort wohnen, eine ernstliche Ermahnungsrede zu halten. Ich darf mit Freuden bemerken, daß dieses Unglück in dem Sinn und Leben vieler Einwohner eine heilsame Veränderung hervorgebracht hat." Eine Collecte wurde veranstaltet, wobei eine ansehnliche Summe gesammelt wurde, mit welcher eine Schule für die armen Waisen, welche ihre Eltern bei diesem unglücklichen Vorfall verloren hatten, aufgerichtet werden konnte. Im Laufe des folgenden Monats fand er volle Beschäftigung, um eine Anzahl heidnischer Catechumenen zum heiligen Abendmahl vorzubereiten, und die Kinder der dortigen Europäer im Christenthum zu unterrichten. Er besuchte die Kranken im Spital, und widmete seine Abende freundlichen Unterhaltungen mit den heidnischen Einwohnern, die sich häufig in großen Schaaren um ihn her sammelten, und seinem Unterrichte mit Vergnügen zuhörten.

Als er eines Tages unter einem Schattenbaum ein englisches Erbauungsschriftchen über das 15. Kapitel des Evangeliums Lucä las, trat ein alter Hindu, der ihn früher oft gebeten hatte, ihn mit seinen christlichen Predigten nicht zu belästigen, mit mehreren seiner Nachbarn zu ihm hin, und verlangte zu wissen, was der Inhalt dieses Schriftchens sey. Schwarz sagte ihm, es sey eine Erzählung von dem wahrhaft väterlichen Betragen Gottes gegen uns, und unserer beharrlichen Weigerung, seinen freundlichen Ermahnungen gehorsam zu seyn, wobei wir seine Gnade mißbrauchen, und uns selbst in großes Elend stürzen. Dessen ungeachtet, fuhr er fort, sey noch ein Weg offen, auf welchem wir zu unserem beleidigten Schöpfer und Herrn zurückkehren und seines unverdienten Segens theilhaftig werden können. Der alte Mann drückte seine Freude über diese Gleichnißrede aus, und Schwarz theilte ihm nun noch weiter das Gleichniß vom Säemann mit; wobei

er ihm bemerklich zu machen suchte, warum der gute Same nicht überall gute Früchte trage. Er faßte dieß auch vollkommen und fragte, ob Gott nicht allgegenwärtig sey. Ja, antwortete Schwarz, er sieht Alles, was auf Erden vorgeht, sey es gut oder böse, aber seine Allgegenwart ist furchtbar für den Gottlosen. Der Hindu versicherte ihn nun, daß er innerlich in seinem Herzen Gott verehere. Ist dieß der Fall, versetzte Schwarz, so muß auch dein äußerliches Betragen die Ehrfurcht kund thun, welche du in deinem Herzen gegen Gott zu haben behauptest; was würdest du von einem Menschen denken, der dich einmal über das andere beleidigte, während er behauptete, eine herzliche Liebe zu dir in der Seele zu tragen. Der Hindu gestand, daß er eine solche Liebe nicht hoch anschlagen könnte. Eben so, schloß Schwarz, kann auch Gott die Huldigungen nicht wohlgefällig finden, welche du innerlich ihm darzubringen behauptest, während du ihn mit deinen Worten und Werken entehrest und verläugnest.

Während seines Aufenthaltes zu Tritschinopoli wurde Schwarz auch mit Mahomed Ali, dem Nabob, (Fürsten) des Ländergebietes vom Carnatic bekannt. Er ging einmal zufällig in dem Garten seines Palastes spazieren, als der muhamedanische Fürst gerade hereintrat, sich neben einem Wasserteich niedersetzte, und nun Schwarz herbeikommen ließ, um ihm eine Erquickung anzubieten. Wenige Tage später sah er ihn wieder, wobei der Nabob auf eine sehr freundliche Weise mit ihm sich unterhielt. Nicht minder entgegenkommend war auch der erste Minister des Fürsten gegen ihn, welcher öfter zu Schwarz sagte: meine Freundschaft hat keinen Werth für Sie, denn Sie kommen so selten in mein Haus. Schwarz hatte öfter über Religion mit diesem Muhamedaner gesprochen; so oft sich derselbe nun durch die Beweisgründe des Missionars gedrängt sah, und die Wahrheit sein Herz gerührt hatte, so brach er immer plötzlich den Besuch ab.

Um diese Zeit wurde von den Einwohnern ein großes Fest einer Hindu-Göttin gefeiert, das mit viel Lärm und seltsamen Ceremonien begleitet war. Sobald Schwarz in die Mitte der Götzendiener trat, wurden sie stille; und er benützte die Gelegenheit, ihre Aufmerksamkeit auf den wahren Gott hinzurichten, der sie geschaffen und bisher erhalten habe, und dem allein die göttliche Ehre und Anbethung gebühre, die sie einem weiblichen Wesen jetzt erzeigen, das weder sehen noch hören könne. Sie horchten ihm aufmerksam zu; als er aber wegging, fingen sie ihre thörichten Ceremonien wieder an.

Am 4. May dieses Jahres ging Schwarz nach Caroor, fünf Stunden westlich von Tritschinopoli, um einige vornehme Hindus daselbst im Christenthum zu unterrichten. „Sie hörten, sagt er, mit großer Aufmerksamkeit allem zu, was ich ihnen von den preiswürdigen Vollkommenheiten des wahren Gottes, und von der Erlösung des gefallenen Menschengeschlechtes durch seinen Sohn Jesum Christum sagte. Am folgenden Tag versammelte sich eine Anzahl Heiden unter einem Baume, denen ich die Lehre Christi deutlich zu machen versuchte; sie fühlten, wie eitel und unvernünftig es sey, viele Götter zu ehren; und billigten vollkommen die Lehren von Einem Gott, dem Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde. Auch besuchte ich dort einen Brahminen, welcher für den reichsten Einwohner dieser Stadt gehalten wird, und der mir gestattete, ohne Unterbrechung die Thorheit des Götzendienstes auseinanderzusetzen. Auch ich verehere Gott, war am Ende seine Antwort. Wir wurden von einem Hindu unterbrochen, der hereinkam, und vor ihm auf das Angesicht niederfiel, worauf der Brahmine eine Hand voll Asche über den armen Mann hinstreute. Ich zeigte ihm nun, wie unrecht er handle, eine Ehrenbezeugung anzunehmen, welche allein Gott gebühre. Aufgebracht über meine Zurechtweisung rief er aus, beweise

mir einmal, daß nur ein Einziger Gott ist. Dieß that ich, indem ich seine Aufmerksamkeit auf das große Werk der Schöpfung hinlenkte. Er entließ mich nun mit den Worten; so wie wir uns vor dem Körper eines Menschen beugen, während wir dabei nicht dem Körper, sondern dem Geiste im Menschen die Ehre bezeugen, so fallen wir auch vor Bildern nieder, indes wir nur den unsichtbaren Gott, der in ihnen wohnt, dadurch verehren wollen; — ein trügerischer Entschuldigungsgrund, welcher zu allen Zeiten für die Bilderverehrung vorgebracht wurde, wodurch aber der Majestät des höchsten Gottes die schuldige Ehre geraubt, und jeder wahre und vernünftige Gottesdienst aufgehoben wird."

„Unter den Europäern, erzählt Schwarz, welche hier sich aufhalten, waren viele, welche nach christlichem Unterrichte sehrlich verlangen; ich ersuchte daher den kommandirenden Offizier um die Gestattung, daß jeden Sonntag den Soldaten eine Predigt mit Gebet vorgelesen werden dürfe. Dieser gab es gerne zu, und ersuchte mich, den Anfang zu machen. Ich willigte mit Freuden ein, und jetzt wiederholte er öffentlich sein Versprechen, daß jeden Sonntag regelmäßig ein Gottesdienst gehalten werden soll. Schwarz hatte einen sehr regen Sinn für Naturschönheiten, und er bemerkt von diesem Theile und besonders von den Gegenden am Caverny-Flusse hin, daß sie gleich einem Garten Gottes alle Reize der Natur dem Auge darstellen. Auf den benachbarten Hügeln findet der Wanderer herrliche Ansichten; auch sind die meisten Bergspitzen umher mit schimmernden Pagoden überbaut.

Auf seinem Rückwege nach Eritschinopoli begegnete Schwarz einem römisch-katholischen Mönch, der ein gelbes Oberkleid über sich hingeworfen hatte, wie es die heidnischen Priester zu tragen pflegen, und dem ein Trommler und Pfeifer vorauszog, während ein Hindu einen vergoldeten Schirm über ihn hinhielt. Schwarz sprach mit ihm über die heilsame Lehre des Evangeliums

in besonderer Anwendung auf seine Stellung unter den Heiden. Der Priester gab Alles zu, ohne jedoch von seinen Bemerkungen irgend einen Gebrauch im Leben zu machen.

Aus dem Zeitraume, welcher in Schwarz's Leben von jetzt bis zu seiner Rückkehr nach Tranquebar vorüber floß, finden sich in den hinterlassenen Papieren keine weitere Nachrichten, das Wenige ausgenommen, welches der Jahresbericht der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß vom Jahr 1766 in sich faßt. In einem Briefe seines Mitarbeiters, des Missionars Huttemann, wird bemerkt, daß Schwarz der englischen Armee während der blutigen Belagerung von Madura die wichtigsten Dienste geleistet habe. Diese Belagerung wurde veranlaßt durch den Versuch, welchen der unglückliche Mahomed Isuf um diese Zeit machte, seine Unabhängigkeit in diesem Landesbezirke zu erobern. Isuf hatte als Commandant der englischen Sepoys (Nationaltruppen) zu Tritschinopoli im Dienste der ostindischen Compagnie gestanden, und sich während der siegreichen Feldzüge der Engländer gegen die Franzosen in Indien durch seine Bemühungen ausgezeichnet, die abtrünnigen Polygaren und andere kleine Häuptlinge im Süden der Halbinsel der brittischen Herrschaft zu unterwerfen. Da er sich für die Einkieferung der Einkünfte in diesen Landestheilen verantwortlich gemacht hatte, und in seinen Zahlungen zurückgeblieben war, so faßte der Nabob vom Carnatic, so wie die Regierung zu Madras den Beschluß, ihre Forderungen geltend zu machen, und ein vereintes Heer von brittischen Truppen und Eingebornen zog demnach im August 1763 auf Madura, die Residenz Isufs, los. Letzterer versuchte zuerst durch Unterhandlungen den Schlag abzuwenden; da er aber seine Bemühungen vereitelt sah, so beschloß er, den Kampf der Selbstvertheidigung zu wagen. Er selbst war ein tapferer und unternehmender Soldat, und seine Unterjochung war keine leichte Aufgabe. Lange

setzte er den Angriffen der Engländer auf die besetzte Stadt den kräftigsten Widerstand entgegen, und viele derselben fielen unter ihren Mauern, bis er im Oktober 1764 von einem seiner Leute den Engländern ausgeliefert, und Madura den vereinten Truppen übergeben wurde. Während dieser mörderischen Belagerung hatte Schwarz den englischen Truppen die wichtigsten Dienste geleistet; worin sie bestanden haben, wird nicht gesagt; aber sein späteres Verhalten in ähnlichen Fällen läßt schließen, daß er nicht nur die Kranken und Verwundeten mit Aufopferung seiner selbst besorgte, sondern auch durch sein immer zunehmendes Ansehen unter den Einwohnern im Stande war, die Herbeischaffung von Lebensmitteln für die Truppen zu erleichtern, welche in einem durch einen langen Krieg verheerten Lande der Gefahr der Hungersnoth ausgesetzt waren.

Im Jahr 1766 faßte die Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß den Beschluß, einen eigenen Missionsposten zu Tritschinopoli aufzurichten, um auf diesem Wege ihren heilsamen Einfluß durch die Verbreitung des Christenthums auf die Völker Indiens zu erweitern. Die öftern Besuche, welche Schwarz in dieser Stadt gemacht hatte, so wie die freundliche Weise, womit seine Arbeiten von den dortigen Einwohnern aufgenommen wurden, hatten Anlaß zur Begründung dieser Niederlassung gegeben, und ihn selbst als den tauglichsten Mann bezeichnet, welcher dem ersten Pflanzungswerke der Kirche Christi daselbst vorgefetzt werden konnte. Wie sehr auch seine Brüder zu Tranquebar die Entfernung eines so geliebten und tüchtigen Mitarbeiters beklagten, so konnten sie doch nicht umhin, diese Anordnung gut zu heißen. Der thätige Schwarz verließ nun Tranquebar, und schlug seine neue Wohnung zu Tritschinopoli auf. Am Schlusse desselben Jahres kam auch Missionar Ch. W. Gericke, welcher der Gesellschaft vom Professor Franke empfohlen worden war, und den die spätere Geschichte als einen so



treuen und eifrigen Arbeiter am Werke Christi nennt, in Indien an, und wurde dem alternden Missionar Huttemann zu Cuddalore als Mitgehülfe beigeſellt. In einem Briefe, den Schwarz um dieſe Zeit an die engliſche Geſellſchaft ſchrieb, mit welcher er nun in engere Berufsverhältniſſe getreten war, drückt er ſeine dankbaren Empfindungen gegen Gott darüber aus, daß er es der Geſellſchaft ins Herz gab, ſich der armen Hindus in Indien in größerem Umfang anzunehmen, und dankt derſelben dafür, daß ſie ihn zu ihrem Miſſionar erwählt habe; indem er mit dem betenden Wunſche ſchließt, daß Gott ihm Kraft ſchenken wolle, die Pflichten ſeines Berufs zur Ehre ſeines heiligen Namens zu erfüllen. In welch' erfreulichem Umfang dieſe fromme Hoffnung ſeines Herzens in Erfüllung ging, wird aus dem fernern Gang ſeiner Lebensgeſchichte ſich kund thun.

## S e c h s t e s  K a p i t e l.

Die erſten geringen Anfänge des Miſſionars Schwarz auf ſeinem neuen Poſten zu Tritſchinopoli. Aufrichtung einer Kirche und mehrerer Schulen daſelbſt. Krieg zwiſchen Hyder-Ali und den indiſchen Fürſten der ſüdlichen Halbinſel. Schwarzens Beſuch zu Tranquebar. Briefe deſſelben an einige ſeiner Freunde in Europa. Zuſtand des Landes Tanjore um dieſe Zeit. Die Hoffnung deſſel. Schwarz für die allgemeine Verbreitung des Chriſtenthums in Indien. Schluß ſeines Tagebuchs vom Jahr 1768. (Jahr 1766—1768.)

Aus dem Zeitraume von den erſten dürftigen Anfängen der Niederlaſſung des ſeligen Schwarz zu Tritſchinopoli, ſo wie über ſein Verhalten unter denſelben beſitzen wir eine in hohem Grade anziehende und glaubwürdige Schilderung in dem Briefe eines Mannes,

der in jenen Tagen in seiner Nähe wohnte, und Gelegenheit hatte, mit der äußern Lage dieses trefflichen Missionars sowohl, als mit dem stillen Verläugnungs-sinne, den er in derselben übte, sich genau bekannt zu machen. Dieser Mann war Herr William Chambers, ein Bruder des damaligen Oberjustizpräsidenten Sir Robert Chambers von Bengalen, welcher zu Madras, und später in Bengalen, ansehnliche Handelsgeschäfte trieb, und sich durch seine gründliche Bekanntschaft mit der Litteratur und den Sprachen des Orientes sowohl, als durch seinen christlichen Sinn, und seine fromme Thätigkeit, in der frühern Geschichte der Kirche Christi in Indien unvergesslich gemacht hat. Herr William Chambers war mehrere Jahre hindurch korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß gewesen, und hatte zu jeder Zeit an der Verbreitung des Christenthums in Indien thätigen Antheil genommen, wofür seine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi in die persische Sprache, so wie seine kräftige Dienstleistung bei der Erbauung der Missionskirche zu Calcutta ein unvergängliches Zeugniß in sich schließen. Den Brief, aus welchem hier einige Auszüge gegeben werden sollen, scheint Herr Chambers gegen das Ende seines Lebens geschrieben zu haben, wobei er zugleich die Absicht zu erkennen gibt, umständlichere Nachrichten über den Charakter und die Arbeiten des Missionars Schwarz zu sammeln. Leider scheint sein früher Tod, welcher das Werk Christi in Indien eines einflußreichen Beförderers beraubte, die Ausführung seines Planes gehindert zu haben. Wie kurz nun auch dieses hinterlassene Schreiben ist, so ist es doch in hohem Grade anziehend, weil es aus der Feder eines Mannes, welcher viele Jahre hindurch in vertrauter Bekanntschaft mit Schwarz lebte, und der vollkommen dazu geeignet war, die Züge seines Charakters und die Natur seiner Arbeiten zu würdigen, eine bezeichnungsvolle Schilderung dieses edlen Mannes in

sich faßt, in welcher er die schlichte Lebensweise, so wie die stillen Erfahrungen desselben in einem wahrhaftigen Bilde uns darstellt. Der Inhalt dieses Schreibens ist folgender:

„Sie wünschen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen einige Nachrichten von Herrn Schwarz und seinen evangelischen Arbeiten auf der Küste Coromandel geben soll. Ich befriedige gerne Ihren Wunsch, obgleich ich tief fühle, wie wenig ich dazu geeignet bin, die Lebensstellung eines solchen Mannes auf eine Weise zu zeichnen, wie sie dargestellt zu werden verdient.

„Im Jahr 1767 machte ich von Madras aus eine Reise nach Tritschinopoli, wo damals Herr Schwarz wohnte, und wo ich zum erstenmal Gelegenheit fand, seine Bekanntschaft zu machen. Der Zweck meiner Reise war, die tamulische und persische Sprache zu erlernen; und da er die erstere gründlich verstand, und mit der Erlernung der letztern sich gerade beschäftigte, so war es mir sehr angelegen, während meines Aufenthaltes daselbst, welcher zwei Jahre dauerte, seinen Umgang zu genießen. Ich muß es dabei bekennen, daß ich während dieser Zeit mehr für seinen persönlichen Charakter, als für seine Berufsarbeiten mich interessirte, und aus Mangel an Bekanntschaft mit der Volkssprache auch nicht viel Gelegenheit hatte, über den Umfang der Wirkungen seiner menschenfreundlichen Arbeiten genauere Zeugnisse einzuziehen; ich schreibe Ihnen eben darum nur das, was ich selbst gesehen und erfahren habe, und ich will versuchen, dies auf die einfachste und schmuckloseste Weise zu thun. Oft hatte ich, noch ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwarz als einen Mann nennen gehört, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft mit den Landessprachen verbindet. Da mir aber Nachrichten dieser Art meist nur von solchen gegeben wurden, welche die Vorzüge eines religiösen Charakters

durch das trübe Glas der herrschenden Vorurtheile anzusehen pflegen; so waren meine Vorstellungen von ihm sehr unvollkommen; und weil ich selbst damals noch keine bessere Regel des Urtheilens kannte, so mischte sich bei mir das Vorurtheil finstern Trübsinnes und übertriebener Strenge in Alles, was ich von Andern zu seinem Lob gehört hatte. Allein schon der erste Anblick dieses Mannes nöthigte mich, diese vorgefaßten Ansichten von ihm aufzugeben. Zwar war sein Anzug ziemlich abgetragen, und ganz nach altmodischem Zuschnitt; aber in seinem ganzen Wesen fand ich gerade das Gegentheil dessen, was man finster und zurückstoßend an einem Menschen nennt. Stellen sie sich einen wohlgewachsenen Mann, von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen körperliche Haltung aufrecht und kunstlos ist, von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzen, gekräuselten Haaren, und kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt: und sie haben eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwarz schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt. Ich hatte das Glück, während meines langen Aufenthaltes zu Tritschinopoli mit diesem wackern Manne genauer bekannt zu werden, und manche Einzelheiten aus der Geschichte seines verfloßenen Lebens von demselben zu erfahren.

„Sein erster Aufenthalt in Indien war im dänischen Missionshause zu Tranquebar, wo er von der tamilischen Sprache, die in allen von dem Nabob von Arcot beherrschten Ländern allgemein gesprochen wird, eine gründliche Kenntniß sich erwarb. Das alte, geistreiche und wohlhabende Volk der Tamulen, welche ihre vaterländische Litteratur sorgfältig pflegten, und schon in den Tagen einer frühen Vorzeit durch Kunstfertigkeiten des bürgerlichen Lebens sich auszeichneten, befindet sich im Besitze einer sehr wortreichen Sprache,

deren Laute indes für die Zunge eines Europäers gar schwer auszudrücken sind. Um den Verkehr mit diesem Volke so vortheilhaft wie möglich zu machen, hielt es Herr Schwarz für nöthig, ihr eigenthümliches Religions-system, so wie ihre ganze Litteratur gründlich zu studieren; und nachdem er sich eine zureichende Bekanntschaft mit ihrer Sprache erworben hatte, so beschäftigte er sich fünf Jahre lang damit, die mythologischen Schriften dieses Volkes genau zu erforschen. Freilich war diese Aufgabe für sein frommes Gemüth schwer und aufopferungsvoll; aber er erndtete hievon den großen Gewinn, daß er durch Anspielungen auf ihre Lieblingsbücher und Geschichten zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit der Malabaren zu fesseln weiß, und weislich den Inhalt dieser Schriften für die Sache seines Missionsberufes zu benutzen versteht. Auch lernte er zu Tranquebar die portugiesische Sprache, besonders diejenige Mundart derselben, welche unter den in Indien gebornen Portugiesen üblich ist. Große Schaaren derselben trafen die Missionarien in Indien an jeder Stelle an, wo sie sich niederließen; und diese Leute waren in der Regel geneigt, den protestantischen Glauben anzunehmen; oder wenn sie schon früher zum Christenthum sich bekannten, so lag es ihnen sehr an, für sich und ihre Kinder in der Erkenntniß des Christenthums gefördert zu werden. Weil nun die Missionarien sich gedrungen fühlten, Seelen zu suchen, wo sie dieselben immer fanden, so entschlossen sie sich freiwillig, neben der malabarischen (tamulischen) Sprache, auch die portugiesische zu erlernen, und auch in dieser Sprache Unterricht zu ertheilen.

„Alein bald fand Herr Schwarz seine Wirkungskreise zu Tranquebar für sein weites Herz zu enge, und er erhielt die Gestattung, zu Tritschinopoli, wo das Evangelium bis jetzt kaum im schnellen Vorübergehen verkündigt worden war, eine protestantische Missionsstelle aufzurichten. Abgeschnitten von jedem andern

Umgang

Umgang fand er sich doch glücklich im mündlichen und schriftlichen Verkehre mit einem andern jungen Missionar, Namens Dame, welcher zu Tanjore sich niedergelassen hatte, und ebenso hingebungsvoll und eifrig wie er selbst im Dienste seines göttlichen Meisters war. Derselbe Geist, und Sinn und Beruf knüpfte zwischen beiden das engste Band vertrauter Christenfreundschaft, das Edelste und Genußreichste, das es auf der Erde gibt. Ihre Gebete und ihre Arbeiten waren wie ihre Herzen in derselben himmlischen und glorreichen Sache vereint, für welche beide schon früher jeden zeitlichen Gewinn aufgeopfert hatten. Allein der fromme Schwarz genoß nicht lange die Süßigkeiten dieses Umganges, denn plötzlich wurde er gerufen, seinen Freund zu besuchen; er eilte nun nach Tanjore, und fand ihn todt auf seinem Sterbelager. Zu Tritschinopoli wußte Herr Schwarz mit sehr geringen Mitteln große Dinge auszurichten. Sein ganzes Einkommen bestand in zehen Pagoden monatlich, und demnach jährlich beiläufig in 600 Gulden \*); und andere Mittel standen ihm nicht zu Gebot, um die neue Niederlassung daselbst zu begründen. Dabei muß ich bemerken, daß, obgleich der laufende Wechselwerth der obengenannten 120 Pagoden jährlichen Einkommens auf obige Summe sich beläuft, sie doch in Indien kaum auf die Hälfte des Werthes angeschlagen werden kann. Lassen Sie uns nun sehen, wie er mit diesem schmalen Einkommen zu Rathe ging. Von dem brittischen Platzkommandanten erhielt er in einem alten Hindugebäude ein Räumchen zur Wohnung, das gerade groß genug war, um sein Bett und ihn selbst aufzunehmen, und in welchem nur Wenige aufrecht stehen konnten. Mit dieser Wohnstätte war der Mann wohl zufrieden. Ein Teller voll nach Landesitte

\*) Pagode ist eine ostindische Geldmünze an Gold oder Silber, deren Werth etwa fl. 4-12<sup>2</sup> in deutschem Gelde beträgt.

geschwellten Reifes und ein wenig Gemüse dazu stand täglich auf seiner Tafel, an welcher er sich mit heiterm Gesicht niedersezte; und ein Stück schwarz gefärbten Baumwollenzugs, nach Landesart fabrizirt und zugeschnitten, reichte zu, um ihm das ganze Jahr hindurch seine körperliche Bedeckung zu verschaffen. Auf diesem Wege aller Sorgen fürs Irdische enthoben, war seine Sorge einzig dahin gerichtet, das Werk eines Evangelisten zu thun; er war unermüdet, sowohl in der Stadt als auf den umliegenden Dörfern das Evangelium den Eingebornen zu verkündigen, und es währte nicht lange, so sammelte sich eine Gemeinde bekehrter Hindus um ihn her. Unter diesen befanden sich drei bis vier, welche bald von ihm zu Gehülften seines Werkes herangebildet wurden. Diese hatte er nun als seine Catechisten täglich an seiner Tafel, und er that, was er konnte, um ihren Lebensunterhalt aus seinem eigenen kleinen Einkommen zu bestreiten.

„Aber dieß waren nicht seine einzigen Arbeiten zu Tritschinopoli; er fand in dieser Stadt eine große englische Garnison, welche ohne Feldprediger, und demnach auch ohne allen Religionsunterricht und religiöse Erbauung unter den gefahrvollsten Verführungen mitten im Heidenlande wohnte. Auch diesen suchte er nun auf jegliche Weise am Evangelio zu dienen. Die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, so wie die kunstlose Einfachheit seines ganzen Benehmens verschafften ihm bald unter den Soldaten eine willkommene Aufnahme, die er zuerst als Mittel benützte, die englische Sprache zu erlernen, mit welcher er bei seiner ersten Ankunft noch ganz unbekannt gewesen war. Kaum hatte er auch nur einige Kenntniß dieser Sprache sich erworben, so fing er zuerst an, der Garnison an den Sonntagen die gottesdienstlichen Gebete ihrer Kirche, und eine gehaltvolle Predigt aus einer der besten Predigtsammlungen der englischen Kirche vorzulesen. Es währte nicht lange, so sprach er selbst ihre Sprache fließend, und jetzt fing

er an, eigene Predigten ihnen vorzutragen, was er, wie ich höre, heute noch fortsetzt, und wobei er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer an sich zu fesseln vermag.

„Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweise der brittischen Truppen in Indien kennt, der muß darüber staunen, wie es diesem Manne gelingen konnte, die ganze Garnison für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Anfangs vermochte er sie dahin zu bringen, in einem alten Hindugebäude zum Gottesdienst zusammen zu kommen; aber bald faßte das Truppenkorps den Beschluß, von ihrer täglichen Löhnung etwas zu ersparen, um eine Kirche für den Gottesdienst aufzurichten. Die Geldsumme, welche von den Soldaten zusammengebracht wurde, hätte freilich jeder andere Bauunternehmer für die Aufrichtung eines solchen Gebäudes lange für unzureichend gefunden; aber Schwarz wußte damit so trefflich hauszuhalten, und bei der genauen Kenntniß der Einwohner und der äußerlichen Umstände, welche ihm zu Gebote stand, die Baumaterialien und den Arbeitslohn so wohlfeil zu erhalten, daß ein sehr schönes, hohes und geräumiges Gebäude mit diesem Gelde aufgerichtet werden konnte.“ —

Es ist sehr zu bedauern, daß dieses anziehende Schreiben des Herrn Chambers hier plötzlich abbricht. So kurz indeß dieses Bruchstück eines Briefes ist, so faßt es doch eine treue und lebhafte Zeichnung des Charakters und der Arbeiten des sel. Schwarz in sich, und hebt die edeln, auf den Bibelglauben gegründeten Grundsätze, so wie die schlichte, uneigennützig und kräftige Hingebung an das Werk klar hervor, dem er sein Leben gewidmet hatte, und wodurch er auf seiner langen und ehrwürdigen Laufbahn sich in so hohem Grade, und auf eine sich immer gleichbleibende Weise, ausgezeichnet hat. Das Gemälde, welches Herr Chambers von dem Bilde seines ehrwürdigen Freundes im



ersten Anfang seiner Niederlassung zu Tritschinopoli so kunstlos und doch so kräftig gezeichnet hat, sieht sich in allen folgenden Perioden seiner Lebensgeschichte, in allen wesentlichen Theilen, immer aufs Neue ähnlich. Nicht wohl hat irgend ein Mann mit strengerer Folgerichtigkeit und in derselben unveränderlichen Weise des Denkens und des Handelns sein Leben bis ans Ende fortgeführt, wie dies bei Schwarz der Fall gewesen war. „Qualis ab incepto processerit“ (der gleiche, wie er war, als er in seine Laufbahn eintrat), kann mit vollkommenem Recht auf sein ganzes Leben angewendet werden; und das Bild, das sein Freund so treffend entworfen hat, darf nur in seinen wechselnden Lebensverhältnissen und in erweiterten Wirkungskreisen dargestellt werden, um als vollendetes Muster eines christlichen Missionars zu gelten. Die Kirche zu Tritschinopoli, welche der fromme Eifer dieses Knechtes Christi, und die kräftige Beihülfe der englischen Garnison daselbst aufrichtete, soll groß genug gewesen seyn, um 1500—2000 Menschen in sich zu fassen. Auch der Obrist Wood, welcher damals das Commando im Fort führte, hatte thätigen Antheil an diesem heilsamen Werke genommen. Mit diesem ausgezeichneten Offizier lebte Schwarz in zutraulicher Bekanntschaft, und hier wurde der Grund gelegt zu der christlichen Freundschaft, von welcher die spätere Lebensgeschichte dieses Mannes manche interessante Proben darstellt. Neben der Kirche, welche am 18. Mai 1766 feierlich eingeweiht wurde, richtete Schwarz noch ein Wohnhaus für die Missionarien, und späterhin eine englische und tamilische Schule auf. Hiezu verwendete er freiwillig und freudig seinen Jahresgehalt von 100 Pfund Sterling (1200 Gulden), welchen die Regierung zu Madras, ohne irgend ein Gesuch von seiner Seite, ihm als Caplan der Garnison angeboten hatte; so wie er auch nach Vollendung dieser Gebäulichkeiten einen großen

Theil dieses jährlichen Einkommens dem Besten seiner dortigen Gemeinde hinzugeben pflegte.

Indeß war die dänische Mission zu Tranquebar durch den Hingang zweier ihrer ältern Missionarien in großes Gedränge gekommen; und wie fruchtbar auch der Wirkungskreis war, in welchem sich Schwarz zu Tritschinopoli befand, so hielt er es doch für seine Pflicht, den Missionsfreunden in Dänemark seine Bereitwilligkeit auszudrücken, nach Tranquebar zurückzukehren, um das Missionswerk daselbst nicht länger hilflos zu lassen. Indeß waren von Professor Franke in Halle zwei neue Missionsgehülfen vorgeschlagen worden, und so sah sich Schwarz durch Gottes gnädige Fügung seines hilfreichen Anerbietens entledigt, und konnte jetzt mit desto größerer Seelenruhe seine heilsamen Arbeiten zu Tritschinopoli fortsetzen.

Der Friede, welcher in den südlichen Theilen der Halbinsel einige Jahre hindurch stattgefunden hatte, wurde im Jahr 1767 durch die ehrgeizigen Eroberungspläne des berühmten Hyder Ali aufs Neue gestört. Dieser seltene Mann hatte sich theils durch sein kühnes Soldatentalent, theils durch mannigfaltige Hinterlist aus dem dunkeln Privatleben zum Regenten über das Reich Mysore emporgeschwungen, und ging nun sichtbar damit um, im Süden Indiens seine Herrschaft auf jeglichem Wege zu erweitern. Der rasche Lauf seiner Eroberungen weckte endlich die mächtigen Gewalthaber der südlichen Länder aus ihrem trägen Schlummer auf, und jetzt wurde zwischen dem Fürsten der Mahratten und dem Beherrscher des Deccans, Nizam Ali, ein Bündniß geschlossen, um dem weitem Vorrücken des Eroberers von Mysore Schranken zu setzen; und auch die englische Regierung bot ein Hülfskorps zu diesem Zwecke an. Der Kampf wurde mit der wogenden Staatsklugheit und dem wechselnden Glücke geführt, das die indischen Kriege zu bezeichnen pflegte. Schon im frühen Anfang des Kampfes war es Schwarzens Freund, dem

Obristen Wood gelungen, mit kleinen Streitkräften, das an Zahl weit überlegene Armeekorps des Hyder Ali bei der Festung Mulwagle mit glücklichem Erfolg zurückzutreiben; obgleich er später nicht mehr im Stande war, den eroberten Boden gegen diesen rastlos thätigen und kühnen Widersacher zu bewahren. Im Laufe von zwei Jahren, so lange der Krieg dauerte, fand dieser fromme Missionar vielfache Gelegenheit, durch die leibliche und geistliche Pflege der Kranken und Verwundeten im englischen Lager zu Tritschinopoli christliche Menschenfreundlichkeit zu üben, wovon uns sein Tagebuch vom Jahr 1768 viele einzelne Fälle erzählt.

Im Anfang dieses Jahres verließ er Tritschinopoli, um seine Brüder zu Tranquebar zu besuchen, und, nach seiner bisherigen Gewohnheit, Gelegenheit zu finden, in den verschiedenen Städten und Dörfern, durch welche ihn der Weg führte, nicht nur die zerstreuten Christenhäuflein im Glauben zu stärken, sondern auch unter den heidnischen Einwohnern den Wohlgeruch des Namens Christi auszubreiten. Zu Amal Sawadi beschreibt er eine in edlem Styl gebaute Herberge für Reisende (Kultri), welche die Königin des Landes aufgerichtet hatte, und die unter dem Schatten hoher Bäume in geräumigen Verandahs dem Wanderer eine kühlende Erquickung darbot. An sie war auf eine weite Strecke hin eine Reihe von Hütten aufgebaut, in welchen hundert Braminen mit ihren Familien wohnten, die täglich in der prachtvollen Kultri gespeist wurden. Auch war hier in der Mitte dieser schönen Niederlassung eine neue Pagode aufgerichtet worden. An dieser Stelle verkündigte nun Schwarz dem versammelten Volke, unter welchem sich viele junge Braminen eingefunden hatten, die Majestät des wahren Gottes und des einzigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen. Während er das Gleichniß vom verlorenen Sohn erklärte, stand ein Bramine auf, und rief aus, daß er das Bild dieses Verlorenen in sich selbst erblicke. — D, versetzte der

fromme Missionar, daß sich doch Alle aufmachten, und zu ihrem Vater gehen möchten!

Nach vier Tagen der Reise erreichte Schwarz die Stadt Tranquebar, wo er alle seine Brüder in gutem Wohlseyn antraf. Hier verweilte er nun zehn Tage, die er in voller Arbeit mit der Predigt des Evangeliums in der deutschen, portugiesischen und tamulischen Gemeinde, mit väterlichen Berathungen im Kreise seiner Mitarbeiter und vielen Hausbesuchen zubrachte. Den rührenden Abschied von denselben bezeichnet er in seinem Tagebuch mit folgenden Empfindungen seiner frommen Seele: O, daß doch diese Stätte, welche mit der lautern Offenbarung des seligmachenden Evangeliums von Gott so reichlich gesegnet worden ist, voll Licht und Kraft werden möge, um das ganze Land umher zu erleuchten. Möge Gott nach dem Reichthum seiner Gnade Alle segnen, welche an dieser Stelle pflanzen und begießen, und besonders die Kinder in den Schulen in Seiner Furcht und Erkenntniß aufwachsen lassen, daß viele derselben fruchttragende Werkzeuge zur Bekehrung ihrer heidnischen Volksgenossen werden mögen!

Auf seinem Rückwege nach Tritschinopoli wurde er nahe bei Kuttalam eines majestätischen Banianenbaumes gewahr, dessen Gürtel 70 Schritte maß, und dessen weithin verbreitete Aeste herrlichen Schatten gewährten. Hier besuchte er die Kaufleute in ihren Buden, und sprach mit ihnen von der Herrlichkeit des höchsten Gottes, vom Sündenfalle, vom Erlöser der Menschen, und dem Weg zur Seligkeit. Sie antworteten: „So steht es freilich in ernen Büchern geschrieben, aber wer kann also leben? Wer ist im Stande, seine Begierden auszurotten? Auch wir haben es auf den Palmbältern, aber es ist unmöglich, es zu halten. Auf diesen scheinbaren und selbst unter den Bekennern des Christenthums herrschenden Einwurf antwortete Schwarz damit, daß er auf die Quelle hinwies, aus welcher alle Kraft zum Guten geschöpft werden kann.

Zu Adutura brachte einer der Catechisten, welche ihn begleiteten, ein Häuflein Christen zusammen. Wir setzten uns unter einem Baume nieder, erzählt Schwarz, und viele Heiden hörten aufmerksam der Ermahnung zu, welche über den Weg zur Seligkeit den Christen gegeben wurde. Es sind immer drei Punkte, welche wir in unsern Ermahnungen herauszuheben pflegen, nämlich die wahre Buße zu Gott, das Vertrauen auf den göttlichen Erlöser Jesum Christum und das Leben der Gottseligkeit, welches aus dem wahren Glauben entspringt. Nicht ein einziger Heide machte die geringste Störung, vielmehr waren sie alle aufmerksam und stille. Am Schlusse redete ich auch sie besonders an, und ermahnte sie, die seligmachende Lehre des Evangeliums anzunehmen.

Zu Combaconum, wo, wie Schwarz bemerkt, über 200 Pagoden sich befinden, machte gerade das Volk Zurüstungen, um vor dem großen Tempel daselbst das monatliche Fest zu feiern. In den Ländern des südlichen Indiens befinden sich nämlich, in weiter Zerstreung umher, sieben berühmte Göttertempel, zu denen Tausende von Heiden wallfahrten, und einer derselben steht an dieser Stelle. Schwarz ergrimmete in seinem Geiste, als er dieses wilde Treiben des Götzendienstes sah; und mit tiefbewegtem Gemüthe sprach er zum Volke über das thörichte und sündhafte Wesen eines Aberglaubens, von dem sie selbst zugestehen müßten, daß sie durch ihn weder erleuchtet, noch gebessert, noch getröstet würden. Hier, so erzählt Schwarz in seinem Reisejournal, hier redeten wir uns ganz müde unter den vielen Heiden, die uns umgaben. Als der Catechiste Sätinaicken ihnen die Warnung unsers Herrn gegen falsche Propheten vorlas, und etwas zur Erklärung hinzufügte, stand ein Brahmine auf und erklärte vor Allen: Es ist die Lust der Augen und des Vergnügens, welche uns hindert, die Wahrheit anzunehmen. Viele andere gaben Zeugniß, daß dieß wahr sey. Ueber dieses ehrliche,

aber demüthigende Bekenntniß macht Schwarz die richtige Bemerkung: „der heilige Paulus rechnet die Abgötterei unter die Werke des Fleisches; und die verderbte Menschennatur findet wirklich ihre Nahrung in derselben auf mehr als einem Wege. Bestände sie bloß in einem Irrthume des Verstandes, so würde der größere Theil der Heiden den Götzendienst bereits aufgegeben haben; weil aber die Abgötterei ein Werk des Fleisches ist, und das Christenthum die Kreuzigung des Fleisches fordert, so bleiben sie hier stille stehen. Möge die Kraft Gottes durch Jesum Christum aus ihren schändlichen Fesseln sie erlösen!“

Zu Agencottah, wo er mit vielen Muhamedanern und Heiden zu thun hatte, traf er seinen Freund, den Kapitain Berg, welcher ihn nach Tanjore begleitete. Hier, erzählt er, gaben mir die Christen viel zu thun, und ich suchte durch das Andenken an die verdienstlichen Leiden Jesu Christi und die unerschöpflichen Segnungen, welche für uns in denselben liegen, sie zu wahrer Buße, zum Glauben an den Erlöser und zu dankbarer Liebe gegen ihn aufzuwecken. Laß, o Herr Jesu, laß mir nie kommen aus dem Sinn, wie viel es dich gekostet, daß ich erlöst bin.

Im Monat April hatte Schwarz viel mit der Pflege der Kranken und Verwundeten zu thun, welche aus dem englischen Lager nach Tritschinopoli gesendet worden waren. Hier, bemerkt er, traf ich oft liebliche Spuren der erweckenden Gnade an. Ein Soldat sagte mir, er sey seit 32 Jahren im Soldatendienste. Wie lange hast du denn dem Herrn Jesu gedient? fragte ich ihn. Ach, gab er zur Antwort, ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten. Ein Offizier, schreibt Schwarz in seinem Tagebuche weiter, wurde tödtlich verwundet herbeigebracht, der früher viel Liebe zur Religion gezeigt und mich ersucht hatte, ihn gerade so, wie einen unwissenden Heiden, in den ersten Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten, worin er auch wirklich

einen Anfang gemacht hatte, aber durch den Krieg unterbrochen worden war. Er erneuerte jetzt sein großes Verlangen nach Unterricht, und ich besuchte ihn täglich, um ihm die großen Heilswahrheiten des Christenthums klar und wichtig zu machen. Nach wenigen Tagen schien sich seine Wunde etwas zu bessern, er konnte bisweilen frische Luft genießen, und seine Eflust kehrte zurück. Aber in demselben Maaße, als seine Wiedergenesung scheinbar vorwärts schritt, wurde er wieder fälter gegen die Religion; am Ende mußte ich ihm sagen, ich sehe, das Christenthum ist Ihnen etwas ganz gleichgültiges, und ich fürchte zugleich, daß Sie sich selbst auf gedoppelte Weise betrügen. Ihre Wunde ist jetzt noch eben so tödtlich, wie sie vor vierzehn Tagen war; wenn Sie einmal sehen, daß Sie Ihrem Ende entgegen eilen, so werden Sie darüber erschrecken, daß Sie sich durch leichtsinnige Kameraden sobald von dem, was allein Noth thut, abwendig machen lassen. Dies ist wahr, versetzte er, Sie haben mir mit der Hoffnung geschmeichelt, ich werde bald wieder hergestellt seyn; aber dem ist nicht also, da meine Wunde tödtlich ist. Von nun an wurde er ernstlicher im Gebet und in Betrachtung des Wortes Gottes. Vor seinem Tode besuchte ich ihn, betete mit ihm, und ermahnte ihn, sich glaubensvoll in die Arme seines Erlösers zu werfen. Das Sprechen wurde ihm schwer; dennoch sagte er: ich hoffe, Gnade zu finden, und so schied er unter den Gebeten der Umstehenden aus dieser Welt.

Ein anderer schmerzlicher Fall dieser Art trug sich nicht lange hernach zu. Ein junger englischer Offizier, der an einer schnellen Auszehrung litt, wurde in sehr geschwächtem Zustande aus dem Lager gebracht. Da ich ihn schon früher kannte, so machte ich ihm, schreibt Schwarz, auf Verlangen seines Vaters, täglich, bisweilen auch zweimal, einen Besuch; wies ihn auf die Erkenntniß seiner Sündenschuld und besonders auf den gekreuzigten Erlöser hin, und bat ihn dringend, auf

das Heil seiner unsterblichen Seele bedacht zu seyn. Er lernte jetzt einsehen, was es heiße, die Quelle des lebendigen Wassers verlassen, und sich in den Lüften des Fleisches herumzuwälzen, durch welche Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden. Er betete und weinte. Die Sittenlosigkeit vieler jungen Leute, welche nach Indien kommen, läßt sich gar nicht mit Worten beschreiben. O wie viele derselben werden häufig innerhalb kurzer Zeit in die ernste Ewigkeit hinüber gerafft! Sie kommen in diesem Lande an, um, wie sie zu sagen pflegen, hier ihr Glück zu machen, und stürzen sich häufig in ein frühes Grab unter Umständen, welche überaus schmerzlich sind für das Gefühl des Menschenfreundes.

Es würde zu unnützer Weitschweifigkeit führen, wenn wir aus den Tagebüchern des seligen Schwarz die Unterredungen herausheben wollten, welche er in Städten und Dörfern mit Muhamedanern und Heiden zu führen pflegte; das wichtigste derselben dürfte indeß noch immer genannt zu werden verdienen, um die Missionsweise dieses trefflichen Mannes genauer zu bezeichnen.

Zu Urejur, einem nahe gelegenen Dorfe, war sein Unterricht mit besonderer Begierde aufgenommen worden, so daß er sich veranlaßt sah, eine kleine, mit den Blättern des Palmyrabaumes bedeckte, Hütte daselbst aufzurichten, in welche er von Zeit zu Zeit wanderte, um desto freiem Verkehr mit den Heiden zu haben. Hier fragte er einmal einige Brahminen, was sie glauben und was sie lehren? Der älteste derselben antwortete, wir lehren, daß Gott allgegenwärtig ist, und in allen Dingen angetroffen wird. Dieß ist wahr, sagte ich, Gott ist überall gegenwärtig, und jedem seiner Geschöpfe nahe; aber daraus folgt nicht, daß ihr jedes Geschöpf göttlich verehren sollt. Betrachtet ihr den Himmel, die Sonne, den Mond und die Erde als ebensoviele Zeugen der Macht, Weisheit und Güte Gottes,



so thut ihr wohl daran; aber betet ihr das Geschöpf an, so schreibet ihr demselben die Ehre zu, welche Gott allein gebührt, und fallet in die Abgötterei. Ueberdies ist kein Geschöpf vollkommen, sondern nur ein schwaches Bild des allmächtigen Schöpfers. Wie sollte auch ein Gözenbild, das nicht sehen, nicht reden und sich nicht bewegen kann, die Majestät, Größe, Weisheit und Güte des lebendigen Gottes auf eine genügende Weise darzustellen vermögen? Sie gaben zu, daß dies unmöglich sey. Nun fragte ich einen Brahminen, ob er noch nicht wahrgenommen habe, daß die Welt voll Sünde sey, und daß jeglicher von uns als schuldbeladenes Geschöpf vor Gott erscheine; wie er nun glaube, daß wir zur Vergebung unserer Sünden gelangen können? Durch die Barmherzigkeit Gottes, antwortete er. — Du hast recht, versetzte ich; aber du weißt ja, daß Gott gerecht ist und den Bösen bestraft; wie kann nun ein gerechter Gott gegen so sündhafte Geschöpfe, wie wir sind, so gnädig seyn, daß Er uns alle Schuld vergibt und uns ewig selig macht? Ich erklärte ihnen nun die Lehre von der Erlösung durch Christum, und ermahnte sie dringend, dieselbe anzunehmen.

In einer der Pagoden zu Puttur, so erzählt Missionar Schwarz, wohnt ein gelehrter Pandaram, welcher dem christlichen Unterrichte eben nicht abgeneigt zu seyn scheint. Wir setzten uns auf einer Rasenbank bei einer Straße neben einander nieder, und bald sammelte sich ein Haufen von Einwohnern um uns her. Meine Hauptfrage an dich ist immer wieder diese, sagte der Pandaram, wie soll ich zu der Erkenntniß des Gottes gelangen, den ich nicht sehen kann? — Ich habe es dir schon oft gesagt, antwortete ich, daß der Himmel und die Erde die Ehre Gottes verkündigen. Denke nur aufmerksam über die Werke der Schöpfung nach, so wirst du bald überzeugt werden, daß kein anderes, als ein allmächtiges, allweises und allgütiges Wesen dieselben geschaffen haben kann. Einen solchen Schöpfer

und Herrn sollten wir billig allein und von ganzem Herzen verehren. Aber du gibst diese Ehre dem Geschöpf und nicht dem Schöpfer. — Dieß ist alles gut, versetzte er, aber es befriedigt mich eben nicht; eine solche Art der Erkenntniß ist nicht diejenige, welche ich suche. — Gut, sagte ich, du willst noch eine klarere und vollkommene Erkenntniß von Gott haben. Gott hat sie uns wirklich nach seiner großen Barmherzigkeit gegeben. Er hat sich des unwissenden Menschen erbarmet, und ihm umsonst und aus lauter Gnade sein Wort, das heilige und wahre Gesetz, anvertraut, worin er uns alle Lehren offenbart, deren Erkenntniß nöthig ist, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Er hat den abgefallenen, verdorbenen und verlorenen Menschen den Heiland der Welt, als den Wiederhersteller einer verschertzten Seligkeit und als den Weg bekannt gemacht, auf welchem wir zum Besiz derselben gelangen können. In diesem Worte Gottes ist alles aufgezeichnet, was den Menschen heilig und selig machen kann. Lies und betrachte dasselbe mit Gebet zu Gott, so wird es dir klar werden. Vergleiche dasselbe mit deiner heidnischen Religionsweise, so wirst du den hohen Vorzug des göttlichen Wortes bald erkennen lernen. — Dieß ist alles gut, fuhr er fort, aber für mich ist es noch nicht genug; denn selbst wenn ich dieses Buch lese, so kann ich doch noch nicht recht begreifen, was Gott ist. — Gut, sagte ich, Eines fehlt dir noch, und dieß ist die Erfahrung. Lege dein Heidenthum auf die Seite; folge dem Worte Gottes in allen Stücken, und bete zu Gott um Licht und Kraft, dann wirst du bald sagen können: ich war einem Menschen ähnlich, der aus keiner Beschreibung erkennen lernen konnte, was Honig ist; aber jetzt habe ich den Honig selbst geschmeckt, und weiß, was er ist.

Wie sehr es dem seligen Schwarz am Herzen lag, in sich und seinen Brüdern die Grundsätze zu nähren, durch welche sie allein in ihrer verlängnungsvollen Ar-

beit aufrecht erhalten werden können, das geht aus so manchen Spuren seiner Tagebücher deutlich hervor. In einem derselben, vom 2. August 1768, bemerkt er: als ich Vormittags den Unterricht der Kinder geendet hatte, kamen unsere beiden Catechisten zurück, und erzählten mir, was und mit wem sie unter ihren Landsleuten gesprochen hätten, und wie ein junger Mann seine Willigkeit erklärt habe, das Evangelium anzunehmen. Wir fingen jetzt an, zu unserer eigenen Erbauung das erste Kapitel des ersten Briefs Pauli an den Timotheus zu betrachten. Aus Veranlassung des apostolischen Wunsches: „Gnade, Barmherzigkeit und Friede!“ führten wir uns zu Gemüthe, wie ein Lehrer täglich und stündlich dieser dreifachen Frucht der Veröhnung Christi bedarf, und daß nur die gläubige Ergreifung dieser kostbaren Gnade das rechte Mittel ist, ihn zu stärken, und einen freudigen Muth in seine Seele zu pflanzen, nicht nur andern dieses Heil in Christo mit beharrlicher Geduld ans Herz zu legen, sondern auch freudig um Christi willen Leiden zu ertragen.

Unter dem 7. August bemerkt er in seinem Tagebuch folgenden belehrenden Umstand: „Des Nabobs zweiter Sohn, der ein ächter Schüler Muhameds, d. h. zu jeder Grausamkeit aufgelegt ist, hat immer ein scharfes Auge auf das Leben der Europäer; und so oft er etwas an ihnen bemerkt, das nicht recht ist, so gibt er ihm gemeiniglich die bösertige Deutung, als ob Muhameds Glaube den Menschen besser mache als der christliche. Dieser junge Prinz hatte kürzlich eine Unterredung mit einigen Europäern, wobei ich den Dolmetscher machte. Es ist auffallend, sagte er, daß Christen den Tanz, das Kartenspiel und ähnliche Ergötzlichkeiten so sehr lieben, was doch dem wahren Geseze zuwider ist. — Wir halten es für keine Sünde, antwortete einer der Europäer, sondern für ein unschuldiges Vergnügen. — Das ist doch sonderbar, fuhr er fort, daß ihr es nicht für Sünde haltet, eure Zeit

mit solchen Vergnügungen zu vertreiben, da doch selbst die Heiden dieß für Sünde erklären. Unstreitig ist es nicht recht, Vergnügungen dieser Art nachzulaufen, wie sehr ihr auch meinen möget, daß nichts sündliches in denselben ist. Ihr, fuhr der Prinz fort, indem er sich an einen aus der Gesellschaft wandte, Ihr seyd ein Kassier; wenn Ihr nun den Werth einer Münze nicht kennt, so erkundigt ihr euch über denselben; warum prüfet ihr denn solche Dinge nicht? Die Unterlassung solcher Prüfung ist auch Sünde. Ja, wenn ihr nicht wisset, ob es recht oder unrecht sey, und ihr fahret doch fort zu spielen, so ist dieß noch größere Sünde. Ich bin überzeugt, der Padre Schwarz würde es Euch rund heraus sagen, daß Ihr damit nicht recht thut, wenn Ihr ihn nur hören wolltet. Der Kassier antwortete: es ist besser, ein wenig zu spielen, als mit allen Sinnen und Gedanken am Goldklumpen zu hängen. — Der junge Nabob bemerkte ihm hierauf treffend, daß wir nicht berechtigt seyen, eine Sünde durch eine andere zu rechtfertigen. — Dieser Muhamedaner ist nicht selten so schlau, daß er während des Gottesdienstes mit einem Europäer ein Gespräch anknüpft, und hintendrein bemerkt: hätte dieser Mann auch nur die geringste Hochachtung für die Verehrung Gottes, so würde er es mir nicht gestattet haben, daß ich ihn in seiner Andacht unterbrechen durfte.

Am 15ten dieses, so fährt Missionar Schwarz fort, hatte ich eine Unterhaltung mit diesem jungen Prinzen. Er fragte zuerst: wie man Gott dienen, und zu Ihm beten solle? und tadelte uns, daß wir vor dem Gebet unsere Hände nicht waschen, und unsere Schuhe abnehmen. Ich antwortete, dieß sey nur eine äußerliche Handlung, welche keinen Werth in Gottes Augen habe; in seinem Wort verlange Gott vor Allem ein reines Herz, das jede Sünde haßt, und sich Ihm in Demuth und mit Vertrauen naht; dann können wir gewiß seyn, daß unser Gebet Ihm wohlgefällig sey. Einer der An-

wesenden fragte: von was denn unser Herz gereinigt werden müsse? von eitler Selbstliebe, antwortete ich, von fleischlichen und weltlichen Lüsten, welche nach dem Inhalt des ersten Gebotes die wahre, innere Natur der Abgötterei ausmachen. — Des Nabobs Sohn sagte: Diese innere Reinigung ist sehr gut; aber auch die äußere ist nöthig, denn sie ist Gott wohlgefällig, selbst wenn die innere Reinigung nicht vollkommen wäre. — Nicht also, versetzte ich; eher solltet ihr sagen, Gott gefällt die innere Reinigkeit, wenn auch selbst vor dem Gebet die Hände nicht gewaschen worden seyn sollten.

Am Schlusse einer andern Unterhaltung mit einigen armen Heiden, worin er sie von der Thorheit ihres Götzendienstes zu überzeugen und zu ermuntern versuchte, die beseligende Lehre Christi anzunehmen, läßt er die Holdseligkeit seines Herzens reden, und gibt ein schönes Beispiel von dem liebevollen Ernst, womit ein Missionar immer zu den Heiden reden sollte. „Endlich sagte ich zu ihnen, heißt es in seinem Tagebuch, was ich ihnen oft zu sagen pflege: glaubet ja nicht, als ob ich aus Verachtung gegen euch euere Religionsweise tadelte; nein, ihr seyd meine Brüder; Gott hat mich und Euch erschaffen, und wir sind daher Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters. Es schmerzt uns Christen, daß ihr diesen allmächtigen und gnadenreichen Vater verlassen, und euch zu todten Götzen hingewendet habt, welche euch nichts nützen können. Ihr wißt, denn es ist euch oft gesagt worden, daß ein Tag des Gerichtes uns bevorsteht, an welchem wir Rechenschaft geben. Solltet ihr beharrliche Feinde Gottes bleiben, und an jenem Tage mit Schrecken euer Verdammungsurtheil hören müssen, so fürchte ich, Ihr werdet uns Christen anklagen, daß wir euch nicht ernstlich und nicht liebreich genug gewarnt haben. So schließet denn euer Herz der ruhigen Ueberzeugung auf; Ihr sehet ja, daß wir nichts anderes von Euch verlangen, als daß Ihr  
euch

ench mit uns zu dem allein wahren Gott wenden, und durch Ihn glücklich werden möget." Sie erklärten alle, von unsern redlichen Gesinnungen überzeugt zu seyn, und daß sie gern weiter darüber mit uns reden wollten.

In einem Briefe an den Dr. Franke vom Okt. dieses Jahres, worin er ihn dringend ersucht, ihm zur Erweiterung seiner Arbeitskreise noch einen zweiten Gehülfen zuzusenden, schreibt er folgendes: „Obgleich ich es weit vorziehen würde, zu Tranquebar zu wohnen, um den Umgang mit meinen theuren Brüdern daselbst zu genießen, so fühle ich doch beim Hinblick auf unsere Gemeinden, daß meine Gegenwart hier noch nöthiger ist. Täglich bedürfen die Catechisten der Beaufsichtigung und Erinnerung, wenn sie nicht in Trägheit und Nachlässigkeit zurücksinken sollen. Auch sind die Heiden, so höflich sie immer gegen die Europäer sind, nur allzu geneigt sich gegen unsere armen Nationalgehülfen unfreundlich zu benehmen, so daß sie immer unserer Unterstützung und Aufmunterung bedürfen. In Hinsicht auf mich selbst habe ich Gott zu danken, daß Er bisher meine Schwachheiten getragen und meine Arbeiten gesegnet hat. Das ganze verfloffene Jahr hindurch durfte ich einer guten Gesundheit genießen, so daß meine Arbeiten mir leichter wurden, als dieß früher der Fall war. Viele Heiden und römische Katholiken haben in diesem Jahre Unterricht empfangen, und sind in die Gemeinde aufgenommen worden. Dabei hat es weder von innen noch von außen an Leiden gefehlt, aber Gott war mein Helfer.“ — Nun bemerkt er, daß viele Europäer, nicht bloß unter den Soldaten der Garnison, sondern auch unter den vornehmern Ständen, mächtig zu einem Verlangen nach dem Heil ihrer Seele aufgeweckt worden seyen. Unter andern nennt er einen jungen Mann, der obgleich äußerlich ehrbar und von guten Anlagen, doch von Christo

und dem wahren Werthe des Evangeliums nur wenig wußte. „Er besuchte mich mehrere Abende, erzählt Schwarz, und äußerte gegen mich, das Heil seiner Seele liege ihm jetzt näher am Herzen, als zuvor. Ich bezeugte ihm meine Freude darüber, bemerkte ihm aber, daß er noch auf den sandigen Boden seiner eigenen Gerechtigkeit vertraue, auf dem er weder Ruhe noch Kraft zum Guten finden könne. Er nahm Alles gut auf, was ich ihm sagte, und fing nun an, besser, als zuvor, d. h. mit Gebet sein neues Testament zu lesen. Bald hernach wurde er zu einer lustigen Partie eingeladen, was er ablehnte, und was auch auf andere eine gute Wirkung hatte. Bald lernte er die heilbringende Kraft des Evangeliums an sich selbst erkennen, und wie in ihm eine Kraft Gottes zur Seligkeit für den Menschen liegt, die in bloß moralischen Betrachtungen nicht angetroffen werden kann. Jetzt fing er an, furchtlos hervorzutreten, und auch andern freimüthig zu bekennen, was die Gnade Gottes an seiner Seele gethan hat; und obgleich viele sich daran stießen, daß ein junger Mann so offen über Religion sprechen solle, und ihn darüber scheel ansahen, so nahm er doch mit Freuden sein Kreuz auf sich, und sein Beispiel ist ein Segen für Andere geworden.“ Schwarz schließt seinen Brief mit folgender Erzählung.

„In einem meiner frühern Briefe nannte ich ihnen einen Muhamedaner, der vor nicht langer Zeit eine der ehrenvollsten Stellen unter seinem Volke bekleidete. Dieser Mann besitzt eine gründliche Kenntniß der persischen Sprache und spricht dieselbe vortrefflich. Er besuchte mich oft am Abend, gab mir eine vollständige Uebersicht der muhamedanischen Lehren und Gebräuche, und las mit mir die seltensten Bücher, in deren Besitz er sich befand. Auf diese Weise lernte ich persisch reden, und die Lehren des Christenthums in dieser Sprache vortragen. Vor wenigen Monaten wurde dieser arme Mann in seinem eigenen Hause gefänglich eingesezt,

wo er sich noch befindet. Des Nabobs Sohn, ein steifer Muhamedaner, behauptet, er sey darum gefangen genommen worden, weil er seinen Vater beleidigt hätte. Jedermann glaubt indes, es sey deshalb geschehen, weil er mich von Zeit zu Zeit besuchte, und sich in allzugünstigen Worten über das Christenthum ausdrückte. Möge ihm Gott um Christi willen helfen, und den Satan unter unsere Füße treten! Der Herr stärke Sie nach dem inwendigen Menschen, und lasse Sie in den Tröstungen, welche aus dem überschwenglichen Schatze der Versöhnungsgnade fließen, immer neue Ermunterung finden. Möge Ihr Alter wahrhaft gesegnet seyn."

In einem andern Brief vom Oktober 1768, welcher an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß gerichtet ist, dankt Missionar Schwarz für das Geschenk eines persischen Wörterbuches, und nimmt aus der willkührlichen Gefangennehmung des obengenannten muhamedanischen Statthalters Veranlassung, zu bemerken, wie Vorfälle dieser Art zu Eritschinopoli und Tanjore gar häufig vorkommen. Nun gibt er umständliche Nachrichten über die Regierung des letztgenannten Landes, den unglückseligen Zustand der Unwissenheit und Unterdrückung, in welchem die große Masse des Volkes gehalten wird, sowie von der Menge, dem Wohlstand und dem Einflusse der Brahminen, welche das Land beherrschen. „Der König von Tanjore, bemerkt er, ist nach der Meinung derer, welche den wahren Zustand der Dinge nicht kennen, ein Fürst, welcher mit unumschränkter Macht nach despotischer Willkühr regiert; aber so verhält sich's nicht, denn er ist in Wahrheit eher ein Slave, denn ein König. Selten geht er aus, und oft, wenn er es thun will, sagen ihm die Brahminen, daß, nach dem Rathe der Götter, der Tag nicht günstig dazu sey. Dieß reicht vollkommen hin, um ihn in's Haus einzusperrn. Seine Kinder werden in roher Unwissenheit anferzogen, denn



warum sollte ein Fürst viel lernen? er braucht weder Schreiben noch Rechnen; hat er denn nicht Diener genug dazu? Die Menge seiner Weiber zerstört jeden Keim des häuslichen Friedens. Die erste, welche er heirathet, wird seine rechtmäßige Gemahlin genannt; nimmt er nach und nach mehrere derselben, so wird die Eifersucht unter ihnen die Quelle gefährlicher Zwiste, und die Liebe, welche zwischen Geschwistern Statt finden sollte, ist für immer aus seinem Palaste verbannt. „So gewiß ist es, daß der Mensch einen dornigten Pfad betritt, sobald er vom Gesetze Gottes abweicht.“

„Als despotischen Herrscher, der immer nur darauf bedacht ist, seine Macht zu erhalten und zu vermehren, plagt ihn unaufhörlich der Dämon des Mißtrauens gegen alle seine Staatsdiener. Er hält es darum für klug und nützlich, sie oft zu demüthigen. Mag auch ein Staatsminister Jahre lang seine Gunst genossen haben, so wird er oft auf einmal gestürzt. Der König läßt sein Haus plündern, was seit meinem hiesigen Aufenthalte nicht selten geschehen ist, und sperrt ihn in seine Wohnung ein. Niemand darf ihn besuchen oder mit ihm reden. Nur allmählig wird von dieser strengen Behandlung nachgelassen. Der abgesetzte Diener, der auf diese Weise in Ungnade gefallen ist, macht nun Jagd auf die Mißgriffe seines Nachfolgers, und sucht ihn in denselben Untergang hinabzuziehen; und so geschieht es öfters, daß er sich wieder zum Wohlwollen des Fürsten emporschwingt.“

„Die Truppen, welche dem Rajah von Tanjore gehören, bestehen meist in Reiterei; es sind etwa 6000 Reiter und 2000 Mann zu Fuß. Die Reiterei bekommt vom Fürsten keine Pferde, sondern jeder Soldat muß sich sein eigenes Pferd anschaffen. Wer hundert Reiter sammeln kann, wird zu ihrem Hauptmann erkoren. Diesen Truppen wird jetzt ein Landesdistrikt angewiesen, wo sie von den Gutspächtern Gold beziehen. Geben diese den Soldaten nicht, was sie verlangen, so

wird von demselben Gewalt angewendet. Dessen ungeachtet ist das Land Tanjore einem wohlbewässerten Garten ähnlich. Wie groß auch die Unterdrückung und Ungerechtigkeit seyn mag, so haben doch die Einwohner ein ziemlich gutes Auskommen, und das Land wimmelt von Bevölkerung. Dasselbe wird in Distrikte abgetheilt, und jeder Distrikt verpachtet. Der Pächter ist verpflichtet, wenigstens die Hälfte des Pachtgeldes zum Voraus zu bezahlen; und da er dieß gewöhnlich nicht aus eigenen Mitteln thun kann, so entlehnt er das Geld von den eingebornen Kaufleuten oder Europäern zu vierzig und selbst noch zu mehr Prozenten. Selbst die Unterhaltungsmittel seiner Familie werden nicht selten entlehnt, und jetzt muß die ganze Schuld den armen Bewohnern abgepreßt werden. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die armen Volksklassen die stolzen Müßiggänger durch ihre Arbeit reich machen. Ein Landbauer in Tanjore hat gewöhnlich sechzig bis siebenzig Theile von hundert zu geben. Gesezt, er erndtet hundert Büscheln Reis auf seinem Acker, so nimmt der König oder der Pächter im Namen desselben siebenzig davon hinweg; die übrigen dreißig bleiben dem Pflanzler, und davon muß er seine Knechte bezahlen und seine Familie erhalten. Ja, wenn der König Geld braucht, was in Kriegszeiten immer der Fall ist, so nimmt er dem armen Landmanne alles hinweg. Ich selbst war Zeuge, wie der beklagenswerthe Arbeiter in der Ferne den reichen Segen Gottes auf seinen Feldern sehen mußte, während die Leute des Königs die ganze Erndte eingethan haben. Weil nun die Unterdrückung so groß ist, so versuchen es die Einwohner, auf jede mögliche Weise den König zu betrügen. Sie sind gewohnt zu sagen: wenn wir nicht stehlen, so können wir auch nicht leben. Daher läßt sich leicht begreifen, wie durchgängig im ganzen Lande dem Volke an Wahrheit und Gerechtigkeit im Verkehr unter einander wenig oder nichts gelegen ist."

„Unter einer so elenden Regierung wird, wie sich von selbst erwarten läßt, auch die Erziehung der Jugend aufs jämmerlichste vernachlässigt. Nur wenige Kinder lernen Lesen, Schreiben und Rechnen, und dieß ist immer nur bei Knaben der Fall; höchst selten geschieht es, daß ein Vater seiner Tochter irgend ein Mittel des Unterrichtes angedeihen läßt. Lernen auch die Kinder lesen, so geschieht dieß nur aus Büchern, in welchen die fabelhaften Erscheinungen ihrer Götter mit allen Handlungen ihrer schändlichen Ausschweifungen erzählt werden. Wir können nicht besser seyn, denken sie, als unsere Götter selbst sind; diese haben überall Lüge, Unzucht, Ungerechtigkeit und Rachsucht verübt; Handlungen dieser Art mußten demnach nicht Sünde seyn. Auf diese Weise werden die schwachen, sittlichen und religiösen Begriffe, welche sie durch Nachdenken über die Werke der Schöpfung erhalten, größtentheils verdunkelt und unwirksam für das Leben gemacht. In den Tempeln ihrer Götter werden die schändlichsten Laster in Bildern und Gemälden dargestellt, welche das Volk in den Abgrund der Sünde und des Elendes hinabstürzen. Die Wirkungen dieses teuflischen Unterrichtes liegen klar am Tage, denn Leib und Seele wird zerstört. Indes gibt es doch Tausende unter dem Volke, welche den Irrthum ihrer Wege mit Schmerzen erkennen.“

„Die Kinder der Brahminen genießen gemeiniglich eine bessere Erziehung; während Tausende derselben in den Gözentempeln genährt werden, werden viele von ihnen Landpächter oder bekleiden Stellen bei der Regierung des Königs, oder suchen als Schreiber, Aufseher und Zahlmeister ihr Leben durchzubringen. Die Jugend der Brahminen ist im Durchschnitt ein kräftiges Geschlecht, und sie lernen Sprachen mit viel Fertigkeit, besonders wenn sie hoffen dürfen, Gewinn daraus zu ziehen. Viele englische Herren nehmen Brahminen zu ihren Buchhaltern an, und daher lernen viele

derselben die englische Sprache. Auch mit dem Persischen machen sie sich häufig bekannt, und der Nabob, so wie andere Vornehme gebrauchen sie als Dolmetscher. Jede einträgliche Stelle wird von einem Brahminen besetzt. Es ist auffallend, daß mit sehr wenig Mühe innerhalb der engen Grenzen des Landes Tanjore doch hunderttausend junge, kräftige Brahminen zusammen gebracht werden könnten.\*) Mit Ausnahme ihrer täglichen Ceremonien und Waschungen thun sie nichts, sondern leben in Wollust und schönem Müßig gange dahin. Sie besitzen das beste Land und geben wenig oder gar nichts aus. Zudem bringen ihnen die zahlreichen heidnischen Feste reichen Gewinn ein. Ich fragte einen wohlhabenden Brahminen, ob sie wohl auch von ihren großen Einkünften den Armen etwas geben. Nein, gab er zur Antwort, das Volk gibt uns und den Pagoden; aber wir geben nichts. Was demnach da und dort von Reisebeschreibern über die Wohlthätigkeitsliebe der Brahminen gesagt wird, verdient keinen Glauben. Vor wenigen Monaten erklärte mir ein Brahmine geradezu heraus: die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind Geiz, Stolz und Wollust."

„Mittlerweile, fügt dieser treffliche Mann mit einem prophetischen Hoffnungsblicke auf die künftigen Fortschritte des Christenthums hinzu, mittlerweile werden wir nicht müde; wir wissen, daß Christus verordnet ist, ein Licht der Heiden zu seyn. Er hat Kraft genug, diese dicke Finsterniß des Heidenthums zu zerstreuen; im Vertrauen auf seine allmächtige Hülfe gehen wir fleißig unter die Eingebornen hinein; um ihnen den Weg des Lebens bekannt zu machen, und sie freundlich einzuladen, an der Seligkeit Theil zu nehmen, welche der Erlöser auch für sie erkaufte hat. Die Fortschritte

---

\*) Die ganze Bevölkerung des Landes wird gewöhnlich auf eine Million Seelen angeschlagen.

der Befehrung sind zwar keineswegs so groß, als wir wünschen, indeß ist ja schon die Errettung einer einzigen Seele (und ihrer sind Gottlob! doch Viele!) zureichend, uns zu ermuntern, daß wir nicht müde werden. Wer weiß, zu welchen wichtigen Entzwecken der allweise Gott die großen Ereignisse hinleiten mag, welche in den letzten zwanzig Jahren auf dem Boden Indiens Statt gefunden haben! O daß doch die Europäer in diesem Lande einen lebendigen Sinn für die Verherrlichung Gottes haben möchten! Sollte Gott unter einem Theile der einflußreichen Europäer in diesem Lande eine Veränderung ins Bessere bewirken, welche ein Segen würde sich nicht über die Völker Indiens ausbreiten. Gar manche heilsame Einrichtungen könnten eingeführt, und Massen von Gräuelthaten leicht verhindert werden, und auf diesem Wege allmählig die Schwierigkeiten sich mindern, welche bis jetzt die Eingebornen von der Annahme des Evangeliums zurückgeschreckt haben. Schon gibt es mehrere Engländer hier, welche im Lichte der göttlichen Befehrungsgnade die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Erkenntniß und der Genuß der Menschenfreundlichkeit Gottes besser ist, denn Leben, und demnach auch besser, als übel erworbener Reichtum."

In einem Briefe von gleichem Datum an einen Freund in London äußert sich Missionar Schwarz in Hinsicht auf die eben genannte Schlußbemerkung noch umständlicher, und wir heben hauptsächlich darum diese Stelle heraus, um durch diesen Gegensatz die erfreuliche Besserung zu bezeichnen, welche in der letzten Zeit nach allgemeinem Zugeständniß in dem sittlichen Charakter der Europäer in Indien stattgefunden hat. „Es ist ausnehmend schwer, bemerkt er von der Lage, in welcher wir uns in Indien befinden, ein wahres und vollständiges Bild zu entwerfen, ohne dabei der kläglichen Verworfenheit der Europäer in diesem Lande zu gedenken. Die Angesehenen unter ihnen scheinen keinen

andern Zweck zu kennen, als Reichthümer zusammen zu raffen, und herrlich und in Freuden dahin zu leben. Will es ihnen beim Einsammeln ihrer Schätze nicht bald gelingen, so nehmen sie zu schlechten Mitteln ihre Zuflucht, und die Anwendung derselben verhärtet ihr Gemüth auf eine so klägliche Weise, daß sie vom Worte Gottes nichts hören wollen, und sich häufig in die fürchterlichsten Abgründe des Unglaubens hinabstürzen."

Nachdem Schwarz von sich und seinen Arbeiten im verfloffenen Jahre eine kurze Nachricht gegeben hatte, wie wir sie bereits oben in seinem Schreiben an Dr. Franke gefunden haben, fügt er die Seufzer noch hinzu: „Möge der treue Gott mir, seinem schwachen Geschöpfe, je mehr und mehr Seine mächtige Gnade verleihen, damit ich meine Tage zu Seinem Preise und zum Besten meiner Mitmenschen zubringen möge. O hätte ich nur einen theuern Bruder an meiner Seite, dann könnten Viele besser unterrichtet werden. Indes kennt Gott unsere Noth, und unser Seufzen ist Ihm nicht verborgen. Möge Er sich der armen Heiden erbarmen, und Sein Reich in diesem Lande herrlich hervorbrechen lassen." Sein Tagebuch vom Jahr 1768 schließt derselbe mit folgenden Worten: „Der Schluß dieses Jahres ist in Hinsicht auf politische Ereignisse wahrhaft kummervoll gewesen. Die Engländer haben alle Ländergebiete wieder eingebüßt, welche sie dem Hyder Naick entrisen hatten; dieser rückte vor Tritschinopoli, und würde wahrscheinlich die Stadt eingenommen haben, hätte nicht ein drei Tage lang anhaltender Plazregen ihn von ihren Mauern weggetrieben. Gott sey uns gnädig, und fördere selbst Sein Werk! Er lasse Sein Angesicht leuchten über uns, damit die Heiden Seine Wege erkennen, an Ihn glauben, und Ihn als Seine Kinder in Christo Jesu anbeten mögen!"

---

## S i e b e n t e s   K a p i t e l .

---

Fortsetzung des Kriegs. Schwarzens Eifer und Uneigennützigkeit. Seine Unterhaltung mit einem römischen Pabre. Friedensschluß zwischen Hyder Ali und den Engländern. Schwarz reist nach Tanjore. Seine Audienz bei dem Najah. Seine Rückkehr nach Tritschinopoli. Schwarzens zweite Reise nach Tanjore und Arbeiten daselbst. Seine Rückkehr nach Tritschinopoli. Briefe an Herrn Chambers. Schwarzens Arbeiten zu Tritschinopoli. Eine Uebersetzung des Neuen Testaments ins Persische. Rückblick auf das verfllossene Jahr. (Jahr 1769.)

Noch immer dauerten während der drei ersten Monate des folgenden Jahres (1769) die Feindseligkeiten des Krieges fort, während welcher Missionar Schwarz eine Abtheilung der englischen Armee in der Nähe von Tritschinopoli besuchte, um den Soldaten in englischer und deutscher Sprache das Evangelium zu verkündigen. Kaum hatte sich der Feind von den umliegenden Dörfern zurückgezogen, in denen er Gräuel der Verwüstung zurückließ, so ließ ihm sein Eifer und seine Menschenliebe keine Ruhe, zu den unglücklichen Einwohnern hinauszueilen, um sie zu trösten und zu unterrichten, während er es ausschlug, ein ansehnliches Vermächtniß anzunehmen, das ihm ein Offizier vermacht hatte, dem er durch Unterricht in der Religion nützlich geworden war, und dieß darum that, um nicht den Verdacht zu erregen, als ob eigennützige Absichten seinem evangelischen Missionsberufe zu Grunde lägen.

Zu den ersten Tagen des Februar hatte Schwarz eine lange und freundliche Unterredung mit einem römischen Pabre, wozu ihn die Gattinn eines Offiziers aufgefordert hatte, welche zur römisch-katholischen Religion sich bekannte, aber auf ihr Verlangen, Religions-Unterricht von Missionar Schwarz erhalten hatte, und die nun begierig war, zu hören, was jeglicher von ihnen zur Vertheidigung der Unterscheidungslehren ihrer

Kirchen zu sagen hatte. Auf die Frage, wo denn die protestantische Kirche vor Luther und Heinrich VIII. gewesen sey, verwies Schwarz richtig auf die evangelischen Zeugnisse, welche in voller Uebereinstimmung die frühern Abigenser, ein Johannes Hus, die böhmischen Brüder, die Anhänger Wicklifs, und auch die syrischen Christen in den Gebirgen von Travancore gegen die Verfälschungen der göttlichen Wahrheit von Seiten der päpstlichen Kirche vorgetragen hatten. Der einzige Schiedsrichter in Glaubenssachen sey den wahren Christen immer die heilige Schrift gewesen; und während die Protestanten gerne das Zeugniß des Alterthums gelten lassen, so beruhe doch ihr Glaube an dem göttlichen Ursprung der heiligen Schriften, neben den innern Beweisen derselben, nicht bloß auf der Geschichte der römischen Kirche, sondern auf der Geschichte des Wortes Gottes, in dessen Besiß sich Tausende lange zuvor befanden, ehe noch die sogenannte römische Kirche ans Licht hervorgetreten sey.

Die Trugschlüsse, womit die Papisten die Verehrung der Heiligen und der Heiligenbilder zu vertheidigen pflegen, wurden jetzt von Schwarz auf eine siegreiche Weise nachgewiesen. Wenn ihr euch, sagte er, vor einem Bilde niederwerfet, und in der Stunde der Noth Hülfe von ihm erwartet, thut ihr denn nicht daselbe, was die Heiden überall zu thun pflegen? Gott sagt in seinem zweiten Gebot; Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen; bete daselbe nicht an, und diene ihm nicht. Der Papiste hingegen sagt: Du darfst dieß wohl thun, und sollst es thun, und so setzt sich das Papstthum dem Worte Gottes entgegen. — Aber ist denn nicht der Papiste, sagte der Padre, ein Nachfolger des Apostels Petrus? — Wie sehr wünschte ich, versetzte Schwarz, daß dem also wäre. Folget nur dem Apostel Petrus nach, so werden wir uns darüber von Herzen freuen. Petrus war demüthig, und verlangte nicht, daß man vor ihm nieder-



falle, als er im Hause des Cornelius war (Apgsch. 10, 25. 26.). Euer neuer römische Petrus hingegen verlangt, daß man die Kniee vor ihm beugen soll. Forsche du nur redlich in der Schrift, mein lieber Freund, und folge du Gott und seinem Worte nach. Prüfe Alles, was die römische Kirche dich glauben und thun heißt, allein nach dem klaren und lautern Worte Gottes, so wirst du bald einsehen lernen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Wir beide müssen bald vor dem Richterstuhl Christi erscheinen, um vor Ihm Rechenschaft zu geben von unserem Amte, unserer Lehre, und von den Seelen, welche wir vernachlässigt haben. — Der Padre nahm Abschied, und wünschte mir, daß ich ein Heiliger werden möchte, indeß ich ihm den Wunsch, ein aufrichtiges Herz vor Gott zu suchen, zum Abschiedsgruße mitgab. Die Gattinn des Kapitäns war betroffen darüber, daß er unsere Bibel nicht gelten lassen wollte, während er sich doch weigerte, die seinige hervorzubringen. Möge ihr Gott zu einer klaren und lebendigen Ueberzeugung vom Evangelio Christi verhelfen!

Im Anfang des März versuchte es Schwarz, eine Reise nach Tanjore zu machen; allein er war noch nicht weit gekommen, so rückte die feindliche Armee gegen Tritschinopoli heran, und verbrannte einen großen Theil der Stadt Urejur. Nun wurden ihm Eilboten nachgeschendet, um ihn von der Gefahr, in der er sich befand, zu benachrichtigen. Ich kehrte um, schreibt er, und sah Urejur in Flammen. Gott sey gepriesen für seine gnädige Bewahrung. Da indeß im darauf folgenden Monat April durch einen Friedensschluß zwischen Hyder Ali und der Regierung von Madras den Verheerungen des Krieges ein erwünschtes Ziel gesetzt wurde, so trat Schwarz seine Reise aufs Neue an, und gelangte am 20sten dieses Monats nach Tanjore. Hier predigte er täglich mehrere Male, besuchte die Glieder der drei Gemeinden in ihren Häusern, und that was er konnte, um den Schulen wieder aufzuhelfen.

Das wichtigste Ergebniß dieses Besuches zu Tanjore war seine Einführung bei dem Rajah, oder, wie er damals genannt zu werden pflegte, dem Könige Tulschadschi; und der günstige Eindruck, den Schwarz im Gemüthe des Königes zurückließ, welcher den Grund legte zu der zutrauensvollen Freundlichkeit, womit ihn später dieser Fürst bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hat. Der Rajah befand sich damals in der Blüthe seines Lebens, war ein Mann von guten, natürlichen Anlagen, und mildem, würdevollem Benehmen; zwar, gleich allen übrigen Hindufürsten, träger Weichlichkeit und Wollust ergeben; aber schonend und milde gegen seine Unterthanen, und duldsam und freisinnig in seinen Ansichten über Religion, obgleich die Brahminen noch immer einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübten. Man behauptet von ihm, daß er unter den Männern seines Ranges in Indien in Hinsicht auf die Unwissenheit, die allgemein unter ihnen angetroffen wird, eine glückliche Ausnahme gemacht, und nicht ohne Erfolg die Sanskrit-Literatur studirt habe, so daß er selbst einzelne Gedichte in dieser Sprache verfertigte, welche noch immer zu Tanjore als Zeugnisse seines Geistes und seiner Bildung gelesen werden. Dieß ist der Hindu-Fürst, mit dessen Geschichte von diesem Zeitpunkte an die Wirksamkeit des Missionars Schwarz auf mannigfaltige Weise enge verwoben ist.

„Am Abend des 30. April, so erzählt Schwarz in seinem Tagebuch vom Jahr 1769, wurde ich bei dem Könige eingeführt. Er saß auf einem Ruhebette, das an Pfeilern herabhing, umgeben von seinen vornehmsten Staatsdienern, und ihm gegenüber wurde mir ein Sitz gestellt. Die Unterhaltung begann durch einen persischen Dolmetscher, welcher den Missionar mit den Worten begrüßte, daß der König viel Gutes von ihm gehört habe; worauf Schwarz in persischer Sprache seinen Dank ausdrückte für die freundliche Gesinnung des Königes gegen ihn, und den Wunsch beifügte, daß

ihn Gott mit einer reichen Fülle leiblicher und geistlicher Segnungen krönen möge. Da der Dollmetscher es nicht wagte, diesen Wunsch zu wiederholen, so sagte ihm einer der Umstehenden: er wünscht ja dem König noch einen Segen! — Er ist ein Priester, versetzte der König. Da Schwarz bald wahrnahm, daß der König nur unvollkommen die persische Sprache redete, so bat er sich die Gestattung aus, tamulisch reden zu dürfen, was dem Könige sehr wohl gefiel.

Dieser erkundigte sich zuerst, wie es doch komme, daß einige christliche Europäer Gott unter Bildern und andere Jhn ohne dieselben verehrten; worauf Schwarz zur Antwort gab, daß die Bilderverehrung ausdrücklich im Worte Gottes verboten sey, und daß diese verfälschte Gewohnheit in der Versäumniß dieses Wortes Gottes ihren Grund habe, das von jenen Christen allgemein dem Volke aus den Händen gerissen worden sey. Nun fragte der Rajah, auf welchem Wege der Mensch zur Erkenntniß Gottes gelangen könne? Um diese Frage zu beantworten, wies der Missionar, nach dem gewohnten Gange seines Unterrichtes, zuerst auf die Werke der Schöpfung und die Herrlichkeit in den Wegen der göttlichen Vorsehung hin, welche die Macht, Weisheit und Güte Gottes verkündigen, und fügte noch weiter hinzu, wie das Wort Gottes, in Uebereinstimmung mit denselben, mit noch größerer Klarheit dem Menschen offenbare, was zu seiner Seligkeit Noth thut.“ „Wenn es dem Könige gefällt, sagte er, will ich die hauptsächlichsten Lehren dieses göttlichen Wortes kurz auseinander setzen.“ Da ihm der Rajah seinen Beifall zuwinkte, so fing Schwarz an, die Natur und die herrlichen Eigenschaften Gottes darzustellen, während einer der Nebensiehenden jeden einzelnen Punkt, den er vortrug, genau, langsam und laut wiederholte. Nun zeigte er, wie die Verehrung von Gözenbildern mit den herrlichen Eigenschaften Gottes nicht bestehen könne, und bemerkte dabei, daß auch die europäischen Völker

vor ihrer Befehrung zum Christenthum Götzenbilder gemacht, und das Werk ihrer Hände mit Kniebeugungen aller Art (Salams und Salams) angebetet haben. Der König lachte, denn dieser Ausdruck hatte ihn mächtig ergriffen; und nun rief er laut aus: der Mann spricht geradezu heraus! Jetzt wies der fromme Missionar das tiefe Verderbniß nach, in welches die Menschheit durch die Sünde hinabgesunken sey, und das in der beklagenswerthen Erfahrung aller Zeiten und aller Völker sichtbar zu Tage liege; und hierauf entwickelte er den Weg der Erlösung durch den Mittler und Heiland, welchen Gott aus Gnaden der Welt gesendet habe, und zeigte die unbeschreibliche Bereitwilligkeit Gottes, den Sünder, welcher zu ihm zurückkehrt, wieder aufzunehmen, indem er diese trostvolle Versicherung mit seinem Lieblingsgleichnisse vom verlorenen Sohne zu beleuchten versuchte.

Hierauf wurden allerlei Süßigkeiten herbeigebracht, von denen Schwarz ein wenig mit der Bemerkung nahm: wir Christen sind gewohnt, ehe wir Speise genießen, Gott zu danken für seine Güte, und Ihn um die Gnade zu bitten, seine Gaben zur Verherrlichung seines Namens anzuwenden, und jetzt wurde er aufgefordert, ein solches Gebet zu sprechen, was er auch alsobald that. Der König hatte früher vernommen, daß die Christen bei ihrem Gottesdienste zu singen pflegen, und nun forderte er den Missionar auch hierzu auf. Mit der ihm eigenthümlichen und anspruchlosen Freimüthigkeit, die kein Lachen fürchtet, fing nun Schwarz an, einige Verse von dem deutschen Liede zu singen: Mein Gott das Herz ich bringe Dir &c., das Missionar Fabrizius in die tamulische Sprache übersezt hatte. Der Rajah legte sein großes Vergnügen hierüber zu Tage, entschuldigte sich, daß er ihn so lange aufgehalten habe, und lud ihn mit Kapitain Berg, Schwarzens treuem Freunde, zur Mittagstafel im Palaste ein. Ich ent-

falle, als er im Hause des Cornelius war (Apgsch. 10, 25. 26.). Euer neuer römische Petrus hingegen verlangt, daß man die Kniee vor ihm beugen soll. Forſche du nur redlich in der Schrift, mein lieber Freund, und folge du Gott und ſeinem Worte nach. Prüfe Alles, was die römische Kirche dich glauben und thun heißt, allein nach dem klaren und lautern Worte Gottes, ſo wirſt du bald einſehen lernen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Wir beide müſſen bald vor dem Richterſtuhl Chriſti erſcheinen, um vor Ihm Rechenschaft zu geben von unſerem Amte, unſerer Lehre, und von den Seelen, welche wir vernachläſſigt haben. — Der Padre nahm Abſchied, und wünſchte mir, daß ich ein Heiliger werden möchte, indeß ich ihm den Wuñſch, ein aufrichtiges Herz vor Gott zu ſuchen, zum Abſchiedsgruße mitgab. Die Gattinn des Kapitains war betroffen darüber, daß er unſere Bibel nicht gelten laſſen wollte, während er ſich doch weigerte, die ſeinige hervor-zubringen. Möge ihr Gott zu einer klaren und lebendigen Ueberzeugung vom Evangelio Chriſti verhelfen!

Im Anfang des März verſuchte es Schwarz, eine Reiſe nach Tanjore zu machen; allein er war noch nicht weit gekommen, ſo rückte die feindliche Armee gegen Tritſchinopoli heran, und verbrannte einen großen Theil der Stadt Urejur. Nun wurden ihm Eilboten nachgeſendet, um ihn von der Gefahr, in der er ſich befand, zu benachrichtigen. Ich kehrte um, ſchreibt er, und ſah Urejur in Flammen. Gott ſey geprieſen für ſeine gnädige Bewahrung. Da indeß im darauf folgenden Monat April durch einen Friedensſchluß zwiſchen Hyder Ali und der Regierung von Madras den Verheerungen des Krieges ein erwünſchtes Ziel geſetzt wurde, ſo trat Schwarz ſeine Reiſe aufs Neue an, und gelangte am 20ſten dieſes Monats nach Tanjore. Hier predigte er täglich mehrere Male, beſuchte die Glieder der drei Gemeinden in ihren Häuſern, und that was er konnte, um den Schulen wieder aufzuhelfen.

Das wichtigste Ergebniß dieses Besuches zu Tanjore war seine Einführung bei dem Rajah, oder, wie er damals genannt zu werden pflegte, dem Könige Tuldschadschi; und der günstige Eindruck, den Schwarz im Gemüthe des Königes zurückließ, welcher den Grund legte zu der zutrauensvollen Freundlichkeit, womit ihn später dieser Fürst bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hat. Der Rajah befand sich damals in der Blüthe seines Lebens, war ein Mann von guten, natürlichen Anlagen, und mildem, würdevollem Benehmen; zwar, gleich allen übrigen Hindufürsten, träger Weichlichkeit und Wollust ergeben; aber schonend und milde gegen seine Unterthanen, und duldsam und freisinnig in seinen Ansichten über Religion, obgleich die Brahminen noch immer einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübten. Man behauptet von ihm, daß er unter den Männern seines Ranges in Indien in Hinsicht auf die Unwissenheit, die allgemein unter ihnen angetroffen wird, eine glückliche Ausnahme gemacht, und nicht ohne Erfolg die Sanskrit-Literatur studirt habe, so daß er selbst einzelne Gedichte in dieser Sprache verfertigte, welche noch immer zu Tanjore als Zeugnisse seines Geistes und seiner Bildung gelesen werden. Dieß ist der Hindu-Fürst, mit dessen Geschichte von diesem Zeitpunkte an die Wirksamkeit des Missionars Schwarz auf mannigfaltige Weise enge verwoben ist.

„Am Abend des 30. April, so erzählt Schwarz in seinem Tagebuch vom Jahr 1769, wurde ich bei dem Könige eingeführt. Er saß auf einem Ruhebette, das an Pfeilern herabhing, umgeben von seinen vornehmsten Staatsdienern, und ihm gegenüber wurde mir ein Sitz gestellt. Die Unterhaltung begann durch einen persischen Dolmetscher, welcher den Missionar mit den Worten begrüßte, daß der König viel Gutes von ihm gehört habe; worauf Schwarz in persischer Sprache seinen Dank ausdrückte für die freundliche Gesinnung des Königes gegen ihn, und den Wunsch beifügte, daß

ihn Gott mit einer reichen Fülle leiblicher und geistlicher Segnungen krönen möge. Da der Dolmetscher es nicht wagte, diesen Wunsch zu wiederholen, so sagte ihm einer der Umstehenden: er wünscht ja dem König noch einen Segen! — Er ist ein Priester, versetzte der König. Da Schwarz bald wahrnahm, daß der König nur unvollkommen die persische Sprache redete, so bat er sich die Gestattung aus, tamulisch reden zu dürfen, was dem Könige sehr wohl gefiel.

Dieser erkundigte sich zuerst, wie es doch komme, daß einige christliche Europäer Gott unter Bildern und andere Ihn ohne dieselben verehrten; worauf Schwarz zur Antwort gab, daß die Bilderverehrung ausdrücklich im Worte Gottes verboten sey, und daß diese verfälschte Gewohnheit in der Versäumniß dieses Wortes Gottes ihren Grund habe, das von jenen Christen allgemein dem Volke aus den Händen gerissen worden sey. Nun fragte der Rajah, auf welchem Wege der Mensch zur Erkenntniß Gottes gelangen könne? Um diese Frage zu beantworten, wies der Missionar, nach dem gewohnten Gange seines Unterrichtes, zuerst auf die Werke der Schöpfung und die Herrlichkeit in den Wegen der göttlichen Vorsehung hin, welche die Macht, Weisheit und Güte Gottes verkündigen, und fügte noch weiter hinzu, wie das Wort Gottes, in Uebereinstimmung mit denselben, mit noch größerer Klarheit dem Menschen offenbare, was zu seiner Seligkeit Noth thut.“

„Wenn es dem Könige gefällt, sagte er, will ich die hauptsächlichsten Lehren dieses göttlichen Wortes kurz auseinandersetzen.“ Da ihm der Rajah seinen Beifall zuwinkte, so fing Schwarz an, die Natur und die herrlichen Eigenschaften Gottes darzustellen, während einer der Nebenstehenden jeden einzelnen Punkt, den er vortrug, genau, langsam und laut wiederholte. Nun zeigte er, wie die Verehrung von Gözenbildern mit den herrlichen Eigenschaften Gottes nicht bestehen könne, und bemerkte dabei, daß auch die europäischen Völker

vor ihrer Befehung zum Christenthum Götzenbilder gemacht, und das Werk ihrer Hände mit Kniebeugungen aller Art (Salams und Salams) angebetet haben. Der König lachte, denn dieser Ausdruck hatte ihn mächtig ergriffen; und nun rief er laut aus: der Mann spricht geradezu heraus! Jetzt wies der fromme Missionar das tiefe Verderbniß nach, in welches die Menschheit durch die Sünde hinabgesunken sey, und das in der beklagenswerthen Erfahrung aller Zeiten und aller Völker sichtbar zu Tage liege; und hierauf entwickelte er den Weg der Erlösung durch den Mittler und Heiland, welchen Gott aus Gnaden der Welt gesendet habe, und zeigte die unbeschreibliche Bereitwilligkeit Gottes, den Sünder, welcher zu ihm zurückkehrt, wieder aufzunehmen, indem er diese trostvolle Versicherung mit seinem Lieblingsgleichnisse vom verlorenen Sohne zu beleuchten versuchte.

Hierauf wurden allerlei Süßigkeiten herbeigebracht, von denen Schwarz ein wenig mit der Bemerkung nahm: wir Christen sind gewohnt, ehe wir Speise genießen, Gott zu danken für seine Güte, und Ihn um die Gnade zu bitten, seine Gaben zur Verherrlichung seines Namens anzuwenden, und jetzt wurde er aufgefordert, ein solches Gebet zu sprechen, was er auch alsobald that. Der König hatte früher vernommen, daß die Christen bei ihrem Gottesdienste zu singen pflegen, und nun forderte er den Missionar auch hiezu auf. Mit der ihm eigenthümlichen und anspruchlosen Freimüthigkeit, die kein Lachen fürchtet, fing nun Schwarz an, einige Verse von dem deutschen Liede zu singen: Mein Gott das Herz ich bringe Dir &c., das Missionar Fabrius in die tamulische Sprache übersetzt hatte. Der Rajah legte sein großes Vergnügen hierüber zu Tage, entschuldigte sich, daß er ihn so lange aufgehalten habe, und lud ihn mit Kapitain Berg, Schwarzens treuem Freunde, zur Mittagstafel im Palaste ein. Ich ent-



fernte mich jetzt, fügt er noch hinzu, indem ich ihm meine Wünsche für sein Wohl wiederholte."

Missionar Schwarz blieb etwa drei Wochen zu Tanjore auf Besuch, und kehrte nun nach Tritschinopoli wieder zurück. Wenige Tage hernach fragte der Rajah nach ihm, und da man ihm sagte, Schwarz habe Tanjore verlassen, so äußerte er darüber: ich dachte, er werde bei uns bleiben; und auf die Erinnerung, daß er nicht darum ersucht worden sey, gab der Rajah zur Antwort: es ist mein ernstlicher Wunsch, daß er hier bleiben möchte. Kapitain Berg gab ihm nun von dieser wohlwollenden Gesinnung des Rajah Nachricht, und Schwarz legte seinen Brüdern zu Tranquebar, Cuddalore und Madras die Sache zur Berathung vor, welche ihm auch einstimmig den Rath gaben, ohne Zögerung nach Tanjore zurückzukehren, um die Absichten des Rajah genauer kennen zu lernen. Er machte sich daher dorthin auf den Weg, in Begleitung seines Freundes, des Obristen Wood, der gerade damals im Begriffe stand, Tritschinopoli zu verlassen, und den der Rajah bei seiner Durchreise zu sehen verlangte. „Auf dem Wege, so schreibt Schwarz, hatte ich manche liebliche Unterhaltung mit den Einwohnern. Der König war sehr freundlich, als wir bei ihm eingeführt wurden. Nachdem er sich um die Gesundheit des Obristen erkundigt hatte, fragte er mich, warum wir den Sonntag feiern? Ich legte ihm das Gebot Gottes über die Heiligung des Sabbath's, so wie die gnadenreiche Absicht Gottes bei demselben aus, uns durch die Sorge für unsere Seele zur Heiligkeit und Seligkeit hinzuführen. Hierauf fragte er, warum wir uns nicht salben, wie sie zu thun pflegen? Die Heiden, versetzte ich, meinen auf diese Weise sich von der Sünde reinigen zu können; allein wir wissen, daß das Uebel der Sünde auf diesem Wege nicht gehoben wird; vielmehr hat uns Gott ein viel kräftigeres Heilmittel hiefür gegeben, indem Er uns  
einen

einen mächtigen Erlöser sandte, welcher durch die Aufopferung seiner selbst unsere Sünden weggenommen hat, so daß wir jetzt durch den Glauben an diesen Erlöser Vergebung der Sünde finden können. Nun machte der Rajah mehrere Fragen über den König von England, und sprach den Wunsch aus, unser Land zu besuchen. Ich nahm Gelegenheit, ihm etwas von der Religion zu sagen, welche dort gelehrt wird, und wie Vieles sie zur Beglückung des Fürsten und des Volkes beitragen, und fügte hinzu: unser Wunsch ist, daß Sie und Ihre Unterthanen zu Ihrem zeitlichen und ewigen Glücke dieselbe Religion annehmen mögen. Der König sah mich an und lächelte. Sein Oberbrahmine fiel ihm häufig in die Rede, und sagte ihm, was er unter den Papisten zu Pondichery gesehen habe, worauf der König antwortete, daß wir ganz andere Leute seyen, als die Papisten. Er verlangte nun, daß ich mit dem Brahminen persisch reden sollte, worauf ich eine kurze Ermahnung an ihn richtete. Allein dieser wich der Unterhaltung durch die Entschuldigung aus, daß er das Persische vergessen habe. Hier endigte das Gespräch, und wir nahmen unsern Abschied. Ich begleitete nun den Obristen Wood eine Tagreise jenseits des Caverny-Flusses, und schied von ihm und seiner Gemahlin, die kräftig zum Glauben an den Herrn Jesum aufgeweckt ist, mit Gebet. Möge Gott durch die Macht seiner Gnade das Werk fortführen, das Er in den Herzen beider begonnen hat, und dasselbe herrlich vollenden."

Nach dieser einladenden Unterhaltung mit dem Rajah machte sich Schwarz, welchem der Zutritt zu der Festung noch nicht gestattet worden war, täglich früh und spät auf das Glacis derselben, und redete die Einwohner an, die sich in großen Haufen um ihn zu sammeln pflegten. Häufig wurde er durch die heftigen Landwinde bei dieser Arbeit mit Staub bedeckt, aber er fuhr fort, über die Buße zu Gott und den Glauben

an den Herrn Jesum mit den Einwohnern zu reden, bis er ganz erschöpft war. Bisweilen legte er ihnen die Gleichnisse aus, in welchen der Heiland die Schätze des Himmelreiches, so wie die Mittel, zu ihrem Besitze zu gelangen, dem Volke darzulegen pflegte. Die Predigt des Wortes fand bald ihren Beifall, und häufig riefen die Leute aus: o, daß doch der König dieses Wort annehmen möchte! wir Alle würden alsdann dem Heidenthume den Abschied geben! Nach wenigen Wochen erhielt Schwarz die unbeschränkte Gestattung, so oft es ihm wohlgefiel, in die Festung zu kommen. Hier besuchte er nun die angesehensten Offiziere des Rajah, und verkündigte denselben das Evangelium Christi. Einer von ihnen bot ihm für seine Mühe ein Geschenk an; aber Schwarz schlug es höflich aus, und bat ihn und die Umstehenden, seine Weigerung nicht übel zu nehmen, da es ihm sehr am Herzen liege, durch Vermeidung jeglichen Verdachtes, als ob er zeitliche Vortheile suchte, ihrem Glauben an das Christenthum jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Der Offizier, bemerkt Schwarz, der mir dieses Anerbieten gemacht hatte, gab hierauf zur Antwort: so etwas werde er nie von mir denken. Dieß mag seyn, versetzte ich; aber ihr könnt es doch nicht verhindern, daß nicht Andere einem solchen Gedanken Raum geben. Um die Rettung eurer Seelen und nicht um eure Geschenke ist es mir zu thun. Nun nahm ich einen Blumenstrauß von ihnen an, und wir gingen auseinander."

Bisweilen ging er durch die Hauptstraßen der Festung, und immer sammelten sich viele Einwohner, Brahminen und Andere um ihn her, und hörten ihm lange zu. „Du lockst durch Geld die Leute an dich, bemerkte einer der Brahminen. Ich antwortete ihm vor dem ganzen Haufen: beweise mir, daß ich oder irgend einer meiner Brüder zu Tranquebar auch nur einen einzigen Heiden mit Geld zu unserem Glauben herüber gelockt haben, und dann will ich für immer den Mund zuschlie-

ßen.“ Man erzählte, daß einmal der Rajah, als Schwarz gerade vor dem Palaste zu dem Volke sprach, in einem obern Zimmer seiner Ansprache lange zugehört, und sodann die Bemerkung gemacht habe: der Mann stellt uns alle unsere Götter geradezu als lauter Teufel dar; wir müssen ihn hier behalten, damit er dieses thörichte Volk unterrichte. Als er bei einer andern Veranlassung sich nahe bei dem Palaste befand, ließ ihm der König sagen, er solle die Festung nicht verlassen, weil er selbst mit ihm zu sprechen verlange. Jetzt eilten Schaaren von Brahminen und andere Hofleute dem Palaste zu, und Schwarz schickte sich zu einer Audienz an; aber ein Oberbrahmine, welcher die Finanzen des Königes besorgt, kam dazwischen, und machte den König von seinem Vorhaben abwendig. Dieser ließ ihm indeß sagen: er wünsche ihn auf den Abend zu sprechen; allein nochmals wurde er daran gehindert. In einem Briefe an Dr. Franke macht Schwarz hierüber folgende Bemerkung: „der arme König sitzt wie ein Gefangener in einem Kerker. Seine Hofbedienten betrügen ihn und das ganze Volk, und bieten Allem auf, um die Niederlassung eines Missionars an dieser Stelle zu hindern.“ — „Viele, so heißt es in seinem Tagebuche, und selbst Brahminen äußern, daß der König mich gerne bei sich haben möchte; aber er fürchte noch die Leute um ihn her. Die Großen am Hofe sahen mit Bedauern, daß er mich zurückbehalten wollte, und fürchteten schon, ihre schlechten Wege möchten durch mich an das Tageslicht hervorgezogen werden. Endlich machte ich einem seiner vornehmsten Beamten einen Besuch, und nachdem ich ihm die Lehre Christi vorgetragen hatte, bat ich ihn, meinen demüthigen Salam dem Könige zu machen, und ihn zu fragen, was er in Hinsicht auf mich im Sinne habe; auf seine huldreiche Erinnerung hin sey ich hieher gekommen, und von Herzen geneigt, ihm in der Sache Gottes zu dienen; ich

habe aber einen Beruf zu Tritschinopoli, den nothwendig an meiner Statt ein Anderer übernehmen müsse, wenn er verlange, daß ich zu Tanjore bleiben solle. Ich wünschte daher, den Willen des Königs zu erfahren. Am folgenden Tage erhielt ich die Antwort: ich solle indeß nur nach Tritschinopoli zurückkehren; aber es nicht vergessen, daß der König mich als seinen Padre betrachte. Viele unter dem Volke, setzt Schwarz hinzu, waren darüber betrübt, daß der König sich durch seine Diener hindern ließ, mich hier zu behalten. Aber Gott kann ja und Er wird auch, wenn seine Zeit dazu gekommen ist, dieses Volk dahin bringen, daß sie Ihn anbeten und Seinen Namen fürchten. Möge Er um Seines Namens willen dieses armen Volkes sich erbarmen, das jetzt noch in Finsterniß und Todeschatten darniederliegt!"

Auf diese Weise beschreibt Missionar Schwarz in seinem Tagebuche, so wie in seinen Briefen an Dr. Franke und an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, sein erstes Zusammentreffen mit dem Rajah von Tanjore, welches zu seiner darauffolgenden Niederlassung und freundlichen Aufnahme als Missionar in diesem Reiche den Grund legte. Im Juli dieses Jahres kehrte er nach Tritschinopoli zurück, und trat wieder in seinen gewohnten Arbeitskreis unter den Christen und Heiden dieser Stadt ein. Nicht lange hernach wurde Herr William Chambers, welcher die beiden letzten Jahre hier zugebracht hatte, nach Madras zurückgerufen. Der Sinn, so wie die Bestrebungen dieser beiden trefflichen Männer waren so übereinstimmend, daß eine herzliche, auf christliche Grundsätze gegründete Freundschaft das Ergebnis ihres wechselseitigen Verkehrs war, welche durch einen regelmäßigen Briefwechsel von dieser Zeit an bis zum Tode des Herrn Chambers, der im Jahre 1793 erfolgte, genährt wurde. Wenige Gelegenheitsbriefe an ein Paar ausgezeichnete Männer, hauptsächlich in Deutschland, welche meist als

Berufsbriefe zu betrachten sind, abgerechnet, war Schwarz nicht gewohnt, selbst mit seinen vertrautesten Freunden einen umständlichen Briefwechsel zu unterhalten. Seine Zeit war zu sehr von den mannigfaltigen Arbeiten seines Missionsberufes verschlungen, als daß er sich den Genuß einer ausgebreiteten Correspondenz gestattet hätte. Eben deswegen waren auch seine Briefe gewöhnlich kurz, und betrafen meist die Vorfällenheiten und Sorgen des täglichen Lebens; aber sie bezeichnen in hohem Grade den lebendigen, sein ganzes Thun und Lassen durchwärmenden Sinn wahrer Gottseligkeit, seinen lichtvollen, männlichen Verstand, sein ächtes Wohlwollen, so wie das Verlangen der Liebe nach dem geistlichen und zeitlichen Wohlergehen seiner Freunde und Aller, mit denen er es zu thun hatte.

Folgende zwei Briefe sind die ersten, welche er an seinen Freund, Herrn Chambers schrieb; und man muß erstauern, seine fließende, sprachrichtige Ausdrucksweise im Englischen in denselben wahrzunehmen, wenn man weiß, wie er nur erst kurz zuvor mit dieser Sprache seine erste Bekanntschaft machte. Die Briefe sind folgende.

„Mein theurer Freund!

Vor fünf Tagen erhielt ich Ihr liebes Schreiben, und danke Gott für alle Barmherzigkeit, welche Er auf der Reise, so wie bei Ihrer Ankunft zu Madras Ihnen erzeigt hat. Ich bin es gewiß, daß Er, nach Seiner gewohnten Güte, die Proben Seiner Liebe an Ihnen mehren wird. In Ihrer neuen Lage bedürfen Sie ja Seiner gnadenreichen Hülfe. Sie haben hier allerlei Beweise von der unglückseligen Kunst des malabari-schen Volkes kennen gelernt, die Wahrheit zu umgehen, und mit einem frechen Gesichte Lügen zu behaupten. Diese kleine Erfahrung kann Ihnen in mancher Beziehung dienlich seyn, wenigstens dazu, Sie vorsichtig zu machen. Allein unsere Vorsicht, was ist sie nütze, wenn sie nicht Gottes Gnade unterstützt. Möge der

Geist Jesu Christi Sie auf jedem Schritte stärken und trösten! Was Sie mir von einem gewissen Geistlichen schreiben, ist in der That schmerzlich; aber Sie wissen, daß diese Art Leute nach dem Zeugnisse der Geschichte aller Zeiten, und besonders nach dem Zeugnisse der Leidensgeschichte unsers HErrn sich als die ärgsten Widersacher gegen die Verbreitung des Werkes Christi hervorthun, wenn sie sich einmal von der Gnade unseres Gottes losgerissen haben. Ich höre, ein zweiter sey kürzlich angekommen. Möge er ein wahrer Jünger unseres demüthigen Jesu seyn.

Viele Leute, Weiße und Schwarze, sind von hier nach Madras gereist, um dem Kriegsgerichte beizuwohnen, das dort ehestens Statt finden soll. \*) Sie sind an Ort und Stelle; möge es Ihnen gelingen, ihm kräftig zur Seite zu stehen; ich wünsche und flehe, daß der gnädige Gott unsern Freund unterstützen möge, unter allen Umständen sich so zu betragen, wie es einem wahren Jünger des sautmüthigen und heiligen Jesu geziemt. Ein hoher Grad wahrer Demuth, viel Selbstverläugnung und Geistesgegenwart, mit einem Wort, weniger nicht, als der gnädige Beistand unseres Gottes wird im Stande seyn, ihn durch seine gegenwärtigen Bedrängnisse mit einem ungetrübten und reinen Gewissen hindurchzuführen. Beten Sie oft für ihn. Auch wir wollen hier zum HErrn sehen, daß Er Seinen Namen in dieser Sache verherrlichen wolle. Ihr Georg fängt an, zu schreiben. Er scheint in dieser Rücksicht viel zu versprechen. Gegenwärtig baue ich eine Verandah und ein kleines Zimmer für Herrn Green, welcher krank geworden ist. Dieß hinderte mich, daß ich den

---

\*) Es betraf eine Untersuchung über das militärische Betragen seines Freundes, des Obristen Wood, im Feldzuge gegen Hyder Ali, nach der Schlacht von Mulwagle, in welcher er einen glänzenden Sieg über diesen Eroberer vom Reich Mysore davon getragen hatte.

Zimmermann Ihren Palankin nicht ausbessern lassen konnte.

Leben Sie wohl, mein Freund, und so oft Sie vor dem Throne Christi erscheinen, so erinnern Sie sich auch Ihrer Mitpilger zu Tritschinopoli. Grüßen Sie im Herrn alle unsere Freunde, besonders den Obrist Wood, seine Gemahlinn und Kinder."

Tritschinopoli, den 8. Sept. 1769.

E. F. Schwarz.

An denselben.

„Mein theurer Freund!

Schon lange ist mir Ihr liebes Schreiben zugekommen. Die Abendstunde, die ich, wie Sie wissen, auf Brieffschreiben zu verwenden pflege, habe ich geraume Zeit bei Herrn U. zugebracht, welcher mehr als einmal an den Pforten der Ewigkeit sich befand. Ich ermahnte ihn zur Buße und zum Glauben an Jesum Christum. Immer sah er mich gerne, und nahm mit Freuden an meinem Gebete auf seinem Krankenlager Theil. — Ich kann nicht mehr schreiben; die Geschichte hat mich im Innersten erschüttert, die sich zwischen einem Geistlichen und einer kranken Person kürzlich zutrug. O, das arme Herz des Menschen! so viel kann ich Ihnen sagen, daß ich unumwunden mit ihm gesprochen habe. Das Herz des Menschen ist über alle Beschreibung unbeständig. Christliche Beharrlichkeit ist eine köstliche Gnadengabe, welche aus dem Genusse der Erlösung entspringt. So weit wir ihre herrlichen Früchte, Vergebung der Sünden und Frieden mit Gott genießen, so weit erlangen wir auch Vertrauen zu Gott, und lernen alles andere für Schaden achten, um Christum zu gewinnen und in Ihm erfunden zu werden.

Wie kommen Sie in der persischen Sprache weiter? Wo wohnen Sie? Wie schickt sich der neue Geistliche an? Haben Sie bis jetzt noch Niemand in Madras getroffen, der es wagen kann und will, fromm zu seyn. Hier zu Tritschinopoli herrscht viel Kälte. Frau



— und ich sind gerade wie Fremdlinge; ich habe sie einigemal in ihrem Hause besucht; aber sie sorgt dafür, nicht belästigt zu werden; jeden Montag ist ein Concert in ihrem Hause, und täglich mehr als ein Spieltisch. Wie geht es in der Familie unseres Obristen? Werden Sie gewahr, daß sie auf ihrer Pilgerbahn weiter kommen? wir gedenken ihrer oft in unserem Gebet. Möge Jesus Christus Ihnen Kraft geben, den guten Kampf zu kämpfen und das ewige Leben zu ergreifen. Saruwaien und Sattinaicken befinden sich auf der Reise bei Kaller, um den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Dein Reich komme! Ich verbleibe Ihr  
Tritschinopoli, den 6. Nov. 1769.

Schwarz.

Die Namen dieser beiden Catechisten geben eine schickliche Veranlassung, aus den Tagebüchern des sel. Schwarz vom Schlusse dieses Jahres ein Paar Auszüge beizufügen.

Im November traf Schwarz zu Urejur bei einer Nachtherberge, die voll Gözenbilder war, einige Hindus an, welche einen Streit, in den sie verwickelt waren, ihn schlichten lassen wollten. „Ihr streitet mit einander um Kleinigkeiten, sagte er mit seiner gewohnten Weisheit, und wollt euch auch den geringsten Verlust nicht gefallen lassen, aber an dem Verlust eurer Seelen und eueres ewigen Heiles ist euch nichts gelegen. Fanget doch an, um bessere Dinge zu sorgen.“

Am folgenden Tage besuchte er einige Einwohner, welche gerade auf der Tenne mit Reinigung des Reises beschäftigt waren, den sie am Morgen geerntet hatten. „Das Verfahren hiebei, sagt er, ist sehr einfach. Die Reisypflanze wird am Morgen geschnitten, man läßt sie kurze Zeit auf dem Felde liegen, und bringt sie sodann auf die Tenne. Nun wird eine Handvoll derselben genommen, einige Mal auf den Boden geschlagen, bis die Körner ausfallen, und diese werden sodann in einer

Baune gereinigt und gemessen. Der Nabob nimmt nicht weniger als sechzig Theile vom Ertrag, der Pflanzler behält nur vierzig, davon er seine Knechte unterhalten und bezahlen muß. Ich setzte mich hier zu den Leuten hin, erklärte ihnen die Freudenbotschaft Christi, und lud sie freundlich ein, an den Segnungen der Gnade Theil zu nehmen."

An einer andern Stelle traf er zwei Gärtner bei der Arbeit an, denen er zeigte, wie man es angreifen müsse, um geistlich fruchtbar zu werden. Sie sagten: wir haben bis jetzt unsere eigenen Schasters (heiligen Religionsbücher) nicht befolgt, wie werden wir das wahre Gesetz halten. Sobald du fortgehst, haben wir schon Alles vergessen, was du uns gesagt hast. Ihr müßt zu Gott beten, sagte er zu ihnen. Wie sollen wir beten, fragten sie. Macht es nur, versetzte Schwarz, wie hungrige Bettler zu thun pflegen. Wissen denn diese nicht, wie sie ihre Noth in Worten darstellen sollen? Klaget Gott euere Unwissenheit, euere Herzhärtigkeit und euer Elend, und bittet Ihn, euch die Augen aufzuthun, damit ihr Ihn und Sein Wort erkennen möget. Dieß könnet ihr mitten unter eurer Arbeit thun. Kommt aber auch herbei, und lasset euch unterrichten. Versucht dieß nur einmal zehn Tage lang, und es wird gewiß mit euch besser werden, wenn ihr diesem Rathe folgt; bedenket nur, daß ihr vielleicht in wenigen Tagen ewig glücklich oder ewig unglücklich seyn könnet. Thut daher allen Fleiß, und sucht euer ewiges Heil. Die Leute gingen freundlich von mir hinweg.

Unter dem 8. Nov. bemerkt Schwarz: Ich sprach mit dem Sohn des Nabob, welcher ein hier liegendes Regiment kommandirt, das er, wie man sagt, um eine ungeheure Summe Geldes von seinem Vater in die Miete nimmt. Sein Priester begleitete ihn, und nun sagte er zu mir: Padre, mach einmal eine Frage an diesen Priester. Die wichtigste Frage ist, sagte ich: wie können wir frei werden von der Sünde, von ihrer

Herrschaft sowohl als von ihrer Strafe? Weil der Priester sich nicht gleich im Persischen ausdrücken konnte, so gab des Nabobs Sohn selbst die Antwort: gib den Zorn, den Neid und die Wollust auf, und dann wirst du rein seyn. — Aber du forderst ja das Leben von dem Tode, sagte ich. Sprich einmal zu einem todten Mann: stehe auf und wandle! und siehe dann zu, ob er dir gehorcht. Der junge Nabob versetzte, was wir nicht absichtlich thun, wird uns auch nicht als Sünde zugerechnet. Ihr scheidet die Heiligkeit Gottes von seiner Liebe, sagte ich. Unstreitig ist Er bereit, dem Menschen die Sünden zu vergeben, aber dieß will Er auf einem Wege thun, wodurch seine Heiligkeit nicht verdunkelt wird, nämlich durch Jesum Christum. Das ist gewiß, sagte er, wir müssen ein solches Vertrauen zu Gott haben, daß wir Ihn fürchten.

Schwarz besuchte in diesen Tagen ein Paar franke Europäer, von denen der Eine eine gründliche Befeh- rung des Herzens zu Gott an sich erfahren zu haben schien. Der andere, ein vornehmer Mann, war von einer im Lande herrschenden Krankheit plötzlich an den Rand des Grabes gebracht worden, den Schwarz bei- nahe täglich besuchte. Als seine Wiedergenesung be- gann, stellte ihm der fromme Missionar vor, wie huld- reich Gott sein Leben gespart habe, und wie sehr es ihm jetzt aus dankbarer Liebe darum zu thun seyn müsse, als ein wahrer Christ seine noch übrige Lebens- zeit zuzubringen, und forderte ihn auf, diesen Entschluß durch den Genuß des heiligen Abendmahles zu bekräf- tigen. — Er könne sich in Indien hiezu nicht entschlies- sen, versetzte der Kranke, weil hier die Umstände also beschaffen seyen, daß man sich genöthigt fühle, im Widerspruch mit seinem Gewissen zu handeln; er werde es aber thun, sobald er nach Haus zurückgekommen sey. — Wenn Sie, versetzte ich, in Indien nicht in dem Gemüthszustande sind, daß Sie das heilige Abend- mahl genießen können, so befinden Sie sich ja auch

nicht in der Fassung, daß Sie hier selig sterben können. — Er habe nicht in groben Sünden gelebt, gab er zur Antwort, und stelle Alles der Gnade Gottes anheim. Ich sprach nachher noch viel mit ihm; er hörte Alles stillschweigend an, wie auch die Heiden zu thun pflegen; aber eine genügende Antwort konnte ich nicht von ihm erhalten. Dieß ist so der Fall auch mit dem besten natürlichen Menschen; die enge Pforte und der schmale Weg sagen ihm nicht zu; Gott helfe uns!

Am folgenden Tag besuchten ihn zwei Muhamedaner, von denen der eine Lehrer der persischen Sprache war. Es wurde vom Unterschied der Speisen die Rede, wobei Schwarz bemerkte, daß alle Kreatur Gottes gut, und Nichts verwerflich sey, was mit Dankagung genossen wird, und las ihm sodann das fünfzehnte Kapitel aus dem Evangelium Matthäi vor. Ich sehe nun, sagte der Mann, was den Menschen verunreinigt. Hierauf erkundigte er sich nach dem, was Schwarz als Lehre Christi vortrage. Ich erkläre zuerst den Inhalt der Gebote Gottes, und weise dem Menschen nach, daß er ein strafwürdiger Sünder ist. Ich zeige ihm sodann, daß Gott bereitwillig ist, jedem, der aufrichtig Buße thut, und von der Sünde abläßt, um Christi willen die Sündenstrafen zu erlassen; und als versöhnter und gnädiger Vater sich gegen ihn zu erweisen. Ich überzeuge ihn sodann, daß er diese Gnade Gottes als Mittel gebrauchen müsse, ein heiliges Leben zu führen. Nun fing der Mann an, von Muhamed zu reden. Was ist denn ein Prophet? fragte ihn Schwarz. Es ist ein Mann, sagte er, der uns Botschaft von Gott bringt. — Woher weißt du denn, daß Muhameds Lehre von Gott kommt? — Aus den Wundern, sagte er, welche Muhamed verrichtete. — Aber Muhamed behauptet ja selbst in seinem Koran, er sey nicht gekommen, Wunder zu thun. — O ja, versetzte er, hat er ja doch den Mond gespalten. — So ein Wunder, sagte ich, hätte man auch unter andern Völkern sehen müssen. Wenn Gott

einen Propheten sendet, so gibt Er ihm Vollmacht, nicht blos Ein Wunder, und zwar nur im Verborgenen, zu thun; die wahren Propheten Gottes haben viele Wunder, und zwar öffentlich, vor Freunden und Feinden verrichtet. Ueberdies sieht es mit diesem Wunder Muhameds sehr verdächtig aus. Ferner streitet es ganz und gar mit der göttlichen Sendung eines Propheten, wenn er die unbezweifelten Offenbarungen, welche Gott in frühern Zeiten durch seine Knechte gegeben hat, für ungültig erklärt. So hat es der Herr Jesus nicht gemacht, welcher gekommen ist, alle Offenbarungen Gottes zu erfüllen. Die Schriften Moses sind uns heute noch ein Gegenstand der Erbauung, denn Moses hat von dem Erlöser der Welt geweissagt, wie auch David und die andern Propheten gethan haben. Ach! sagte er beim Weggehen, hättest du doch nur das ganze Neue Testament in der persischen Sprache! — Wir können eine solche Uebersetzung wohl ausfertigen, sagte ich, wenn du mir mit deiner Kenntniß des Persischen zur Hand gehen willst. Er versprach, mir dabei treulich beizustehen.

Dieser letztere Gedanke hatte das Gemüth des seligen Schwarz und seines Freundes, Herrn Chambers, häufig beschäftigt, der in einem seiner Briefe an seinen Bruder, den Gerichts-Präsidenten von Bengalen, ihr gemeinschaftliches Anliegen, eine Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments in die persische Sprache zu erhalten, also ausdrückt:

„Ich habe dir schon früher geschrieben, daß Herr Schwarz einen neuen Weg zur weitem Verbreitung der Erkenntniß Christi in Asien eingeschlagen hat; denn nachdem er sich nunmehr eine gründliche Kenntniß der hindostanischen Sprache erworben hat, hat er sich mit aller Kraft daran gemacht, auch das Persische zu erlernen. Eben war er damit beschäftigt, als ich vor sieben Monaten zu ihm nach Tritschinopoli kam; und wie groß war nicht seine Freude, als ich ihm die per-

fischen Evangelien mitbrachte, welche jetzt von den gelehrtesten Muhamedanern mit so ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit gelesen werden, daß du dich darüber verwundern würdest, wenn du es sehen solltest. Aber wie froh auch der liebe Schwarz darüber ist, daß das Lesen der Evangelien die willkommenene Gelegenheit darbietet, die Muhamedaner mit dem lautern Quell der Geschichte Jesu bekannt zu machen, so hat er es doch schon oft bedauert, daß die übrigen Theile der neutestamentlichen Schriften, in welchen die Anwendung der Lehre Jesu gefunden wird, noch nicht in die persische Sprache übersetzt sind. Wirklich zeigen uns auch die sophistischen Fragen, welche die Muhamedaner beim Lesen des Inschil (Evangeliums) häufig an uns machen, nur zu klar, wie Schade es ist, daß wir bis jetzt noch nicht im Besitze eines vollständigen neuen Testaments in der persischen Sprache sind. Herr Schwarz wäre der trefflichste Mann für eine solche Arbeit. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine gesunde und scharfe Urtheilskraft, sein gottseliger Sinn, so wie die hohe Achtung, in welche er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel bei den Eingebornen gesetzt hat, bezeichnen ihn als den Mann, den Gottes Vorsehung mit allen Gnadengaben zu diesem Werke ausgerüstet hat; wenn ihm nur die erforderlichen Mittel hiezu dargeboten würden. Bereits hat er der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß hierüber geschrieben, und sie um einige Bücher ersucht; aber ich glaube, seine große Bescheidenheit steht ihm im Wege, sich so bestimmt und umständlich hierüber auszudrücken, als die Sache verdient. Er hat mir indeß mit viel Nachdruck gesagt, er sey überzeugt, daß, wenn auf dem Wege der Subscription oder auf andere Weise der Druck des neuen Testaments in England bewerkstelligt werden könnte, viele Exemplare desselben unter den muhamedanischen Einwohnern dieses Landes vertheilt werden könnten, und nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit mit großem Gewinn für

das Christenthum gelesen würden. Der Sohn des Nabob sagte ihm eines Tages: Padre, wir haben bisher euch Europäer für Leute gehalten, welche gar keine Religion haben, und auch mit dem Gebet ganz unbekannt sind, bis du gekommen bist, und uns gesagt hast, daß es auch fromme Leute bei euch in Europa gebe. Seit dieser Zeit haben wir angefangen, besser von euch zu denken. — Wir beide, Schwarz und ich, sind nun ein wenig unter ihnen bekannt geworden, und sie waren anfänglich in hohem Grade erstaunt, auch in unserm Glauben etwas Vernünftiges zu finden, und zu sehen, daß die Heiligkeit des Lebens uns keine gleichgültige Sache ist. Einer derselben, Mahomed Panah, schien so einverstanden mit uns zu seyn, und sprach selbst vor seinen Landsleuten so laut zum Preise des Evangeliums, daß ich wirklich glaubte, er stehe im Begriffe, ein Christ zu werden. Herr Schwarz hatte ihm zufällig erzählt, wie kürzlich ein Engländer eine ansehnliche Geldsumme zurückgegeben habe, deren Besitz sein Gewissen ihm nicht länger gestattete; und bald darauf fing er nun an, unsern Christenglauben in der Gesellschaft vornehmer Muhamedaner hoch zu preisen, und zum Beweis seiner Vortrefflichkeit diesen Umstand anzuführen. Am Schlusse seiner Erzählung fügte er noch hinzu: das ist eine Religion für euch! denn wo wollen wir einen Muhamedaner finden, der also handeln würde? Er sprach in dieser Weise so lange und so eifrig, daß das allgemeine Gerücht unter den Muhamedanern ging, und bis zu dem Nabob gelangte, Mahomed Panah sey von Schwarz zum Christenthum bekehrt worden; also bald sah er sich von allen seinen Bekannten, besonders von den Vornehmen verlassen, welche ihn zuvor wegen seiner Gelehrsamkeit hochgeachtet hatten. Dies zu ertragen hatte der alte Mann nicht Kraft genug; seiner bemächtigte sich die Leidenschaft, in deren Gewalt wir uns alle mehr oder weniger befinden, die Menschenfurcht; das Schifflein seines Glaubens legte um, und

seitdem hat er mit seiner gewöhnlichen Sophisteret in Gegenwart seiner Landsleute über einige der Hauptpunkte des Christenthums mit uns gestritten."

"Wer weiß indeß, was dieser Mann gethan haben würde, hätte er nur noch einen Freund an der Seite gehabt, um ihn aufrecht zu erhalten. Und wer kann sagen, ob ihm nicht noch viel mehrere beigestimmt hätten, wäre ihnen das neue Testament bekannt gewesen. Alles, was ich dich bitte, besteht darin, mir nur ein einziges persisches neues Testament zu verschaffen, wenn es dir möglich ist. Was den andern Entwurf betrifft, so weißt du am besten, ob du ihn unterstützen kannst oder nicht. Mir ist nicht unbekannt, wie schwer es ist, für einen solchen Plan in unsern Tagen Freunde zu gewinnen, und ich weiß kaum, was ich dir hierüber sagen soll. Indes habe ich dir die Sache vorgelegt, und du bist der rechte Mann dazu, über ihren Werth ein Urtheil zu fällen. Eines kannst du vielleicht thun; wenn du nämlich den Gliedern der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß bekannt bist, so kannst du das unterstützen, was Schwarz selbst in seinem Briefe an sie geschrieben hat. Dadurch würdest du ihm und der Religion, der er dient, einen großen Dienst erweisen."

Obgleich es dem frommen Eifer des sel. Schwarz und seinem Freunde Chambers damals nicht gelang, ein so wichtiges Werk auszuführen, auf welches sich der obige Brief bezieht, so ist es doch in hohem Grade erfreulich, hinzufügen zu dürfen, daß seit jener Zeit mehr als Eine treffliche Uebersetzung des Neuen Testaments in die persische Sprache, und besonders die des vollendeten Henry Martin in Indien ausgebreitet worden ist; und daß auf diesem Wege viele Muhamedaner zur Erkenntniß seiner heiligen Wahrheiten und zur Ueberzeugung von seinem göttlichen Ursprunge gelangt sind.

Mit welcher Weisheit und Menschenfreundlichkeit Schwarz den Heiden so wie den Christen die Lehren



des Evangeliums vortrug, davon enthalten seine Tagebücher vielfache Zeugnisse. Ein kranker Soldat, welcher in Europa ein frommes Leben geführt, aber in Indien die guten Eindrücke aus seinem Herzen verloren hatte, wurde von banger Furcht geplagt, welche der Ausspruch unseres Herrn in seiner Seele erregte: Es kann Niemand zu mir kommen, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat. Joh. 6, 44. Gut sagte ihm Schwarz, zieht dich denn nicht der Vater durch das Wort seines seligmachenden Evangeliums, wenn du in demselben liesest, was Christus für dich gethan und gelitten, welche Segnungen Er dir erworben, welche Verheißungen Er dir gegeben, welche Hülfe Er dir angeboten, welche Ermahnungen Er in demselben an dich gerichtet hat. Wirst du nicht durch dieses Alles vom Vater zum Sohne hingezogen? Aber du möchtest gerne die Sache haben, ohne die angewiesenen Mittel dazu zu gebrauchen. Versuche es nur, in Demuth von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, und traue es Ihm zu, daß Er dir mehr und mehr Seine Gnade schenken werde.

Am 13. Nov. und die folgenden Tage, bemerkt Schwarz, konnte ich nur mit den Kindern im Hause mich beschäftigen, da ein anhaltender Plazregen mich am Ausgehen hinderte. Der gnadenreiche Gott hatte hiedurch diesen Distrikt reichlich erquickt, so daß auch das höher gelegene Land, das der Fluß nicht bewässern kann, durch den Regen befruchtet worden ist. Gelobt sey Gott! — Am 20. ging ich frühe aus. Es war ein ausnehmend schöner Morgen, und die Sonnenstrahlen verbreiteten ein frisches Leben über das ganze Erdreich. Ein Heide begegnete mir, den ich dringend bat, einen so guten Gott zu suchen und zu lieben, der uns mit so viel Gnaden anblickt, und uns erlöst hat. In diesem Monate ziehen die Brahminen und andere Hindus Schaarenweise nach dem Flusse, um zu baden. Dies gibt

gibt mir häufige Gelegenheit, ihnen den rechten Weg zu zeigen, auf welchem allein der Mensch von den Befleckungen der Sünde loswerden kann.

Am folgenden Tag wies Schwarz eine Schaar aufmerksamer Heiden auf die Thorheit ihres Gözendienstes hin, und verkündigte ihnen die heilsame Lehre des Evangeliums. Auch wir haben Bücher und Priester, sagte ein Brahmine, und diese dürfen wir nicht fahren lassen. Immerhin thut ihr wohl daran, euer Gesetz für wahr zu halten und unwissende Leute zu unterrichten; aber daß wir, die wir doch auch etwas gelernt haben, zu euch übergehen sollen, das kann nimmermehr seyn. Schwarz gab ihm zur Antwort: wenn ein Blinder dem andern Blinden den Weg zeigen will, so fallen beide in die Grube. Ihr habt Priester; aber sagt mir, ob das, was sie lehren, Wahrheit oder Irrthum, Licht oder Finsterniß sey? Wozu hat euch Gott den Verstand gegeben? Bittet Ihn nun auch, daß Er euch zur Erkenntniß der Wahrheit führen wolle. Ihr wißt wohl, wie euere Priester unterrichten. Nächstens werdet ihr ein Fest zu Seringham haben, wobei sie die schmutzigen Bilder und schändlichen Handlungen euerer Götzen in einem Lustspiele aufführen werden. Nennt ihr dieß einen Unterricht in dem, was gut ist? Blicket nur einmal auf die Früchte hin, welche dieser Priestersaame trägt. Ist nicht das ganze Land von Hurerei und Unreinigkeit befleckt? Jetzt setzten wir uns unter einem Baume nieder, und ich erklärte ihnen das Gleichniß vom verlorenen Sohne.

„Ich besuchte abermals die Kranken im Spital. Einige derselben glauben, daß die Schule des Kreuzes ihnen einen Segen gebracht habe. Nachmittags wurde ich zu einem deutschen Offizier des Nabob gerufen, welcher von Halberstadt in Preußen gebürtig ist. Er war sehr krank, und sein Gemüth niedergeschlagen. Eine leichtsinnige Heirath, gegen welche ich ihn ernstlich gewarnt hatte, hat ihm an Leib und Seele viel gescha-

det, was er jetzt tief beklagt. Ich wies ihn zu Christo und zu dem Veröhnungsblute hin, durch welches alle unsere Sünden rein gewaschen werden können, und betete mit ihm."

„Ein Muhamedaner vom Norden, der sich für einen Oberpriester ausgibt, besuchte mich heute mit seinem Weibe, und wir setzten uns miteinander vor die Kirchthüre. Er äußerte, sein Gemüth woge in viel Zweifel und Aengsten umher; wende dich, sagte ich ihm, zu dem, der dir helfen kann und will. Seine Schüler gingen in unsere Kirche, und warfen sich auf die Kniee nieder, um ihr Abendgebet zu verrichten. Ein anderer Muhamedaner, der dabei stand, sagte: der Nabob ist gegen das Christenthum, was können wir thun? Dieß bestätigte ein Dritter, welcher des Nabobs Vertrauen besitzt. Als ich später einen dieser Leute, der mir auf der Straße begegnete, fragte, warum er nicht mehr zu mir komme? so antwortete er: die Zeiten sind so, daß wer dich besucht, darüber leiden muß. Wirklich schrieb Schwarz um diese Zeit in einem seiner Briefe an Dr. Franke: „Viele unter den Heiden bekennen laut, in ihrem Herzen von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt zu seyn; aber das Kreuz, das sie auf sich nehmen müssen, sobald sie das Christenthum annehmen, schreckt sie ab, sich öffentlich zu demselben zu bekennen. Dieser Hindernisse ungeachtet habe ich im Laufe dieses Jahres fünf und zwanzig erwachsene Heiden getauft, mehrere römische Katholiken in die protestantische Kirchengemeinschaft aufgenommen, und fünf Kinder sind in unserer Gemeinde geboren worden. Das Betragen mehrerer, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, ist so beschaffen, daß ich gegründete Hoffnung habe, das Wort Gottes bei ihnen nicht vergeblich gepredigt zu haben. Wir ermunterten einander zum müthigen Christenwandel auf, und ich darf getrost glauben, daß uns Gott nach seiner Güte einmal mit Freuden die Tage der Erndte sehen lassen wird.

---

## A c h t e s K a p i t e l .

Beschäftigung des Missionars Schwarz im Jahre 1770. Bekehrung eines Pandaram. Reise nach Madras und Cuddalore. Briefe an Herrn Chambers. Besuch zu Tanjore. Seine Arbeiten daselbst. Rückkehr nach Tritschinopoli. Schwarz besucht die große Moschee und predigt daselbst den Muhamedanern. Brief an Dr. Knapp. Aufregung der römischen Katholiken in Tanjore. (J. 1770.)

Das Jahr 1770 brachte Missionar Schwarz, so wie die frühern, mit eifriger Arbeit unter den Heiden und mit Besuchen bei seinen christlichen Brüdern zu. „Vom Anfang dieses Jahres bis zum Ende desselben, bemerkt er in seinem Tagebuche, wurde das Evangelium Christi als Botschaft unserer Versöhnung mit Gott den armen Heiden zu Tritschinopoli, Seringham und auf den umliegenden Dörfern verkündigt. Täglich zogen die Catechisten, Morgens und Abends, hinaus, und streuten den guten Saamen des Wortes Gottes aus. Am Abend pflegte ich selbst immer einen derselben auf seinen Wanderungen zu begleiten. Die Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums hat unstreitig in den Herzen vieler tausend Heiden Wurzel gefaßt; so daß sie selbst kein Bedenken tragen, mit einander hievon zu reden. Nur die Menschenfurcht und andere ähnliche Ursachen halten sie noch vom öffentlichen Uebertritt zum Christenthume zurück. Möge Gott ihnen gnädig seyn, und sie stark machen am innwendigen Menschen. Außer meinen Arbeiten in den Schulen habe ich das ganze Jahr hindurch, zwei Monate ausgenommen, welche ich mit einer Reise nach Madras zubrachte, die Morgenstunden dazu angewendet, Häuflein der Neubekehrten zur Aufnahme in die Kirche Christi durch die heilige Taufe vorzubereiten.“

Von dem redlichen Christensinne mancher dieser Neubekehrten erzählt nun Schwarz einzelne überaus

liebliche Geschichten, während er mit dergleichen Wahrheitsliebe und Offenheit den oberflächlichen Sinn und die Gebrechen zu schildern pflegt, die er bei Andern wahrzunehmen den Schmerz hatte. Unter andern erfreulichen Erfolgen seiner Arbeit erzählt er auch folgenden: „Ein junger Pandaram (Gelehrter), welcher fast sieben Jahre lang vergeblich alle berühmten Göztempel und heiligen Flüsse besucht hatte, um Ruhe für seine Seele zu finden, wurde von uns an einem Nachmittage am Gestade des Flusses angeredet. Er bekannte uns bald, schon oft über den Nutzen und Werth aller heidnischen Ceremonien Zweifel in seiner Seele gehabt zu haben. Ein römischer Katholike hatte ihm ein kleines erzenes Kreuzifix gegeben, das er lange mit sich umhergetragen, und vor welchem er auch, wie er sagte, häufig seine Andacht verrichtet hatte. Heute, sagte er, ging ich zum Flusse, und indem mir die zahlreichen Pagoden von Seringham ins Auge fielen, dachte ich bei mir selbst, was soll alles dieses? was kann es nützen? Gerade ging ich mit diesen Gedanken um, als einer eurer Catechisten zu mir hinzutrat, und mir das Christenthum empfahl. Ich will nun sehen, welche Wirkungen eure Lehre auf mich macht. Finde ich etwas in ihr, das besser ist, als was mir bisher das Heidenthum gegeben hat, so will ich sie mit Freuden annehmen. Wir luden ihn ein, vierzehn Tage bei uns zuzubringen, mit geziemendem Ernst und mit Gebet dem Unterrichte im Christenthume bei uns beizuwohnen, die Zweifel, welche etwa in seiner Seele aufsteigen möchten, uns redlich heraus zu sagen, und wenn er nun das Wesen des Christenglaubens gehörig geprüft habe, sodann zu entscheiden, was er thun wolle. Unser Vorschlag gefiel ihm wohl, und täglich wohnte er jetzt dem Unterrichte bei, welcher der Klasse unserer neuen Catechumenen gegeben wurde; und endlich legte er freiwillig das Kleid eines Pandaram, das er anhatte, auf die Seite, und gab uns seine aus einer Art von Körnern zusammen-

gefetzte Schnur, welche die Heiden, so wie die römischen Christen als Rosenkranz zu gebrauchen pflegen. Er lernte fleißig, wohnte täglich unserer Morgen- und Abendandacht bei, und fing selbst an, aus dem Herzen zu beten. Nachdem er die heilige Taufe empfangen hatte, ersuchte er uns, ihn im Lesen zu unterrichten, das er früher gelernt, aber wieder vergessen hatte. Er ist jetzt vier Monate bei uns, und wir haben bis jetzt nichts Unziemliches bei ihm wahrgenommen. Die Erkenntniß Christi wird ihn zu einem aufrichtigen und eifrigen Jünger machen."

In den Monaten Februar und März machte Schwarz eine Reise nach Madras. Ueber sie bemerkt derselbe in einer spätern Mittheilung: „da ich kein vollständiges Tagebuch auf derselben führte, so muß ich sie mit Stillschweigen übergehen, um aus dem Gedächtniß nichts niederzuschreiben, was nicht vollkommen wahr wäre." Ein lieblicher Beweis, mit welcher Gewissenhaftigkeit Schwarz gewohnt war, bei seinen Mittheilungen an Andere zu Werke zu gehen. Auf seinem Rückwege nach Tritschinopoli schreibt er von Cuddalore aus an seinen Freund, Herrn Chambers, unter anderem Folgendes.

„Sie haben vielleicht gehört, daß Herr Obeck seine Stelle ändern wird.\*) Missionar Huttemann hatte ihn bisher als Schullehrer gebraucht; da nun aber hier die Schule im Abnehmen ist, so gedenkt er, nach Weyern zu ziehen, um dort unsern Brüdern an die Hand zu gehen.

---

\*) Dieser Obeck, ein wackerer deutscher Handwerksmann, von dem in der Lebensgeschichte des seligen Buchanan umständlicher die Rede ist, wurde durch seine lebendige Gottseligkeit, seinen rechtschaffenen Lebenswandel, so wie durch seine eifrige Theilnahme am Werke der Heidenbekehrung ein ausgezeichnetes Segen für die erste Pflanzung des Christenthums in Indien.

Oft lag mir auf meiner Reise Ihre Synagoge \*) auf der Seele — danken Sie dem Herrn für diese feine Bezeichnung — und ich wünsche Ihnen dazu göttlichen Segen. So wie aber zu jeder jüdischen Synagoge wenigstens zehen Personen erfordert wurden, um Gottesdienst zu halten, so wünsche ich, daß die Ihrige auf Hunderte und Tausende sich vermehren möge. Lassen Sie Jesum Ihren Hohepriester und Lehrer seyn, wachsen Sie in Ihm, und was ich Ihnen zuletzt sagte, das suchen Sie in Ausführung zu bringen. Lesen Sie oft die fürbittenden Worte unseres Heilandes: daß sie alle Eines seyen, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns Eines seyen, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Joh. 17, 11. 15. Lassen Sie uns daher mit allem Fleiße darnach trachten, nach diesem himmlischen Vorbilde Eines zu werden in der Lehre, Eines im Anhängen an Ihn, Eines in der Liebe zu Ihm, Eines in der Verläugnung der Welt und unserer selbst, Eines in der Liebe unter einander, und Eines im Tragen des Kreuzes.

Da uns Gott an den herrlichen Segnungen seines Evangeliums den gleichen Antheil zugemessen hat, und wir Eines Glaubens, Einer Taufe, Einer Hoffnung, Eines glorreichen Mittlers uns erfreuen dürfen, so hat Er uns eben dadurch die heilige Berufung nahe gelegt, auch in brüderlicher Liebe Eines zu werden. Und da ohne vereinigt Gebet diese Bruderliebe nicht in rechter Kraft bestehen kann, so lassen Sie uns darnach trachten, diese heilige Übung nicht einschlämmern zu lassen. Wir arme Pilgrimme zu Tritschinopoli hoffen, Ihrer herzlichsten Fürbitte gewiß zu seyn. Unsern Gruß an alle Brüder in dem HErrn. Die Gnade sey mit Euch. Habt Salz bei Euch, und habt Frieden untereinander."

---

\*) So hatte ein Engländer spöttisch die kleine Erbauungsversammlung genannt, welche Herr Chambers an seinem Wohnorte eingerichtet hatte.

Diesem Briefe an Herrn Chambers fügen wir ein anderes Schreiben des seligen Schwarz bei, das vom 14. Mai dieses Jahres datirt und an die Erbauungsgesellschaft gerichtet ist, deren sein obiger Brief gedenkt.

„Daß Ihr in brüderlicher Weise vereinigt seyd, hat mich sehr gefreut. Solche Collegia biblica, wie wir sie zu nennen pflegen, waren der Anfang eines ausgebreiteten Segens in Deutschland. Der selige Spener richtete sie zuerst ein, als er Hofprediger zu Dresden war. Die Knechte Gottes, Franke, Anton und Andere folgten seinem schönen Beispiele zu Leipzig nach, und jetzt wurden diese christlichen Privatvereine allgemeiner. Da Ihr mich darüber um Rath fragt, so will ich ihn Euch offen mittheilen, indem ich weiß, daß christliche Freunde Winke dieser Art gerne aufnehmen, obschon sie das Recht haben und verpflichtet sind, jeden derselben nach der untrüglichen Regel des Wortes Gottes zu prüfen. Ich möchte wünschen, wenn Ihr ein Kapitel aus der Bibel gelesen habt, und nun anfanget, es zu Eurer Erbauung zu betrachten, daß jedes Mitglied seinen eigenen Beitrag dazu liefern möchte. Auf diese Weise könnet Ihr alle lernen zu weissagen. Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan, wie Ihr alle wisset. Eben so solltet Ihr es auch mit dem Gebet machen, daß es abwechselungsweise geschehe, und so Euere Gabe Allen zu Nutz kommen möge. Ich gestehe, daß das gemeinschaftliche Gebet meiner Brüder ungemein erbaulich für mich gewesen ist, selbst alsdann, wenn die Person, welche betete, nicht Allen gefiel. Auch das Vorlesen einer Predigt sollte nicht immer nur von Einem geschehen. Auf diese Weise wird selbst die Welt weniger zu tadeln finden. Ihr macht eine brüderliche Gemeinschaft aus, da ist keiner größer und keiner geringer als der andere; und auf diesem edeln Grunde der Demuth und brüderlicher Vertragbarkeit ruhen Alle. Diese Demuth wird jedes Glied vorlieblosem Urtheil über Andere bewahren. Wenn Demuth



und Aufrichtigkeit in Eurem Vereine das Steuerruder führen, so werdet Ihr, wie ich freudig hoffe, viel Segen unter einander haben. Möge der Geist von oben über Euch alle kommen, daß das Unfruchtbare fruchtbar, das Schwache stark, das Traurige freudig werde. Mein Herz und meine Liebe ist mit Euch. Gedenkt unserer in unserer Bildniß, daß auch hier die Wasser des Lebens fließen mögen."

In einem spätern Briefe vom Juli dieses Jahres schreibt Schwarz an Herrn Chambers Folgendes.

„Der Tod meines Freundes und Gehülfsen in der Schule, Herrn Green, hat, wie Sie sich leicht denken können, meine Pläne sehr verrückt. Was er thun konnte, das that er willig, und mit einem einfältigen, auf Gottes Verherrlichung gerichteten, Blick. Die Schule wurde von ihm in guter Ordnung gehalten. Jeden Samstag kamen wir zusammen, und beratheten mit einander, wie der Schulunterricht verbessert werden möge, und dann übergaben wir Alles im Gebet der segnenden Fürsorge unseres himmlischen Vaters. Jetzt fällt eine neue Sorgenlast auf mich zurück. Jedoch es geschehe des Herrn Wille! Er weiß am besten, was wir auf unserem Pilgerweg bedürfen.

Gelobet sey Gott, der sich einen Saamen an Ihrem Wohnorte erzieht; möge Jesus in Allen Herzen herrschen. Der Segen, im HErrn vereinigt zu seyn, ist so groß, daß keine Engelszunge ihn wirklich auszusprechen vermag. Suchen Sie seiner ganz theilhaftig zu seyn. Kleine Unachtsamkeiten sollten an einem christlichen Bruder übersehen werden. Ich fühle es jetzt, was es heißt, einen Gefährten auf dem Wege zum Himmel zu haben und zu verlieren; dieß ist ein unaussprechlicher Schatz. In demselben Grade, als Sie vereinigt sind und einander in aller Einfalt erbauen, werden Sie auch an Glauben, Hoffnung, Kraft und Freude wachsen. Möge der HErr Jesus mitten in Ihrer Ber-

sammlung seyn, und Sie stark machen durch Seinen Geist an dem inwendigen Menschen.

Mein letzter Brief hat Sie ohne Zweifel betrübt. Die Sache des Reiches Tanjore liegt mir schwer auf der Seele. \*) Der König ist weggegangen, um einige Plätze zu besichtigen, und wird in etwa zehn Tagen wieder zurückkehren. Ich werde versuchen, nach Tanjore zu gehen; aber wem soll ich die Sorge für meine Gemeinden zu Tritschinopoli überlassen? Beten Sie gemeinschaftlich für mich. Möge Gott mich leiten durch Seinen Geist."

Auch unter den Soldaten der Garnison zu Tritschinopoli hatte Schwarz um diese Zeit eine Erbauungsstunde begonnen; von welcher er in einem Briefe an Dr. Knapp in Halle folgendes schreibt: „Wenn ich Abends von meinen gewohnten Wanderungen unter den Heiden zurückkehre, so halte ich eine Betstunde mit den englischen Soldaten. Auf sie hat Gott bisher einen sichtbaren Segen gelegt. Es wird ein Kapitel aus dem Neuen Testament gelesen, ein Theil des Gelesenen ausgelegt, und die Versammlung mit christlicher Erinnerung und Gebet geschlossen. Viele Soldaten wohnen dieser Abendandacht bei, und zwanzig derselben haben einen Bund mit einander gemacht, sich aufrichtig dem Herrn Jesu zu übergeben, und diesen Bund durch die Feier des heiligen Abendmahles bekräftigt. An den Sonntagen kommen sie nach dem Gottesdienst zum Gebet zusammen, singen mit einander ein schönes Lied, und schütten ihre Herzen vor Gott aus. Sie sind unter einander übereingekommen, daß jedes Mitglied, das in anerkannter Sünde lebt, zuerst erinnert, und wenn es sich nicht bessert, aus ihrem Vereine ausgeschlossen werden soll. Möge der gnadenreiche Gott ihre Zahl ver-

---

\*) Es war gerade nahe daran, daß ein neuer Krieg von Seiten des Nabob vom Carnatic und der ostindischen Kompagnie gegen den Rajah von Tanjore ausbrechen sollte.

mehren, und sie durch seinen heiligen Geist leiten, damit Sein Name geehret, und ihre Erbauung gefördert werde."

Folgende zwei Briefe, welche Schwarz im Herbst dieses Jahres von Tritschinopoli aus an seinen Freund, Herrn Chambers, schrieb, setzen seinen frommen Sinn und seine Demuth in ein neues Licht.

„Ihren Brief nebst dem Stück Tuch habe ich richtig erhalten, und ich danke Ihnen für Ihre, fast möchte ich sagen, allzuzärtliche Liebe gegen mich armen Sünder. Mein herzlichstes Gebet ist, daß Sie immer, gekleidet in die Gerechtigkeit Jesu Christi, vor Ihm erscheinen mögen. Eben jetzt haben wir in unserer Abendandacht zu unserer gemeinschaftlichen Erbauung das kostbare fünfte Kapitel des Römerbriefes betrachtet: Nun wir denn sind gerechtfertigt durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Wir freuen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit; ja wir freuen uns selbst der Trübsal u. s. w. Welche unschätzbare Segnungen liegen hier vor uns! Sie alle hat uns Christus erkaufte, und Er gibt sie nun umsonst und ohne Geld allen hungernden und dürstenden Seelen. Möchten wir nur unsern Mund weit aufthun, daß Er ihn fülle. Möge der Geist Gottes ausgegossen werden in unsere Herzen, und die überschwänglichen Wunder der Gnade Gottes gegen uns in denselben verklären.

Die Knaben, welche ich Ihnen zur Erziehung zugesendet habe, werden ohne Zweifel wohlbehalten bei Ihnen angekommen seyn. Ich rechne auf ihr christliches Wohlverhalten, und hoffe, daß sie am Ende brauchbar werden sollen für das Reich Gottes. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von denselben hören."

In einem spätern Brief an denselben Freund schreibt Schwarz folgendes: „Ich las diesen Abend in dem 2. Kapitel der Offenbarung das erste Sendschrei-

ben, das der Herr an den Gemeindevorsteher zu Ephesus erließ. Wie Vieles weiß Er nicht zu billigen und herauszuheben, was in seinem Sinn und Wandel lobenswerthes war; dennoch gilt ihm der Verweis, daß er die erste Liebe verlassen habe. Er that noch immer viel lobenswerthes, aber die Quelle, aus der es floß, war nicht mehr jene lautere und inbrünstige Liebe, welche vorhin sein Thun und Lassen beseelt hatte. Sein Herz war bis auf einen gewissen Grad kalt und gleichgültig geworden, und Er that vieles aus bloßer Gewohnheit, und nicht mehr im süßen Drang der Liebe Christi. Ich kann nicht sagen, wie sehr diese zärtliche und wehmüthige Klage mein Innerstes in Bewegung setzte. Es war mir zu Muthe, als stände der Heiland vor mir, mir zu sagen: Ich habe dasselbe gegen dich. Mein Herz schmolz ganz in Wehmuth zusammen. Ach, wie könnte ich daran zweifeln, daß nur zu vieles, was immerhin an sich gut ist, von mir gethan wird, ohne in jenem edlen Geiste der Liebe Grund und Wurzel zu haben. Mein Herz sollte bluten beim Blick auf die unbegreifliche Kälte, die sich in die Liebe mischt, welche ich meinem theuern Erlöser schuldig bin. Ich beuge mich aufrichtig unter dieses Gefühl, obgleich nicht so viel, als ich wünschte, wenn ich daran gedenke, wovon ich gefallen bin. Aber wie muthmachend ist nicht die Verheißung, welche derselbe hochgelobte Erlöser allen denen gibt, welche diese Herzenkälte überwinden, und nach warmer Inbrunst in der Liebe trachten. Sie sollen essen vom Baum des Lebens, welcher mitten im Paradiese Gottes ist. Sie sollen die Huld und Liebe ihres Gottes genießen; sie sollen schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Möge diese köstliche Verheißung die Flamme der Liebe aufs Neue in unsern Herzen entzünden, und alles kalte, todte Formenwesen aus unsern Religionsübungen für immer verbannen. Ich hoffe, Ihr Herz brennt von der Liebe Christi, wie die Herzen der Jünger auf dem Wege nach Emaus. Es

fehlt wahrlich nicht an Stoff, dieses Feuer in uns anzuzünden, wenn wir nur wachen und nüchtern sind. So wollen wir uns denn einander aufmuntern, so lange wir Zeit und Gelegenheit dazu haben. Nie müsse die Menge und Mannigfaltigkeit von Arbeiten die heilige Flamme dämpfen, welche unausgesetzt in unsern Seelen brennen sollte. Mein Herz wünscht, daß Sie immer ein scheinendes Licht seyn mögen. Amen, das geschehe also!" —

Unmöglich läßt sich dieser köstliche Brief lesen, ohne zu fühlen, wie wahr es ist, daß die besten und heiligsten Christen immer auch die demüthigsten sind. Wenige haben vielleicht die erste und früheste Flamme göttlicher Liebe in ihrer ganzen Frische und Kraft eine längere Reihe von Jahren hindurch bewahrt, als dieß bei dem Vollendeten der Fall war. Und doch, mit welcher Zartheit und Tiefe des Gefühls beklagt er seinen Mangel und sein Zurückbleiben in diesem Stück. Dieß ist unstreitig ein Beispiel ächter Christenliebe, das mächtig reden sollte zu den Herzen vieler, welche sich noch größerer Abweichung von der Liebe zu Christo bewußt seyn müssen, als diejenigen sind, welche unser theure Freund auf so wehmüthige Weise beklagt. Möge dieser Gedanke dazu dienen, uns zu demüthigen, und uns neuen Muth einzusößen!

Nach einem kurzen Ueberblick seiner Arbeiten im Laufe dieses Jahres, wie derselbe oben angeführt worden ist, gibt Schwarz in seinem Tagebuch noch umständlichere Nachrichten von dem, was sich in den vier letzten Monaten dieses Jahres in seinem Missionsberufe zutrug. Am 9. Okt. verließ er Tritschinopoli, um einen Besuch zu Tanjore zu machen. Ihn begleitete auf dieser Reise sein Nationalgehülfe Satinaicken, welcher von dort gebürtig war. Zu Alicotta hatten sie viel Unterhaltung mit Heiden und Muhamedanern, welche sich dort um sie her sammelten. Mitten im Gespräch, so bemerkt Schwarz, drängte sich eine arme Wittwe her-

bei, und bat um ein Almosen; die Leute wiesen sie zu mir, worauf ich zu ihnen sagte: Gott hat Jeglichem von uns viel Gutes gethan, und so lehrt Er uns unsere Pflicht, die wir gegen einander üben sollen. Ihr habt diese arme Wittwe zu mir gewiesen; so send denn nicht hartherzig, und gebt ihr auch etwas, um ihr Herz zu erfreuen. Aber leider war keiner von ihnen dazu willig. Am folgenden Tag kam er zu Tanjore an, wo er sich in dem Hause seines Freundes, des Kapitäns Berg, niederließ.

Am Sonntag den 14ten predigte er Morgens den tamulischen Christen, Mittags den Portugiesen, und Abends den wenigen Deutschen, welche sich dort aufhielten. Weil der Tag kühl war, erzählt er, so ging ich um die Festung herum, und die armen Heiden sammelten sich jetzt in Haufen, um das Wort Gottes zu hören. Während der Unterhaltung mit ihnen kam ein Muhamedaner herbei, und fragte, worin der Unterschied zwischen seiner und meiner Religion bestehe? ich antwortete ihm: wir beide haben eine schwere Sündenlast zu tragen. Du hast niemand, der die Bürde dir wegnimmt; aber wir haben in Jesu Christo einen mächtigen Erlöser. — Am 16ten, so fährt Schwarz fort, ging ich zu dem Flusse, wo diesen Monat über die Brahminen sich täglich versammeln, um ihren zahlreichen Zuhörern die Geschichte ihres Götzen Nam vorzulesen. Unterwegs begegnete ich dem Zeitungskrämer (Aricar) des Rajah, dessen Beruf darin besteht, ihm jeden Tag zu erzählen, was er besonderes gesehen und gehört hat. Sage dem Könige, sprach ich zu ihm, du habest mich gesehen, und daß ich jedermann bezeuge, beiden Groß und Klein, sich umzuwenden von den stummen Götzen, und dem lebendigen Gott zu dienen, und daß ich von Herzen wünsche, daß der König in dieser Beziehung seinen Unterthanen mit einem guten Beispiel vorangehen möge. Gut, gut, versetzte er, das will ich ihm sagen.

Die Brahminen saßen in Reihen am Ufer des Flusses. Wie ich näher trat, sagte einer: gib dem Brahminen etwas! Gut, sagte ich, aber gebet ihr mir vorher etwas nützlichen Unterricht, und dann will ich euch auch mit Freuden etwas geben. Nun sagte ein Anderer: wir wollen dir etwas rathen: gibst du den Brahminen Geld, so wird es dir wohl ergehen. Ist das Alles? fragte ich, wißt ihr denn nichts Besseres, als dieß? und jetzt erklärte ich ihnen aus vollem Herzen die preiswürdigen Eigenschaften unseres Gottes, und unsere Verpflichtung, Ihn zu ehren und Ihm allein zu dienen; ich stellte ihnen unsern Undank und Ungehorsam, so wie den einzigen Weg, mit Gott versöhnt zu werden, vor, und zeigte ihnen die Seligkeit und Heiligkeit, welche allein Früchte des wahren Glaubens sind. Viele horchten aufmerksam zu, und nachher priesen die Brahminen laut und nachdrücklich meine Lehre dem Volke an; und das Volk bezeugte sein Vergnügen darüber. Ich ging weiter, und setzte mich unter einem Schattenbaume nieder. Der Fluß ist mit grünendem Gebüsch umgrenzt, und nach dem gefallenem Regen lebte die ganze Natur wieder auf. Mein Herz war voll Freude beim Anblick dieser herrlichen Schöpfung Gottes. Viele Heiden kamen herbei, und einer derselben sagte: was du dort oben gelehrt hast, das ist recht und gut. Hierauf verkündigte ich ihnen den Rath Gottes, und bezeugte ihnen, daß wir in kurzer Zeit vor dem Richter aller Menschen erscheinen müssen, um Rechenschaft zu geben von unserem Leben, und daß sie es ewig werden bereuen müssen, wenn sie die Wahrheit verwerfen. Ein junger Mann sagte: ich will die Wahrheit hören!

Nachmittags redete ich aufs Neue beim Thor der Festung die Volksmenge an, die mich von allen Seiten umgab, und mir aufmerksam zuhörte. O möchte ihnen Gott ein gehorsames Herz geben. Auf meinem Rückwege sagte ein Muhamedaner zu mir: das Volk spricht

sehr sonderbar von dir; die Leute behaupten nämlich, du seyest gekommen, sie zu deiner Religion hinüber zu ziehen. Es ist vollkommen wahr, was sie sagen, antwortete ich, ich wünsche, ich könnte sie alle überreden, sich zu dem lebendigen Gott zu wenden. Du gibst demnach zu, versetzte er, daß dies deine Absicht ist, und ging weiter. Es ist bemerkenswerth, daß, wie gefährlich es auch um diese Zeit war, so bestimmt herauszusagen, daß man die Einwohner zum Christenthum bekehren wolle, dennoch Schwarz, bei aller Klugheit, die sein ganzes Thun leitete, kein Bedenken trug, ein solches Bekenntniß abzulegen. Es ist ein deutlicher Beweis, sowohl von dem selbstlosen Bewußtseyn seines Zweckes und der Kraft seines Glaubens, als auch von dem allgemeinen Vertrauen, das sein rechtschaffener Charakter ihm bereits erworben hatte, daß auf diese freimüthige Aeußerung nicht der leiseste Vorwurf folgte, und kein Versuch gemacht wurde, ihn in seinem Beginnen zu stören.

Nachdem Schwarz am Sonntag den 21. Okt. in drei besondern Vorträgen den Tamulen, Portugiesen und Deutschen das Evangelium verkündigt hatte, machte er des Abends seine gewöhnliche Wanderung unter den heidnischen Einwohnern umher, in der Begleitung von zwei Muhamedanern, welche ihm gesagt hatten, wie sehr das Volk ihn lieb habe. Dies führte zu einer Unterhaltung über die Gnade Gottes, und den Weg, auf welchem der Mensch zur Vergebung der Sünden gelangen kann. Am folgenden Tag ging er frühe an den Fluß, und unter den vielen Hindus, die sich zu ihm gesellten, sagte einer zu ihm: es ist unser Loos, Heiden zu seyn, und es muß zuvor die rechte Zeit dazu kommen, ehe wir unsere Religion ändern. — Du sprichst von einem blinden Schicksal, sagte ich, und mußt selbst zugestehen, daß dies etwas Schlimmes ist, und dennoch weifest du gegen alle deine Ueberzeugung ein besseres Loos von dir hinweg. Wie kannst du glauben, daß



der Allmächtige, dem du einst Rechenschaft zu geben hast, eine solche Entschuldigung gelten lassen wird? Die Zeit wird kommen, wo du es bereuen wirst, die Mittel des Heils verworfen zu haben. Es ist nichts, als lauter Menschenfurcht, die euch arme Leute gefangen hält. Letzteres wurde von Allen zugestanden.

Nachmittags kam abermals eine große Volksmenge zusammen, um ihn zu hören. Ein lebhafter junger Mann sagte zu ihm: zeige mir Gott, daß ich Ihn sehen kann, und dann will ich dein Schüler werden. — Du sprichst wie ein kranker Mensch, gab Schwarz zur Antwort, welcher gesund werden will, ohne Arznei zu sich zu nehmen. Gott selbst hat den Menschen einen sichern Weg geoffenbart, daß sie Ihn erkennen mögen; wandle diesen Weg, und dann wirst du Ihn sehen. Dieser Weg besteht in Selbsterniedrigung und Armuth des Geistes, in Bußfertigkeit, Sanftmuth und Demuth, im Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit. Hast du keine Lust, diesen Weg zu wandeln? Dieser junge Mann ging jetzt alsobald weiter, wie jener Jüngling im Evangelio, indem er bekannte, daß dieser Weg ihm zu schwer sey. Am folgenden Tag begegnete ihm auf einem der Ruheplätze ein gelehrter Hindu, der ihn bei der Hand faßte, und große Freude darüber ausdrückte, ihn zu sehen; zugleich auch ihm versprach, der Wahrheit gehorsam zu seyn, wenn er von derselben überzeugt werden sollte. An der Wand waren in tamilischer Sprache mehrere Sprüche angeschrieben, welche der Hindu las. Einer derselben lautete also: „Unsere Vorektern sind gelehrt worden, viele Ceremonien zu beobachten, und sind gestorben. Der wird der wahre Priester seyn, welcher Unsterblichkeit geben kann.“ — Was sagst du zu diesem Spruche? sagte der Missionar; verlangst du wirklich nach wahrer und seliger Unsterblichkeit? ist dem also, so kannst du zu derselben gelangen. Der Hindu sagte: Die Unsterblichkeit, welche er

zu besitzen begehre, bestehe darin, von Schmerz, Krankheit und Tod frei zu seyn, und so oft es ihm beliebe eine Reise in den Mond zu machen. — Deine erste Sorge, versetzte Schwarz, sollte darin bestehen, wie du als ein armer, schuldbeladener Sünder mit Gott versöhnt werden mögest? — Ich weiß von keiner Sünde nichts, rief der Hindu aus, und wünsche höhern Unterricht von dir zu erhalten. — Ich merke wohl, erwiderte Schwarz, daß du voll Selbstbetrug bist; das erste, was dir gebricht, ist Selbsterkenntniß.

Am 31. Okt. verließ Schwarz Tanjore, und kam am folgenden Tag wohlbehalten zu Tritschinopoli an. Am 15. Nov. besuchte er die große Moschee, wo er an die versammelten Muhamedaner eine Ansprache über den wahren Weg hielt, zu Gottes Gnade zu gelangen. Nach ihren Legenden soll diese Moschee die Ueberreste eines berühmten Fakirs (Bettelmönchen) Namens Natter, in sich enthalten, der sich vor ungefähr 700 Jahren durch große Wunderthaten an dieser Stelle ausgezeichnet haben soll. Sie wird jeden Nachmittag von den Muhamedanern besucht, um am Grabe dieses angeblichen Heiligen Gott anzubeten. Einer der Vorsteher der Moschee sagte dem Missionar Schwarz, das jährliche Einkommen dieses Tempels belaufe sich auf etwa 2000 Rupien, welche Summe nicht zureiche, die zahlreichen Familien zu ernähren, die sich in seinen Umgebungen angesiedelt haben, und welche deshalb in beständigem Zwist mit einander leben. Zwei Muhamedaner, welche fließend persisch sprachen, hoben das Verdienst guter Werke mit vielen Worten heraus. Schwarz bemerkte ihnen, der wahre Grund der Vergebung der Sünden ist das Verdienst und die Genugthuung Christi. Ich will euch nicht mit langen Streitigkeiten aufhalten; denn ich habe euch schon das persische Sprüchwort angeführt: Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber. Ich will euch daher

nur ganz einfach die Wahrheit vortragen, wie sie uns Gott im Evangelio geoffenbaret hat. Wir sind Sünder, und haben den Zorn Gottes verdient. Gott ist ein heiliges und reines Wesen; je mehr wir über Gott und über uns selbst nachdenken, desto klarer muß unsere Ueberzeugung werden, daß entweder wir selbst die Strafe erdulden müssen, welche wir mit unsern Sünden verdient haben, oder daß ein anderer, welcher hiezu geeignet ist, an unserer Statt dieselbe erdulden muß. Dieser ist nun kein anderer, als Jesus Christus. Gott hat Ihn, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, und aus unendlichem Erbarmen sein Versöhnungsoffer angenommen, was Er durch die Auferstehung Christi von den Todten genugsam bezeugt hat. Er ist jetzt die einzige Ursache unserer Begnadigung vor Gott, und so lange ihr nicht durch Ihn die Vergebung eurer Sünden sucht, ruht der Zorn Gottes auf euch, und ihr müßt eure verdiente Sündenstrafe tragen. Nun erklärte er ihnen noch weiter, wie die Buße, der Glaube und die Gottseligkeit, welche das Evangelium fordert, aus dieser Versöhnung mit Gott durch Christum entspringen, worauf der älteste der Muhamedaner, welcher stillschweigend zugehört hatte, am Ende sagte: ihr habt den einen Weg, und wir haben den andern; indes ein anderer die Bemerkung machte, Muhamed habe gleichfalls gelehrt, daß der Glaube den guten Werken zu Grunde liegen müsse.

In einem Briefe an Dr. Knapp vom 22. Januar 1771, worin ihm Schwarz von Eritschinopoli aus einen Bericht von den Arbeiten des verflossenen Jahres mittheilt, schreibt er von sich und seinen Catecheten Folgendes: „Durch Gottes Gnade bin ich fest entschlossen, unbedingt dem Heilande zu folgen, auf welche Weise es Ihm immer wohlgefallen mag, von meinem armen Leben Gebrauch zu machen. Gott hat mich und meine Nationalgehülften auf eine ausgezeichnete Weise hindurch gebracht. Die letztern genießen eine gute Ge-

sundheit, und treiben das Werk Gottes mit großem Eifer; es sind ihrer fünf, nämlich: 1) Devanesen (Gottlieb), ein Mann von ruhiger, friedliebender Gemüthsart; und 2) sein Sohn Nayappen, der früher mein Diener gewesen war, und seine Sache so gut machte, daß ich ihn als Schullehrer anstellte; 3) Sätinaicken, ein fünfzigjähriger Mann von heiterer, freundlicher Gemüthsart, der eine besondere Gabe besitzt, mit Leuten aller Art wohl fortzukommen; 4) Ignasimutta, dreißig Jahre alt, dem es wahre Herzensangelegenheit ist, Christum bekannt zu machen; und endlich 5) Dewasagayam, den ich vor kurzer Zeit wegen seines frommen Sinnes und seiner Geschicklichkeit im Unterrichte in Dienst genommen habe. Jeder empfängt monatlich zwei Pagoden (etwa 8 fl. 36 kr.), was wenig genug ist, sie und ihre Familien zu unterhalten. Sie sind mir sehr zur Hülfe, und jeglicher von ihnen besitzt Eigenschaften, welche ihn für seinen besondern Beruf nützlich machen. Im verfloffenen Jahre hatte ich viele Papisten und Heiden in meinem Unterrichte; einer der Gehülfen ist immer anwesend, um die Catechumenen zu unterrichten. Die andern sende ich in die Dörfer umher, was sie mit Freuden thun. Jeden Nachmittag begleitet mich einer auf meinen Wanderungen, um mit den Eingebornen zu reden, und hält kurze Ansprachen an Christen und Heiden in meiner Gegenwart. Oft mußte ich mich wundern über das große Geschick, womit sie Stellen des neuen Testaments anzuführen wissen, um die höhern Vorzüge der christlichen Lehre darzuthun. In der englischen Schule habe ich vierzig Kinder, welche von zwei frommen Soldaten unterrichtet werden, und ich selbst prüfe sie täglich eine Stunde. In der malabari-schen Schule sind dreißig Schüler, von denen sechs und zwanzig eine monatliche Unterstüzung von einer halben Rupie (8 Bazen) erhalten. An den Vormittagen werden sie im Lesen und im Christenthum unterrichtet, und

Nachmittags lehrt man sie, Metzwerk und andere Sachen zu verfertigen, damit sie sich an eine nützliche Arbeit gewöhnen."

Von seiner Reise nach Tanjore im Oktober dieses Jahres schreibt Schwarz dem sel. Dr. Knapp, daß die römischen Katholiken daselbst durch seinen Besuch sehr aufgebracht worden seyen, und von ihm verlangt hätten, mit ihrem Padre über die Lehren des Christenthums in ihrer Gegenwart eine Unterredung zu haben. Hierin willigte er gerne ein, und setzte drei vortreffliche Regeln fest, welche bei der Disputation festgehalten werden sollen, daß sie nämlich im Geist der Freundlichkeit und Liebe gehalten werde; daß man sich dabei ausschließend auf das Wort Gottes berufe; und daß die vorgetragenen Beweise schriftlich aufgesetzt werden sollen, um nachher das Ganze überblicken zu können. Als indeß der zur Zusammenkunft bestimmte Tag herannahete, so weigerte sich der römische Padre, zum großen Mißfallen seiner Leute, bei demselben zu erscheinen. Schwarz fand sich auf der Stelle ein, und begnügte sich damit, einige herrliche Schriftstellen der versammelten Volksmenge auszulegen, wobei einige seiner Zuhörer die Ueberzeugung ausdrückten, daß viele die Wahrheit mit Freuden annehmen würden, wenn ein Missionar zu Tanjore sich niederlassen sollte. Schwarz schließt sein Schreiben mit dem Ausdrucke des sehnlichen Wunsches, daß ihm ein Gehülfe zugesendet werden möchte.

„Da der König, bemerkt er, einmal den Wunsch geäußert hat, daß ich mich zu Tanjore niederlassen möchte, so wäre es gut, einen solchen Versuch zu machen; wer weiß, ob nicht die Hand Gottes mit uns seyn und viele dieser unglücklichen Einwohner aus ihrem elenden Zustande erlösen würde. Hätte ich zu Tritschinopoli einen Mitarbeiter, so könnte ich mich für einige Monate von hier entfernen. Aber wenn je etwas zu Tanjore ausgerichtet werden soll, so muß ein Missionar

bleibend daselbst wohnen. Ich habe die Sache der ehrwürdigen Gesellschaft zu London ans Herz gelegt; möge Gott nach seiner Gnade um Christi willen Alles zur Verherrlichung Seines Namens leiten!"

---

## Neuntes Kapitel.

---

Brief an Herrn Chambers vom Anfang des Jahres 1771. Der neubefehrte Nyanapracasam. Fortschritte der Mission. Aufenthalt zu Tritschinopoli. Briefe an Herrn Chambers. Krieg des Nabob und der Engländer gegen den Rajah von Tanjore. Wunderbare Errettung in einer Lebensgefahr. Bekehrung des Sattinaden. Besuch zu Tanjore und Audienz bei dem Rajah. Verlängerter Aufenthalt daselbst. (Jahr 1771 und 1772.)

Wir können die Geschichte der Missionsthätigkeit des Missionars Schwarz vom Jahr 1771 nicht zweckmäßiger beginnen, als wenn wir hier einen Brief einrücken, welchen derselbe um diese Zeit an seinen Freund, Herrn Chambers, geschrieben hat. „Dies ist der erste Brief, schreibt er demselben, den ich Ihnen in diesem neuen Jahre zusende. Möge Christus an Ihrer Seele verherrlicht werden, daß Er im Laufe dieses Jahres Ihre Weisheit und Gerechtigkeit, Ihre Heiligung und Erlösung im vollen Sinne des Wortes seyn kann. Wir lasen diesen Abend zu unserer Erbauung das zweite Kapitel an die Kolosser, worin Jesus als der Mittelpunkt und die Quelle aller unserer Segnungen dargestellt wird. Was wir nur immer bedürfen mögen, finden wir in Ihm, und wir sind, wie der Apostel sagt, vollkommen in Ihm. In Ihm sind wir beschnitten, weil Er den Leib der Sünde weggenommen hat. In Ihm sind wir begraben, indem wir auf seinen Namen getauft wurden; in Ihm sind wir von den Todten auferweckt, weil wir an Ihn und die Kraft des Auferstandenen glauben; durch Ihn werden wir von dem tiefen Gefühle

der Vaterliebe unseres Gottes durchdrungen, da Er uns unsere Sünden vergeben hat. Wenn wir nun Alles in unserem göttlichen Erlöser besitzen, wie billig und wie tröstlich zugleich ist der Schluß, daß wir in äußerlichen Dingen unsere wahre Seligkeit nicht weiter zu suchen haben. Warum sollten wir nach den Schattensbildern laufen, da wir die Sache selbst haben. Warum sollten wir über Mangel an Kraft und Trost klagen, da Jesus selbst unser Eigenthum geworden ist? Lassen Sie uns einander zum treuen Anhangen an diese Quelle aller Seligkeiten uns wechselseitig ermuntern. Aber wir wollen auch Ihn ganz aufnehmen als unser Alles, Ihn lieben, Ihm dienen, Ihn verherrlichen durch unser ganzes Leben. Amen, das geschehe also!"

Dieses ganze Jahr über hielt Schwarz jeden Tag Morgens drei Stunden lang catechetischen Unterricht mit den verschiedenen Klassen derer, welche zur Aufnahme in die Gemeinde vorbereitet werden sollten; und er bemerkt in seinem Tagebuche, daß viele dieser Catechumenen seinem Herzen große Freude machen. Unter seinen Schülern war auch der junge Pandaram, von dem schon oben die Rede war, der mit so großer Aufopferung seiner selbst Jahre lang die Wahrheit gesucht, und sich am Ende entschlossen hatte, Schwarzens Unterrichte beizuwohnen. „Mir und allen Catechisten, schreibt Schwarz, hat er wahre Freude gemacht. Sein Verlangen nach dem Worte Gottes, seine aufrichtige Liebe zum Gebet, so wie seine freundliche Gemüthsweise haben sich deutlich zu Tage gelegt. Ein kranker Offizier, welcher neben ihm wohnt, sagte mir, daß er ihn jede Nacht um zwölf Uhr eine Stunde lang beten höre; eine Gewohnheit, welche er in der Einfalt seines Herzens bis jetzt fortgesetzt hat. Dieser junge Mann, der von vornehmer Kaste ist, erhielt bei seiner Taufe den Namen Nyanapracasam (geistliches Licht), und wurde als der sechste zu der Zahl unserer Catechisten hinzugefügt. Dieses Jahr hatte der alte Schinappen,

einer der Erstlinge von Tritschinopoli, die Freude, alle seine Verwandten mit ihren Familien Schwarzens Vorbereitungsunterrichte beiwohnen zu sehen. Unter römischen Katholiken und Heiden wachten Viele zu einem neuen Leben auf; und die Redlichkeit ihres Sinnes erprobte sich durch den kräftigen Widerstand, welchen sie allen Lockungen und Verfolgungen entgegen stellten.

„Die Zunahme der Gemeinde, bemerkt Schwarz, war größer, als in dem vorhergehenden Jahre, indem nicht weniger als 140 Neubefehrte zum Häuflein der Gläubigen hinzugeführt wurden; auch haben wir in dem Herzen unserer Catechumenen von der Arbeit des Geistes Gottes mehr wahrnehmen dürfen, als zuvor, was uns zu freudiger Fortsetzung unseres Werkes ermunterte. Der Herr stärkt uns täglich im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, so daß wir von Kraft zu Kraft vorwärts schreiten, und in Niedrigkeit des Herzens und voller Anhängigkeit von Seiner Gnade Sein Werk eifrig treiben dürfen.“

Unter den englischen Soldaten der Garnison legte sich der Segen Gottes besonders sichtbar dar, und das kleine Häuflein, das auf dreißig Mitglieder heranwuchs, leistete theils durch Krankenbesuche, besonders aber durch ihren rechtschaffenen Wandel, durch welchen sie überall unter den Heiden umher dem Christenthume Hochachtung und Vertrauen zu gewinnen wußten, dem Missionswerke wesentliche Dienste. Interessante Nachrichten von den Abschieden zweier dieser frommen Soldaten werden in Schwarzens Tagebüchern erzählt. Einer derselben war ein Engländer, welcher mehrere Jahre lang als ächter Schüler Christi gewandelt hat. Es war etwas Männliches in seinem ganzen Betragen, das Evangelium Christi war ihm theuer, und verbreitete einen bleibenden Frieden und heiligen Muth über seine Seele. Auf seinem Krankenlager wurde er von seinen Kameraden fleißig besucht. Sein Herz war vollkommen gefaßt, und noch in seinen letzten Todesstun-



den fand ich ihn in der seligsten Gemüthsstimmung. Meine Sünden, sprach er, hat mir Gott um Christi willen vergeben, mein Herz hat Ruhe und Frieden, und der Feind besitzt keine Gewalt über mich. Mit Wonne sehe ich einer seligen Ewigkeit entgegen, und ich möchte mein Loos nicht mit dem Könige von England tauschen. O die arme Welt, wenn sie nur einmal wüßte, wie selig es ist, ein Christ zu seyn. Jetzt reichte er mir die Hand, und sagte: ich danke Ihnen, mein Freund, daß Sie mich in die Bekanntschaft mit dem HErrn Jesu eingeführt haben! Und indem er die Augen emporrichtend in die Worte ausbrach: in Deine Hände empfehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, HErr, Du treuer Gott! gab er den Geist auf."

„Der andere Soldat, ein Irländer, den wir den alten Jakob nannten, ist vor einem Monate gestorben; ein alter Diener Christi, welcher sein Herz mit allem Fleiß bewahrte. In gesunden Tagen klagte er oft darüber, daß er häufig von sündhaften Gedanken geplagt werde, welche ihn am Gebet hindern. Selbst der Auchlose mußte eingestehen, daß er ein wahrer Christ sey. Nicht selten stand er bei Nacht auf, und brachte in stiller Einsamkeit im Gebet seine Stunden zu; wie überhaupt das Gebet die unentbehrliche Speise seines Herzens war. Er sammelte, wenn er etwas las; aber beim Beten war nicht das Geringste davon bemerklich. Dieser alte Mann war ein großer Segen für unsern kleinen Soldatenverein. Als ich ihn das leztemal im Spital sah, klagte er blos über eine allgemeine Unruhe in seinem Körper. Gut Jakob, sagte ich, ich weiß, du hast nichts dagegen, wenn dich der HErr Jesus nach Hause ruft. Nichts, nichts! rief er mit lächelnder Miene aus. Wir beteten mit ihm, und in der folgenden Nacht war er entschlafen."

Wie wohlthuend und erfreulich sind doch solche einfache Erzählungen von solchen, welche in einem fernen Heidenlande unter so vielen Gefahren, geistlichen Ent-

behrungen und sinnlichen Verführungen im Glauben und in der Furcht Gottes gelebt haben und gestorben sind. Und wie unschätzbar ist nicht der Werth eines solchen Missionars, wie Schwarz war, für die Europäer ebensowohl, als für die heidnischen Einwohner Indiens. Erst die Ewigkeit wird enthüllen, was der treue Bote Christi gearbeitet und errungen hat.

Tritschinopoli war in der That für die Wirksamkeit dieses Zeugen Christi eine anziehende Stelle. Täglich versammelte er seine Catecheten um sich her, und unterrichtete sie, wie sie die Wahrheiten des Christenthums deutlich machen, und auf eine freundliche und einnehmende Weise zu den Heiden reden sollen, um, nach seinem eigenen Ausdrücke, es zu versuchen, ob sie so glücklich seyn möchten, einige ihrer verirrtten Mitbrüder auf den Weg der Wahrheit hinzuleiten. Die frühe Morgenstunde brachten diese Catecheten im Gebet und in Betrachtung des Wortes Gottes mit ihm zu, worauf dann jeder angewiesen wurde, wohin er an diesem Tage gehen, und was er thun solle. Am Abend kamen sie wieder zurück, und brachten ihm Nachricht von ihren Arbeiten; und jetzt schloß der Tag, wie er begonnen hatte, mit Betrachtung des Wortes Gottes und mit Gebet. Den Tag über kamen viele Eingeborne aus den verschiedensten Ständen, so wie die Offiziere der Garnison, welche Schwarzens Charakter ehrten, um sich über ernste Dinge mit ihm zu unterhalten. Die Wittwe eines dieser Offiziere, des Generals Horne, an dessen Tisch der sel. Schwarz immer ein willkommener Gast gewesen war, gibt heute noch folgendes erfreuliche Zeugniß von ihm: „Keine Zeit wird das Andenken an diesen ausgezeichneten Mann in meiner Seele auslöschen. Mehr denn ein halbes Jahrhundert ist indeß an mir vorüber geflossen, dennoch stehen seine Gesichtszüge, sein freundliches Wesen, und die ganze Zartheit seines Benehmens in einem lieblichen Bilde vor mir. Sein Wissen war reich und mannigfaltig,

und mochte er über die Religion oder über weltliche Dinge reden, so war es ein Vergnügen, ihm zuzuhören."

In einem Briefe vom 10. August dieses Jahres an seinen Freund, Herrn Chambers, tröstet er ihn mit dem Blick auf die geistliche Waffenrüstung, welche der Apostel Paulus Eph. 6, 10—18. ausführlich beschreibt; eine Stelle, welche auf die Lage eines Boten Christi in der Heidenwelt ihre besondere Anwendung findet. „Ich wünsche, schreibt er seinem Freunde, daß Sie stark seyn mögen in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Ohne Ihn sind wir doch nichts und können nichts thun, sind wir aber mit Ihm und seinem Geiste vereinigt, so sind wir stark genug, um alle Feinde unserer Seligkeit zu überwinden. Solche Kraft, die vom Herrn kommt, bedürfen wir täglich und stündlich, wenn wir nicht der Gewalt unserer Widersacher unterliegen sollen; denn wir haben nicht bloß mit Fleisch und Blut, mit schwachen Menschen zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Der Apostel Paulus schildert unsere Feinde, ihre Macht und Bosheit in einem wahren, d. h. in einem furchtbaren Bilde, nicht um uns vom Kampf zurückzuschrecken, sondern zum Ernst zu erwecken. Mit Trägheit des Geistes kommt man nicht durch diese Welt, ein heiliger Eifer ist unumgänglich nöthig, um so listige und mächtige Feinde zu überwinden.

„So lassen Sie uns denn stehen, und unsere Lenden mit Wahrheit umgürten. Die Wahrheit des Evangeliums, welche im Glauben an den Herzog unseres Heiles ihren Mittelpunkt findet, ist einem Gürtel ähnlich, der uns umschließt, und unsere Kraft zusammenhält; sobald wir die Wahrheit fahren lassen, wird unser Gürtel los, und wir zersplittern alsobald unsere Kraft. Da aber die Hauptwahrheit des Evangeliums die Ge-

rechtigkeit Jesu Christi betrifft, so lassen Sie uns darnach trachten, diese vollkommene Gerechtigkeit, als einen Panzer anzulegen, der unsere Brust bedeckt, und unser Gewissen schützt, so daß nichts Verdammliches uns beunruhigen kann. Da nun das Evangelium diese herrliche Gerechtigkeit Christi in sich faßt und darbietet, so wollen wir uns gerüstet halten, um dieses Evangelium des Friedens fertig zu gebrauchen, wenn unsere Feinde unserer spotten, daß wir uns auf die Gerechtigkeit Christi verlassen; und uns fragen, wie dieß komme? so wollen wir ihnen sagen: also stehet es geschrieben.

„Das Evangelium ist unsere Waffenrüstung, und da unsere Feinde nicht bloß verführen, sondern auch drohen, so wollen wir in solchem Falle den Schild des Glaubens ergreifen, und auf die Vorsehung unseres himmlischen Vaters uns verlassen. Unser Glaube an die Güte, Macht und Wahrhaftigkeit Gottes ist unser Schild, durch welchen wir die feurigen Pfeile des Bösewichts nicht bloß von uns abhalten, sondern auch auslöschen können. Die herrlichen Verheißungen, welche Gott für die Erhaltung und Bewahrung seiner Kinder in seinem Wort gegeben hat, und die gewisse Zuversicht, daß ihnen Alles zum Besten dienen soll, haben Kraft genug, das Herz zu beruhigen. Ja wenn wir auch hienieden zu leiden haben, so wollen wir aufblicken auf das große Heil, das nach kurzer Zeit unser Erbtheil seyn soll, und dasselbe als einen Helm für unser Haupt gebrauchen, damit wir nicht matt werden. Und wenn denn unsere Widersacher mit spitzfindigen und knotigen Fragen uns fangen und verwirren wollen, so lassen Sie uns nach dem Schwert des Geistes, dem Worte Gottes greifen, und alle diese Knoten auseinander hauen. Bei all dieser freudigen Zuversicht wollen wir aber doch nicht stolz und übermüthig werden, sondern die nöthigste Grundlage des Christensinnes, die Armuth des Geistes bewahren, und stets beten in

allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist. Welch göttliche Waffen werden uns hier nicht angeboten! Sie selbst zu kennen ist gut; aber sie anzulegen und zu gebrauchen ist noch viel besser. Unsere ersten christlichen Brüder haben von diesen Waffen einen wahrhaft männlichen Gebrauch gemacht. Möge der Geist Jesu Christi uns tüchtig machen, tapfere und treue Soldaten unseres Herrn zu seyn. Lassen Sie uns Ihn bitten, daß Er uns täglich und stündlich stärke, bis der Kampf vorüber ist, und wir sagen können: es ist vollbracht! ich habe einen guten Kampf gekämpft.

„Hier ist alles voll Kriegslärm, und es scheint, daß sie gegen Tanjore ziehen werden, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß der Rajah sie empfangen wird. Mich schmerzt die Sache tief. Der arme König! Er kann Alles verlieren! Wie wunderbar sind doch die Wege Gottes! Doch Er ist König und regieret die Welt. Seine Gnade, Seine Kraft und Sein Friede begleite Sie auf allen Ihren Wegen.“

Der Krieg, dessen Missionar Schwarz am Schlusse dieses Briefes gedenkt, wurde durch einen Angriff veranlaßt, welchen der Rajah von Tanjore in den ersten Monaten dieses Jahres gegen den Polygar (Landeshauptling) einer der beiden Marawaren-Provinzen gemacht hatte. Die beiden Marawaren sollten vertragsmäßig den Ländertheilen des Carnatic zugehören, welche der Nabob regierte. Dieser wendete sich nun an die Regierung von Madras, welche für die Vollziehung des Friedensschlusses zwischen ihm und dem Rajah von Tanjore sich verbürgt hatte, und drang in sie, letztern dahin zu vermögen, seine Absichten auf die Provinz Marawar aufzugeben. Der wahre Grund des Nabob war indeß ohne Zweifel, eine Gelegenheit zu finden, sich des Reiches von Tanjore zu bemächtigen, wozu ihm freilich nicht ein Schatten von Recht, sondern nur sein unbändiger Ehrgeiz Veranlassung geben konnte. Da indeß die Geschichte dieser Streitigkeiten nicht hie-

her gehört, so dürfte die Erwähnung genügen, daß auf die Weigerung des Königs von Tanjore, den Forderungen des Nabob zu entsprechen, eine englische Armee unter General Smith am 12. Sept. sich von Tritschinopoli in Bewegung setzte, und am 16ten vor Wallam, einer ziemlich starken Festung, ankam, die eine Schutzwehr für das Land Tanjore bildete. Schon waren am 20sten die Batterien fertig, als die Besatzung Abends die Festung verließ. Nun setzte sich die englische Armee gegen Tanjore in Marsch, und schloß die Stadt ein. Die Belagerung ging nur langsam vor sich, indes wurde ein starker Ausfall von den brittischen Truppen siegreich zurückgeschlagen, und schon sollte der Sturm am folgenden Tag beginnen, als am 27. Okt. der älteste Sohn des Nabob einen Friedensvertrag mit dem Rajah von Tanjore abschloß, und die Feindseligkeiten für jetzt eingestellt wurden.

Auf diese Umstände bezieht sich ein Brief des seligen Schwarz, den er um diese Zeit an seinen Freund, Herrn Chambers, schrieb:

„Gelobet sey Gott, schreibt er demselben, für alle Barmherzigkeiten, welche Er Ihnen nach Leib und Seele beweist. Seine Wege sind doch lauter Güte und Wahrheit, und was Er thut, thut Er zu unserem Wohl, um seine Verheißungen zu erfüllen, und uns zu überzeugen, daß Er treu und wahrhaftig ist. Auf diese Weise hat Er auf dem Wege eigener Lebenserfahrungen einen festen Glaubensgrund in uns gelegt, der ungleich besser ist, als derjenige, welcher auf losem und lockerem Gedankenspiele ruht. Alle seine Führungen mit uns haben zum Zweck, diese göttliche Wurzel des Glaubens in uns ins Leben zu rufen oder zu stärken. Lesen Sie nur die Psalmen in diesem Blick, so werden Sie, wie Sie gewiß schon oft gethan haben, die herrlichen Fußstapfen der göttlichen Vorsehung bewundern müssen. Wie oft wird nicht von der gedankenlosen Welt das Wort „Vorsehung“ gebraucht, oder

vielmehr mißbraucht; aber wie süß ist es nicht allen denen, welche Theil haben an dem Wohlgefallen Gottes durch Jesum Christum. David war ein frommer und aufmerksamer Beobachter der Wege Gottes. Wir wollen dasselbe thun, und wir werden viel Trost und Kraft darin finden.

„Unser arme Freund, Herr N.! Ach! es schmerzt mich, ihn in diesen Umständen zu wissen. Ich bin weit entfernt, ein rasches Urtheil über ihn zu fällen, und dennoch muß ich glauben, daß, wäre sein Herz mehr in der Demuth gegründet gewesen, er der Sache Christi wichtige Dienste geleistet, und die Dinge vermieden haben würde, welche ihm und andern geschadet haben. Festigkeit ist eine edle Sache, aber wird sie nicht von richtiger Erkenntniß und Demuth geleitet, so artet sie leicht in Raschheit aus. Möge Gott in seiner finstern Lage ihn leiten und trösten!

„Die Angelegenheiten von Tanjore fangen an ernsthaft zu werden. Gestern wurde das kleine Fort Wal-lam bei Tanjore beschossen, und wir haben den Kanonendonner hier gehört. Was sollen wir zu diesen Dingen sagen? Ihre Bemerkung ist sehr richtig, und ich glaube, hätte einer unserer Christen Christenthum genug gehabt, ihn (den König) bei der Hand zu nehmen, so würde er ohne Zweifel gehorcht haben; aber leider greift man nach andern Mitteln. Auch hier wollen wir der Fußstapfen unseres Gottes wahrnehmen, wie die Sachen sich endigen, und welches die Wirkungen derselben seyn mögen. Umsonst hat es Gott gewiß nicht zugelassen. Die Abgötterei hat im Reiche Tanjore tiefe Wurzeln geschlagen, und wer weiß, ob Gott die gegenwärtige Noth nicht dazu gebrauchen wird, um sie nach und nach auszurotten. Wir beten und wollen immerfort beten: Dein Reich komme! zu uns, zu den Einwohnern von Tanjore, zu allen Menschen! Amen.“

In einem andern unter dem 26. Sept. dieses Jahres von Tritschinopoli aus an denselben Freund geschriebenen Brief meldet er ihm folgendes:

„Sie sehen die Entlassung des Herrn N. mit mir auf die gleiche Weise an. Dieser unerwartete Erfolg wird ihm ohne Zweifel die Augen öffnen, und ihn geneigt machen, Andere mit mehr Anstand zu behandeln, selbst alsdann, wenn er ihnen nichts als die Wahrheit sagt; ich hoffe, der weise Gott wird auch aus diesem Jammer etwas Gutes hervorzubringen wissen. Was wir thun, wollen wir mit Demuth thun lernen, und das Ganze der Leitung Gottes überlassen, der das Fehlerhafte an unserem Thun verbessern kann. Wenn ich die Evangelisten, und besonders die letzten Reden unseres Heilandes an seine Jünger lese, so kommt mir vor, daß sie fast in lauter Erinnerungen zur Demuth bestehen; und bedenken wir, wie lange Gott uns getragen hat, so sollten wir nicht so bald die Geduld verlieren, wenn es uns darum zu thun ist, andere vom Wege des Irthums zurückzuführen. O wie nöthig ist es doch, würdig unseres Berufes zu wandeln, zu welchem uns Gott berufen hat. Um dieß thun zu können, wird im Worte Gottes (Eph. 4, 1—6.) Demuth vorgeordnet; und auf sie folgt die Sanftmuth, als eine Wirkung derselben, und die Verträgsamkeit. Das Beispiel Gottes und Jesu Christi wird uns zur Nachahmung vorgestellt; möge uns der Geist Christi immerdar leiten und stärken!

„Die Angelegenheiten von Tanjore kommen mir stündlich in den Sinn. Die Armee hat sich nun um die Stadt gelagert, und das Haus unseres Freundes, des Kapitäns Berg, ist der nächsten Gefahr ausgesetzt. Wenn ich bete, weiß ich nicht, was ich sagen soll, und Alles, was ich sagen kann, ist: Dein Wille geschehe! Wer weiß, was Gott bei diesen Gerichten für die Ausbreitung seines Reiches im Sinne hat. Möge Er mir mehr Kraft und Gnade geben, mit aller Freimüthigkeit die Botschaft des Heiles zu verkündigen.

„Unter unsern gegenwärtigen Catechumenen hat sich Einer eingefunden, welcher sich einen Philosophen



nennt. Er findet die Ausübung der Lehre Christi schwer, weil es ihm an Demuth gebricht. Sein Weib steht mehr der Belehrung offen, und scheint ein demüthiges Herz zu haben."

Einen Monat später fügt Schwarz noch weiter hinzu:

"Ich weiß, daß Sie zu Gott gefleht haben, daß er den Krieg zu einem glücklichen Ende bringen möge, und darum freut es mich, Ihnen die Nachricht geben zu können, daß deshalb eine Uebereinkunft unterzeichnet worden ist, und heute Alles in Richtigkeit kommen soll. Gelobt sei Gott! Es würde ein blutiger Handel gewesen seyn, hätte die Festung gestürmt werden müssen. Wir haben viele Europäer und Seapoyes (eingeborne Soldaten) eingebüßt, und ebenso auch die Truppen von Tanjore. Wie leicht ist nicht Menschenblut vergossen und viel Menschenleben verschleudert.

"Durch die Gnade Gottes stehen wir noch und werden erhalten. Ihm allein haben wir es zu verdanken; denn hätte der Feind die Macht, so hätte er uns schon längst verschlungen. Letzten Sonntag hat sich in unserm Kreis ein eigener Umstand zugetragen. Ein junger Mann war vor sechs Monaten mit seinem Vater und seiner Mutter zu uns gekommen. Er nahm schnell in wahrer Weisheit zu, und der wahrhaft christliche Sinn, der in Ihm zum Leben kam, übertraf beinahe alles, was wir bis jetzt an unsern Catechisten wahrgenommen haben. Die römischen Katholiken versuchten Alles, um ihn zuerst durch Schmeicheleien und am Ende durch Drohungen zu sich herüber zu locken. Da Alles vergeblich war, so fielen etwa zwanzig derselben letzten Sonntag über ihn her, und hätten ihn beinahe ums Leben gebracht. Drei Stunden lang lag der arme Mann bewusstlos da, und da ich gerade Gottesdienst hatte, so konnte ich nicht bald genug herbeieilen. Noch fand ich ihn im bewusstlosen Zustande, und sein Ge-

sicht

sicht jämmerlich zugerichtet. Endlich kam er zu sich selbst. Die Veranlassung zu diesem Auftritt war folgende: einer der nahen Verwandten dieses jungen Mannes hatte ihn kürzlich besucht, und wurde krank. Während seiner Krankheit besuchte ihn auf seine Veranlassung einer unserer Catechisten, der ihm drei Tage nacheinander aus dem Worte Gottes vorlas, und mit ihm betete. Am vierten Tag starb der Kranke; und jetzt kamen die Papisten, ihn zu begraben, und als sie den jungen Mann bei ihm sahen, verlangten sie, er solle weggehen, weil er die Religion der schmutzigsten Volksklasse angenommen habe. Er gab zur Antwort: wenn einer Catechiste kommt, und mir dieß sagt, so will ich mich entfernen. Dieser kam wirklich, und fing also bald an, den jungen Mann mit seinen Pantoffeln zu schlagen, worauf alle über ihn herfielen, und ihn durch die Straßen zogen. Die Heiden riefen erzürnt darüber aus: sie sind von ihrem Vater, dem Teufel und dem Pabst! Der junge Mann blieb indeß ganz ruhig, und lobete Gott. Noch ist er sehr krank. Beten Sie für uns."

Noch finden sich aus diesem Zeitraume einige Briefe des seligen Schwarz an Herrn Chambers vor, welche in kurzen Auszügen zur Bervollständigung seiner Lebensgeschichte hier beigelegt werden. Er schreibt demselben unter dem 25. November 1771 von Tritzschinopoli aus Folgendes.

„Durch Gottes Gnade bin ich mit meinen Gehülfen ziemlich wohl; die Sache mit den römischen Katholiken hat mir Verdruß und Zeitverlust verursacht. Sie wendeten sich an den Sohn des Nabob, welcher froh war, etwas in die Hände zu bekommen. Ich war fest entschlossen, nach einigen Erinnerungen zum Frieden die Sache fallen zu lassen; aber sie drängten sich zum Nabob hin, und dieser hat sie, wie es scheint, in die Presse genommen. Sie trugen kein Bedenken, die ärgsten Drohungen gegen mich auszustößen, aber Gott

ist mein Schild und decket mich. Der römische Padre sandte dem General und allen einflußreichen Männern Geschenke, und ich blieb ruhig. Es wäre Thorheit von mir, etwas von Menschen zu erwarten, welche in jeglichem Betracht Anhänger „des Thieres“ zu seyn scheinen. Ich danke Ihnen für die Brillen, welche Sie mir zur Unterstützung meiner schwachen Augen zuzusenden die Güte hatten. Mein Jahresgehalt mit 125 Pagoden ist am 6. Dezember verfallen; haben Sie die Güte, dasselbe einzuziehen, und indem ich noch weitere 125 Pagoden hinzufüge, ersuche ich Sie, diese Summe nach dem gewöhnlichen Zinsfuß anzulegen, und aus den laufenden Interessen einen wackern Catecheten zu besolden. Lassen Sie mich wissen, ob Sie geneigt sind, diese Mühe zu übernehmen.

Gestern predigte ich meiner Gemeinde vom jüngsten Gerichte. Möchte doch jeder Tag unseres Lebens eine ernstliche Vorbereitung auf den letzten Tag des Weltgerichtes seyn, und möchte uns dabei der unaussprechlich freudenvolle Zuruf gelten: „kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbet das Reich, das euch bereitet ist.“ Ist Jesus unser Freund, so haben wir nichts zu fürchten, denn Er ist ja von Seinem Vater verordnet, unser Richter zu seyn. Seiner freundlichen Vorsorge empfehle ich Sie und Ihr Werk.“

Das Benehmen des seligen Schwarz bei dem obengenannten Anlasse, der seiner Natur nach dazu geeignet war, seinen gerechten Unwillen aufzuregen, und die Glieder seiner Gemeinde in Besorgnisse und Muthlosigkeit zu versetzen, ist ein erfreulicher Beweis seiner christlichen Sanftmuth und Weisheit. Seinen Catechisten war natürlich Alles daran gelegen, ihn zu bewegen, die Sache aufs Aeußerste zu verfolgen; allein er wußte nur zu gut, wie wenig in solchem Falle ein gerechter Richterspruch von einer muhamedanischen Behörde zu erwarten sey; und urtheilte richtig, wie auch die Erfahrung nachher zeigte, daß solche Gewaltthätig-

keiten von Seiten der Papisten nicht nur ihre eigenen Anhänger, sondern auch die Heiden verdrießen, und am Ende, wie dieß in den Tagen der ersten Christenverfolgung der Fall war, zur Förderung des Evangeliums dienen würden, während die geduldige Ertragung der Trübsal das beste Mittel war, die Glieder seiner eigenen Gemeinde zu läutern und stark zu machen. Diese wahrhaft weise und christliche Ansicht der Sache drückte Schwarz in einem spätern Briefe vom 1. Febr. 1772 gegen seinen Freund Chambers in folgenden Worten aus: „In meinem letzten Briefe nannte ich Ihnen das Verfahren des Madur ull Mulk, eines Sohnes des Nabob, in der Sache der mißhandelten Christen. Es geschah, was ich vermuthete. Er begann zu untersuchen; da er aber fand, daß nur auf Seiten der römischen Partie eine Schuld zu finden war, so stand er davon ab, und ließ die Kläger gehen. Nachher versprach er, eine schriftliche Versicherung mir zuzustellen, daß so etwas nicht mehr geschehen solle; aber selbst dieß hat er nicht gehalten. Dieß thut mir indeß eben nicht leid, denn unsere Hülfe kommt von einer ganz andern Seite her. Ist Gott für uns, wer will wider uns seyn? Auch fürchte ich keinen Augenblick, daß die Lästereien der Papisten uns irgend einen Schaden bringen werden. Gerade jetzt befindet sich eine ganze Familie im Vorbereitungsunterrichte, welche bedroht wurde, aus ihrem Stamme hinausgestoßen zu werden, wenn sie den Unterricht fortsetzen; aber der junge Mann und seine Mutter gaben eine recht muthvolle Antwort darauf. Viel Aehnliches könnte ich Ihnen erzählen; allein die Natur des Reiches Christi ist Ihnen ja aus Erfahrung bekannt. Dasselbe ist zu jeder Zeit gehaßt und verspottet worden, und wird es heute noch, und jeder, der ein ächter Schüler des Heilandes werden will, muß das Kreuz tragen, und dabei wird er noch obendrein gar nichts verlieren. Gepriesen sey Gott für die un-

ausssprechliche Barmherzigkeit, daß Er uns Seinen Willen bekannt gemacht hat, und uns Kraft gibt, denselben zu thun. Unsere Lage ist noch ziemlich dieselbe, wie ich sie in meinem letzten Briefe beschrieben habe. Die Offiziere kommen seltener zum Gottesdienste, als dieß früher der Fall war, die Ursache hievon ist leicht zu errathen. Sie wissen nicht, was zu ihrem Frieden dient."

Vierzehn Tage nach dem Datum dieses Briefes drückt Schwarz seine gerührte Dankbarkeit darüber aus, daß unter einem schreckenvollen Ereignisse, das so Vielen um ihn her das Leben raubte, das seinige erhalten wurde. Am 14. Februar 1772 entzündete sich nämlich das Pulvermagazin in der Festung und richtete fürchterliche Zerstörungen an. Durch diesen Unglücksfall, schreibt er, wurden viele Europäer und noch größere Schaaren der Eingebornen getödtet oder verwundet. Die ganze Straße war mit den Quadersteinen bedeckt, aus denen das Magazin erbaut war, und Haufen der Erschlagenen lagen unter denselben. Bomben und Kanonenkugeln fielen gleich einem Hagel aus der Luft. Auch sein Haus wurde mächtig erschüttert, und mehrere Kugeln flogen durch seine Wohnung nahe an ihm vorüber; aber in dieser drohenden Gefahr blieb nicht nur er selbst, sondern auch seine Catechisten, seine Schulkinder und die Glieder seiner Gemeinde unter dem Schirm der Vorsehung unbeschädigt. Auf diesen Vorfall bezieht sich folgender Brief, den er unter dem 3. März 1772 an seinen Freund Chambers schrieb.

„Ohne Zweifel sind Sie bereits in Kenntniß gesetzt von dem schweren Gerichte, womit der heilige Gott diese sündenvolle Stätte heimgesucht hat; ich unterlasse daher eine umständliche Beschreibung desselben, und preise Gott für den göttlichen Schutz, wodurch Er mich, die Kinder und die Gemeinde vom Verderben errettet hat. Menschliche Züchtigungen sind eine Kleinigkeit gegen die Zuchttrthe, womit der Arm des HErrn

die Sünder heimzusuchen weiß. Wohl mögen wir einander ermuntern, unsern Gott ebenso sehr zu fürchten, als wir Ihn lieben sollen. Wie schrecklich ist es nicht, so viele hundert Seelen ohne einen Augenblick der Warnung mit allen ihren Sünden plötzlich in die ernste Ewigkeit hinüber geschleudert zu sehen. Ohne Zweifel befanden sich unter diesen Unglücklichen Viele, welche träumten, ihre Buße auf Morgen versparen zu können. Mögen wir weise seyn, und den gegenwärtigen Augenblick für den bessern Lebenszweck verwenden! Mögen wir niemals schlummern, damit nicht der Bräutigam zur Mitternacht hereinbreche und uns schlafend finde. Selig ist, der da wachet und hält seine Kleider unbesleckt!

„Ich schreibe Ihnen dieses gerade vor meiner Abreise nach Tanjore. Beten Sie für mich und für die, welche das Wort Gottes hören werden. Ich wünschte, unser Bruder Gericke könnte auf ein Paar Monate hierher kommen; aber das ist eben nicht möglich. Die Erndte ist so groß, und der Arbeiter sind noch so wenige! O daß Gott viele Jünglinge aufwecken möchte, daß sie kommen und uns helfen! Wir warten auf dich, o Gott, laß uns nicht zu Schanden werden. Der Feind ist gegenwärtig in voller Wuth; möge Gott uns stärken!“

Im Anfange dieses Jahres (1772) verkündigte Schwarz das Evangelium nicht bloß zu Tritschinopoli und den benachbarten Dörfern, sondern er sendete auch seine Catecheten gewöhnlich Paarweise in größere Entfernungen hin, wo ihre Arbeiten mehr als gewöhnlich mit glücklichem Erfolge gekrönt waren. Unter den Neubekehrten, welche um diese Zeit zu seiner Gemeinde hinzugefügt wurden, war ein junger Mann vom Lande, welcher durch einen der Catechisten dem Missionar Schwarz zugeführt worden war. Der Jüngling blieb mehrere Tage bei ihm, hörte seinem Unterrichte stillschweigend zu, und sprach am Ende seine Ueberzeugung

aus, daß sein bisheriger Glaube an die Götter falsch und eitel sey. Er verlangte jetzt, nach dem Lande zu gehen, kehrte aber nach wenigen Tagen wieder mit seiner Mutter zurück. Nun fuhr er fort, der Betrachtung des Wortes Gottes und dem Gebet emsig beizuwohnen. Er wurde getauft, und erhielt bei seiner Taufe den Namen Sattianaden (Bekenner der Wahrheit). Viele seiner Verwandten wurden über seine Befehrung in hohem Grade aufgebracht; aber festen Schrittes rückte er in der lebendigen Erkenntniß der Wahrheit immer vorwärts, begleitete den Missionar und seine Gehülfsen auf ihren Wanderungen, und legte bei verschiedenen Anlässen erfreuliche Proben seines Muthes und seiner Demuth ab. Nicht lange hernach wurde er als siebenter in die Klasse der Catechisten aufgenommen; „nur, bemerkt Schwarz nach seinem gesunden Urtheile, lasse ich ihn nie allein, sondern immer in Gesellschaft mit einem ältern Gehülfsen ausziehen, damit, wenn ihm eine Mißhandlung widerfahren sollte, er Jemand an der Seite habe, der ihn tröste.“ Sattianaden erprobte sich, wie die spätere Geschichte zeigen wird, als ein ächter und brauchbarer Schüler Christi, und zeichnete sich eine lange Reihe von Jahren hindurch durch seine nützlichen und treuen Dienste auf der Missionslaufbahn aus, für welche er schon in seiner frühen Jugend gewonnen worden war.

Eine andere merkwürdige Befehrungsgeschichte trug sich um diese Zeit zu, welche in den Jahrbüchern des seligen Schwarz herausgehoben wird. Es war die Befehrung eines mehr als hundertjährigen Greisen, der sich zum Unterricht stellte, und nach dem Maaße seines hohen Alters Alles wohl faßte, was er gelehrt wurde, auch sein Herz in inbrünstigem Gebet ergoß. Nicht lange hernach wurde er krank, und bat dringend, die Missionarien möchten ihn nicht ungetauft in die Ewigkeit hinüberziehen lassen, weil er an den HErrn Jesum von Herzen glaube. Er wurde daher getauft, und em-

pfung bei seiner Taufe den Namen Rayappen nach einem der jungen Catechisten, dem er sehr zugethan war. Den Tag vor seinem Heimgang besuchte ihn Schwarz, wobei der sterbende Greis zu ihm sagte: jetzt, Padre, jetzt gehe ich in das Reich der Herrlichkeit, und wenn ich gegangen bin, so siehe zu, daß mein Weib, die jetzt neunzig Jahre alt ist, mir auch dorthin folgen möge. Bald darauf gab er den Geist auf, und wurde nach der Christenweise begraben. Seine alte Ehegattin nimmt jetzt am Vorbereitungsunterrichte Theil, schreibt Schwarz, und macht uns durch ihr ernstes, frommes und ruhiges Wesen viel Freude. Sie hat etwas von dem Geiste jener heiligen Matronen, von denen der Apostel Petrus geschrieben hat. Möge der Herr auch ihre Kinder und Verwandte herbeiführen!

Im März dieses Jahres trat Schwarz, von drei seiner Catechisten begleitet, die Reise nach Tanjore an. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst ließ der König, welcher vernommen hatte, daß er seinen Dienern im Palaste die Lehre Jesu verkündigt habe, den Missionar wissen, daß er selbst ihn zu hören wünsche. Schwarz wurde demnach im Hofe des Palastes vor des Königs Zimmer unter einen Schattenbaum geführt, und dieser trat nun, ehe er es merkte, mit einem gelben Schirm in der Hand näher herbei. „Anfangs erkannte ich ihn nicht, bemerkt Schwarz, weil er seit der Zeit, da ich ihn vor zwei Jahren sah, sehr mager geworden war. Nachdem ich ihm eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte der König zu mir: Padre, ich wünsche mit dir allein zu sprechen, und führte mich zu einer abgesonderten Wohnung. Aber kaum waren wir ein Paar Minuten beisammen, so kam schon der Oberbrahmine, welcher der Hofbischof genannt werden kann, herbei. Der König warf sich vor ihm auf den Boden nieder, richtete sich sodann wieder auf, und stellte sich mit gesalbenen Händen vor ihn hin, während sich der Brahmine auf einem erhabenen Sitze niederließ. Der König gab



mir nun ein Zeichen, daß ich den Brahminen anreden soll, und dieser wünschte gleichfalls die Rede zu vernehmen, welche ich Tags zuvor im Palaste gehalten hatte. Nun fing ich an, ihn hinzuweisen auf den großen Schöpfer und Erhalter aller Dinge, und auf seine würdige Verehrung, und ihm zu zeigen, wie thöricht es sey, Gößenbilder und verstorbene Menschen anzubeten. Ich machte ihn auf das sittliche Verderben der Menschheit aufmerksam, und zeigte ihm die Gnade Gottes, die in Christo erschienen ist, und den Weg zur Seligkeit, welcher in Buße und Glauben an diesen Erlöser der Menschen besteht. Der Brahmine horchte lange stillschweigend zu, und drückte am Ende den Wunsch aus, daß ich mich ein wenig entfernen möchte. Nun wurden allerlei Erfrischungen aufgetragen, und während ich einiges davon genoß, machte der König mancherlei Fragen über die Buße an mich, und wünschte besonders zu wissen, ob man wieder zu den Sünden zurückkehren dürfe, die man reumüthig bekant habe. Der aufrichtige Missionar antwortete: die wahre Buße bestehe im Haffe gegen jede Sünde, und mit diesem Haffe gegen die Sünde sey demnach die freiwillige Rückkehr zu derselben unvereinbar. Weiter fragte der König, was er von der Sünde der Trunkenheit halte? Schwarz merkte leicht, wie die Frage gemeint sey, und nahm daher nach dem Beispiele des großen Apostels Veranlassung, von der Mäßigkeit zu reden.

Wie freimüthig und unverholen auch Schwarz dem Könige gegenüber von der Wahrheit gezeugt hatte, so war es doch sichtbar, daß es ihm der Herr gelingen ließ, das Zutrauen desselben in hohem Grade zu gewinnen. Von nun an war es dem Könige darum zu thun, ihn so oft zu sehen und zu hören, als nur immer seine abergläubische Furcht, bei den Brahminen anzustoßen, es gestatten wollte. Da der König damit umging, die Tochter des Kapitäns Berg an einen andern Offizier in seinem Dienste zu verheirathen, so verlangte

er, daß beide zuvor von Schwarz geprüft, und im Christenthume unterrichtet werden sollen. Nach vierzehn Tagen wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt, und der König drückte den Wunsch aus, persönlich dieser Ceremonie beizuwohnen, wobei sich das Hochzeitpaar vor den Gemächern der königlichen Frauen am Palaste einfänden sollte. Schwarz erschien dabei, von zwei seiner Catechisten und einem Schullehrer begleitet. Den weitern Hergang erzählt er in seinem Briefe, den er unter dem 20. Mai 1772 von Tanjore aus an seinen Freund Chambers schrieb.

„Ihren lieben Brief, schreibt er an denselben, habe ich durch Nalla Lambi richtig erhalten, der nun seit einigen Wochen bei uns ist, und seine Zeit mit Lernen, Betrachtung des Wortes Gottes und Gebet nützlich zubringt, und an diesen Uebungen Gefallen zu haben scheint. Er ist hier wie in einer Wüste, und hat keine Verbindung mit Menschen, ausgenommen mit unsern Catechisten, welche ihn täglich im Neuen Testamente unterrichten. Möge der Geist des Herrn eine gründliche Herzensveränderung in ihm bewirken, denn ohne diese sind ja doch alle andern Uebungen fruchtlos. Ich werde bald sehen, ob ich länger hier bleiben kann, oder abreisen werde, und ob demnach Nalla Lambi hier, oder zu Tritschinopoli getauft werden soll.“

„Ueber unser hiesiges Missionswerk bin ich noch ganz im Dunkeln. Als ich das letzte Mal hier war, sahe ich den König vier Mal, und sprach mit demselben über das Christenthum; kaum war aber Manozjappa als erster Minister an die Spitze der Regierung gestellt worden, so sah man den König nicht mehr, weil der Umgang mit mir für unschicklich gehalten wurde. Der König selbst ist sehr offen, und spricht mit mir, wie mit einem Bruder; aber zu seinem Unglück ist er berausenden Getränken und der Weiberliebe ergeben. Diese beiden Laster schwächen seinen Verstand und sein Ansehen. Sollte er unbefangen mit Christen umgehen

dürfen, so glaube ich gewiß, er könnte leicht bewogen werden, ein Christ zu werden. Auf meine Bitte an ihn, sein Herz Gott zu ergeben, gab er mir einmal zur Antwort: ach, mein lieber Padre, das ist eben keine leichte Sache!

Ohne Zweifel haben Sie bereits gehört, daß der König den Wunsch ausgedrückt hat, daß ich in seinem Palaste ein junges Brautpaar ehelich zusammengeben soll, was ich auch gethan habe. Zuerst begannen wir die Feyer mit einem Lied, sodann betete ich, und hielt nach dem Gebet eine Rede in malabarischer (tamulischer) Sprache, in welcher ich die Verpflichtungen christlicher Ehegatten auseinandersetzte, die Beweggründe des Evangeliums zur Erfüllung derselben ihnen ans Herz legte, und sie vor den entgegengesetzten Sündenwegen ernstlich warnte. Der König und seine vornehmsten Staatsdiener standen um uns her, hörten aufmerksam zu, und machten selbst ihre Bemerkungen, während seine Frauen hinter einem Gitter verborgen zugegen waren. Aber Alles dieses mißfiel dem Teufel, denn die Brahminen betrachteten die Sache für eine gefährliche Neuerung.

Wir haben indeß allenthalben in und außerhalb der Festung das Evangelium verkündigt, weshalb ich drei Catechisten von Tritschinopoli her mit mir gebracht habe. Vor zehn Tagen war ich eben in der Unterhaltung mit einem großen Volkshaufen, als ich von zwei Bedienten des Königs angegriffen wurde. Sie standen indeß bald von mir ab, und gingen in eine andere Straße, wo sie zwei unserer Catechisten, den Rayappen und Nyanapracasam, anträfen, welche gerade einer großen Volksmenge aus dem Neuen Testamente vorlasen. Diese fielen sie nun heftig an, schlugen sie und nahmen ihnen ihre Bücher weg. Beide haben sich dabei als Christen betragen, und dem anwesenden Volke erklärt, daß sie sich nicht schämen, um der Wahrheit willen zu dulden. Sie sehen, mein theurer Freund,

daß das Wort Gottes allenthalben dieselbe Behandlung erfährt. Möge Jesus Christus die Augen der Heiden aufthun, daß sie herbei kommen, und annehmen das Heil, das auch für sie bereitet ist.

Nun, mein theurer Freund, beten Sie inbrünstig für uns, und seyen Sie stark in dem Herrn, damit, wenn Er Sie einmal in ein anderes Arbeitsfeld ruft, Sie Ihn verherrlichen mögen."

Obiger Brief war während des zweiten Besuches geschrieben, den Schwarz in diesem Jahr zu Tanjore gemacht hatte. Jedes Mal hielt er sich einen Monat lang daselbst auf; und während seines letzten Besuches hatte er die Freude, seine Stelle zu Tritschinopoli durch Missionar Gericke besetzt zu sehen, welcher von Cuddalore dorthin gezogen war. Nach seiner Rückkehr nach Tritschinopoli fakte er den Faden seines Briefwechsels mit Herrn Chambers wieder auf, indem er ihm von dort aus am 1. Juli dieses Jahres folgendes schrieb:

„Nalla Lambi, Ihr früherer Diener, wünschte zurückzukehren, nachdem er von mir unterrichtet und getauft worden ist, und dabei den Namen Pracasam erhalten hatte. Seit acht Tagen hat er die Reise angetreten, und ich hoffe, er wird bereits bei Ihnen angekommen seyn. Ich bin für ihn nicht ohne Hoffnung, daß er sich rechtschaffen betragen wird. Er ist von Natur heftig, jedoch nicht bössartig. Möge der Geist Jesu Christi ihn täglich zur Wachsamkeit und zum Gebet erwecken. Sie wissen, wie man mit solchen Anfängern verfahren, und sie stets mit freundlichem Ernst behandeln muß. Obgleich solche Leute guten Willen und gute Absicht haben, so sollen sie doch nicht erwarten, daß wir ihnen alsobald, am allerwenigsten blindlings, unser ganzes Zutrauen schenken. Ich sehe zum Vater der Barmherzigkeit, daß Er ihm einen wahrhaft christlichen Geist schenken möge, um würdig zu wandeln des Berufes, wozu er berufen ist.

„Ueber meine Umstände kann ich Ihnen Weniges sagen. Das Schlimmste ist, daß Alles, was zu Tanjore geschieht, alsobald verrathen wird, und so werden ihre Entwürfe immer wieder zu Seifenblasen. Ich hatte gewünscht, Sie wären dort gewesen. Leider gibt es dort Räder innerhalb der Räder. Der arme König sehnt sich aufrichtig nach Frieden, aber seine eigenen Leute sind verrätherische Geschöpfe. Ich beklage die Verwirrung, in der sich die Leute befinden, und bitte Gott, daß Er selbst Rath und Hülfe schaffen möge.

„Bedenke ich, wie viele Leute zu Tanjore das Wort des Lebens gehört haben, und welche Aussicht auf eine große Erndte sich dort aufthut, so muß ich von Herzen wünschen, daß einige Arbeiter dorthin gesendet werden könnten. Aber unsere Pflicht ist, treu zu seyn in dem, was unserer Pflege anvertrauet ist. Ich habe nunmehr acht Catechisten, welche willig sind, nach dem Maaß von Gnade und Erkenntniß, das ihnen gegeben ist, ihren Erlöser zu verherrlichen. Lassen Sie uns täglich unsere Herzen und Hände für sie zu Gott erheben, von dem jegliche gute Gabe kommt, und seinen Segen für sie und ihre Arbeit ersuchen. Möge Sein Reich bald auch zu den blinden Heiden kommen! Amen.“

Wie lieblich lautet nicht in diesen Briefen die Vereinigung von Eifer und gesunder Urtheilskraft, von Hoffnung für den aufrichtigen Sinn seiner Neubekehrten, und doch zugleich von jener vorsichtigen Zurückhaltung, welche sein Scharfblick und seine Erfahrung im Umgang mit den Eingebornen Indiens als nothwendige Eigenschaft eines Boten Christi daselbst ihn gelehrt hat, und welche in so hohem Grade das Thun des vollendeten Schwarz auszeichnet. Wie viel ist ihm daran gelegen, keine allzu großen Erwartungen über die Befehrung der Eingebornen in den Herzen seiner Freunde rege zu machen, und doch ihre freudige Theilnahme an diesem Werke zu bewahren und zu unter-

stützen. Seine Weisheit geht immer gleichen Schritt mit seiner Menschenliebe, und mit seiner aufrichtigen Gottseligkeit.

In seinem nächsten Brief, den er unter dem 29. Juli 1772 an seinen Freund Chambers schrieb, nennt er einen neuen Ruf nach Tanjore, der an ihn gelangt ist.

„Als ich eben heute, so schreibt er demselben, meinen Vorbereitungs-Unterricht mit den Tauffandidaten hielt, bekam ich einen Brief von Tanjore, worin ich eingeladen werde dorthin zu kommen, indem der Rajah mich zu sprechen verlange. Das arme Volk in diesem Lande fürchtet jetzt, am Ende dasselbe Schicksal zu haben, wie das Land der beiden Fürsten von Marawar \*). Ich gedenke, so Gott will, nächsten Montag eine Reise dorthin anzutreten. O daß die Leute daselbst zu rechter Zeit bedenken mögen, was zu ihrem Frieden dienet, ehe es zu spät ist. Nun mögen Sie Ihre Inbrunst im Gebet verdoppeln. Gedenken Sie ihrer und meiner vor dem Thron der Gnade; aber lassen Sie Niemand etwas von dieser Reise wissen. Das letzte Mal, da ich dort war, waren die Leute zu Cuddalore nur allzu geschäftig, Muthmaßungen aller Art über meinen Aufenthalt daselbst auszubreiten, was häufig der Sache Gottes Schaden bringt. Möge Gott alle Ihre Studien und Ihr Gebet segnen. Eine Linie von Ihnen wird mir willkommen seyn; aber es darf nicht auf Kosten Ihrer kostbaren Zeit geschehen. Wie kurz ist doch unsere Lebenszeit! Wohl uns, wenn wir sie für den besten aller Lebenszwecke verwenden.“

Der Gegenstand, um dessen willen der König von Tanjore damals den Missionar Schwarz zu sich einlud, war zunächst, wie er es in seinem Tagebuch ausdrückt, von politischer Natur. Er ahnete nämlich den Sturm,

---

\*) Der Nabob vom Carnatic hatte nämlich kurz zuvor die beiden Länderdistrikte von Marawar erobert, und mit dem Carnatic vereinigt.

welcher von Seiten des Nabob vom Carnatic drohend seinem Lande nahte, und wünschte, den geachteten Missionar als einen Vermittler zwischen ihm und der englischen Regierung zu gebrauchen, um das schwankende Freundschaftsverhältniß zwischen beiden wieder zu beleben. „Dies würde nun, bemerkt Schwarz, an und für sich selbst eben kein sündhaftes und darum ein erlaubtes Beginnen seyn; aber es ist eine gefährliche Sache, in solchen Dingen mit einem Wolfe zu thun zu haben, das zur Hinterlist und zum Betrug so geneigt ist; und dieß habe ich ihnen auch offen herausgesagt. Der König äußerte gegen mich: Padre, ich setze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich bist. Allein seine Staatsdiener konnten es eben nicht wünschenswerth finden, daß ich mich in diese Sache einmische, weil sie mit Recht fürchteten, ihre eigene Schlechtigkeit möchte an das Tageslicht kommen. So ging die Sache an mir vorüber, wofür ich Gott preise, da ich doch keine Gelegenheit hatte, meine gänzliche Abneigung gegen ein solches Geschäft laut auszusprechen.“

Hier müssen wir abermals sowohl das Zeugniß, das der freundliche König für die bekannte Ueberlegenheit des Vollendeten über die herrschende Geldliebe abzulegen sich gedrungen fühlte, als auch seine christliche Rechtschaffenheit und Klugheit bewundern, womit er selbst jedem Geschäfte auszuweichen sich bestrebte, das auch nur entfernter Maassen für den einzigen großen Entzweck seiner Seele, die Verbreitung christlicher Erkenntniß in Indien leicht ein Hinderniß hätte werden können.

Im Monat Oktober besuchte Schwarz noch einmal Tanjore, und verkündigte dort Schaaren von Menschen aus allen Ständen die großen Wahrheiten des Christenthums. Einmal geschah es, daß ein Unterbeamter ihm verbot, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs so öffentlich eine neue Religion zu verkündigen.

Schwarz fragte ihn, welche Befugnisse er habe, ihn in dieser friedlichen Uebung seiner Berufspflicht zu unterbrechen; und da der Mann keine Vollmacht hiezu vorweisen konnte, so schloß Schwarz, daß ein Brahmine, welcher zufällig in der Versammlung zugegen war, diesen vorübergehenden Widerspruch aufgeregt haben müsse. Nach seiner Rückkehr nach Tritschinopoli brachte er den Ueberrest dieses Jahres mit seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zu, worin ihn die Güte Gottes Manches wahrnehmen ließ, das geeignet war, mitten unter vielfachen Versuchungen und Bedrängnissen seinen Glauben zu stärken, und sein Herz zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

Er schließt sein Tagebuch von diesem Jahre mit folgenden Ergießungen seiner frommen Seele: „ich preise die Barmherzigkeit Gottes, die mir und meinen acht Gehülften dieses ganze Jahr hindurch so vieles unverdiente Gute erzeugt hat. Möge Er nach dem Reichthume seiner Liebe uns vergeben, womit wir innerlich oder äußerlich durch Begehungs- oder Unterlassungssünden ihn betrübt haben, uns mit der vollkommenen Gerechtigkeit unsers Erlösers bekleiden, mit Seinem heiligen Geiste uns salben, erleuchten und stärken, und uns Alle segnen, zum Lob seiner Gnade. Amen.“

---

## Zehntes Kapitel.

---

Schwarz besucht Tanjore. Ein Catechist zu Bellum. Einige Briefe desselben. Erneuerung der Feindseligkeiten gegen den Rajah von Tanjore. Eroberung der Stadt, und ungünstige Rückwirkung derselben auf seine Missionsarbeiten. Seine beiden Reisen nach Madras. Guter Fortgang der Mission zu Tritschinopoli. Wiedereinführung des Rajah von Tanjore. Ankunft eines neuen Missionars und Tod desselben. Missionar Pohle läßt sich zu Tranquebar nieder. Schwarz macht häufige Reisen nach



Tanjore. Sein Brief an Professor Freylinghausen. Der Rajah von Tanjore. Schwarz lernt die Mahrattensprache, und übersetzt in dieselbe seinen tamulischen Dialogen. Zustand der Mission im Jahr 1777. (J. 1773 — 1777.)

Frühe im Jahr 1773 machte Schwarz eine Reise nach Tanjore, und da sich ihm eine Gelegenheit darbot, das Evangelium in der benachbarten Festung Bellum zu verkündigen, so beschloß er, einen Catecheten dorthin zu versetzen, und selbst diese Stelle von Zeit zu Zeit zu besuchen. Hierüber gibt er seinem Freunde, Herrn Chambers, in einem Briefe vom 20. Januar folgende Nachricht:

„ Schon lange habe ich Ihnen nicht mehr geschrieben, indem mich mancherlei Geschäfte vom Schreiben abgehalten haben. Gestern vollendete ich eine kurze Erklärung der Offenbarung Johannis, um welche mich einige malabarische Jünglinge in unsern Morgen- und Abendandachten ersucht haben. Wie herrlich sind doch die Verheißungen, welche Jesus seiner Gemeinde gegeben hat, um ihr zur treuen Vollendung ihrer Pilgerbahn Muth zu machen.

„ Gestern kam ich von dem benachbarten Bellum zurück. Da einige malabarische Einwohner daselbst sich gerne unterrichten lassen wollen, so machte ich einigen dort wohnenden Herren den Vorschlag, ein kleines Haus aufzurichten, in welchem wir uns ordentlich versammeln könnten; sie willigten hiezu ein, und haben jetzt 50 Pagoden für diesen Zweck gesammelt. Ich gedenke dort einen Catechisten zu halten, und selbst die Stelle von Zeit zu Zeit zu besuchen. Da mehrere heidnische Familien jenseits des Coleroonflusses seit einiger Zeit hieher gekommen sind, und Unterricht empfangen haben, so wünschen sie jetzt, daß auch bei ihnen ein Catechiste sich niederlassen möchte. In wenigen Tagen gedenke ich dorthin zu gehen, und die Sache einzuleiten, so weit mir der Herr die nöthigen Fingerzeige hiezu geben wird.

„Ich

„Ich hätte Ihnen noch gar Manches zu schreiben, aber meine Zeit ist beschränkt. Mögen Sie täglich wachsen in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn Jesu Christi. Möge der heilige Geist den Namen Jesu je mehr und mehr in Ihrem Herzen verklären, und Sie würdig machen, ein brauchbares Werkzeug zur Verherrlichung Gottes, und eben damit auch zur Beförderung der wahren Wohlfahrt Ihrer Mitmenschen zu seyn.“

In einem Briefe vom 14. Februar an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, drückt Missionar Schwarz seine Dankgefühle darüber aus, daß ihn und seine Mitarbeiter die Güte Gottes während einer allgemein verbreiteten ansteckenden Krankheit, welche innerhalb 14 Tagen mehr als tausend Menschen zu Tranquebar hinwegraffte, am Leben erhalten habe. Er gibt der Gesellschaft Nachricht von seinem Besuche bei den Einwohnern jenseits des Coleroon, etwa acht Stunden von Tritschinopoli, und fügt hinzu, daß der größere Theil der Einwohner des Dorfes geneigt sey, das Christenthum anzunehmen, und daß er zwei Catechisten dort zurückgelassen und Alles angeordnet habe, um eine kleine Kirche daselbst aufzurichten. Von da ging er nach Tranquebar, um dort seine Brüder, die dänischen Missionarien, zu besuchen und einige Angelegenheiten seiner Gemeinde daselbst in Ordnung zu bringen. Er nennt die wachsenden Ausgaben der Mission, drückt aber zugleich die demüthige Hoffnung aus, daß der gnadenreiche Gott für Alles sorgen werde, was die Nothdurft des Werkes und seiner Arbeiter erfordern; eine Hoffnung, welche nicht lange hernach durch ein Geschenk von 200 Pfund Sterling (2400 Gulden) erfüllt wurde, welche diese Gesellschaft zu seinem und seiner Catechisten Unterhalt ihm zugesendet hatte.\*)

---

\*) Bekanntlich führte der selige Schwarz die ganze Mission am Cavernflusse auf seine eigene Rechnung, indeß er

Mit gerührtem Dank nimmt er das Geschenk der Gesellschaft an Bibeln und Kirchengebetsbüchern an, welche für die englischen Soldaten ungemein willkommen waren, sowie das liebevolle Anerbieten des Archidiacon Congreve, die Uebersetzungs- und Druckkosten einiger kleiner englischer Schriften in die tamulische Sprache zum Gebrauche seiner Gemeinden zu übernehmen, und drückt seine Absicht aus, dieses Geschäft alsobald nach seiner Rückkunft nach Tritschinopoli zu übernehmen. Im August dieses Jahres schrieb er an seinen Freund, Herrn Chambers, von Tritschinopoli aus Folgendes:

„Hier ist Alles in Verwirrung. Das arme Tanjore wird, und wie die Leute zu sagen belieben, muß fallen. Ich fürchte, Tanjore hat das Maaß seiner Sünden erfüllt, und ist dahingegeben. Wirklich hat auch der arme Rajah gleich einem Blinden und Betrunknen behandelt, sonst würde er den letzten Schlag, der jetzt über ihn kommt, abgewendet haben. Im Januar war ich zum letzten Mal dort. Ich warnte die Leute und erklärte ihnen, daß sie zu Grunde gehen müssen, wenn sie auf der betretenen Bahn fortfahren. Der Sohn des ersten Ministers, Manozjappa, sagte: was können wir thun? Ich antwortete: wendet euch zu dem, der euch allein helfen kann. — Aber dieß ist nicht die Weise der Welt, versetzte er. — Gut, sagte ich, die Weise der Welt wird euch auch in den Abgrund stürzen. — Innerhalb kurzer Zeit wird sich die Sache entscheiden. Da man damit umgeht, die Kirche zu Bellum in einen Spital zu verwandeln, so will ich hin-

---

als Garnisonskaplan nur eine Besoldung von 100 Pfund Sterling bezog. Was ihm noch weiter zur Unterstützung seines Missionsgeschäftes zufließ, waren freiwillige Geschenke, welche er von Zeit zu Zeit aus Europa oder von englischen Freunden in Indien erhielt, und auf die er nicht rechnen konnte. Dieß ist ein neuer schöner Perlenkranz, welcher uns in seiner Lebensgeschichte entgegen glänzt.

gehen, um zu sehen, ob ich es verhindern kann. Der Heiland sey mit Ihnen und mit Ihrem Geiste. Beten Sie für uns!"

Die Besorgnisse über Tanjore, welche Schwarz in diesem Briefe ausdrückt, wurden durch den Entschluß der Regierung zu Madras veranlaßt, das Unternehmen des Nabobs von Arcot zu unterstützen, welcher schon lange damit umging, unter dem Vorwande, daß ihm der Rajah von Tanjore den schuldigen Tribut nicht bezahlt habe, denselben vom Throne zu stoßen und sich seiner Ländergebiete zu bemächtigen. In dieser Absicht zog am 3. August ein Heereshaufen von Tritschinopoli ab, und schlug in kleiner Entfernung von Tanjore ein Lager auf. Der arme Rajah machte Vorstellungen gegen diesen ungerechten Einfall in sein Land, aber vergeblich. Die Laufgräben wurden gemacht und die Batterien am 14. September eröffnet, worauf die englischen Truppen ohne den geringsten Widerstand in Tanjore einzogen. Der Rajah und seine Familie wurden im Fort zu Gefangenen gemacht, und der Nabob nahm nun Besitz von seinen Schätzen und seinem Königreiche.

Diese Veränderung in der Regierung von Tanjore wirkte nachtheilig auf die Fortschritte der Missionsarbeit in diesem Lande zurück. Der Nabob von Arcot und seine Söhne, ob sie gleich den Missionar Schwarz mit viel äußerlicher Höflichkeit behandelten, waren doch seinen Arbeiten unter dem Volke von Herzen abgeneigt, und das Gebäude, das zu Tanjore zum Gottesdienste gebraucht worden war, scheint um diese Zeit niedergerissen worden zu seyn.

Im Laufe des folgenden Jahres (1774) unternahm Missionar Schwarz eine Reise nach Madras, in der Absicht, von dem Nabob ein Stück Boden zu Tanjore zu erhalten, um eine kleine Kirche daselbst aufzubauen; allein seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. Als ihn später die Geschäfte zum zweiten Mal nach Madras

riefen, so wiederholte er sein Gesuch, welches abermals auf eine höfliche Weise abgewiesen wurde. Auf diesen beiden Reisen, so bemerkt er in einem spätern Briefe vom 21. Januar 1775, konnte er freimüthig und ungestört an allen Orten den Einwohnern das Evangelium verkündigen, und der größere Theil derselben schien je mehr und mehr die Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge des Christenthums in sich aufzunehmen. „Viele der bessern Familien, schreibt er, würden keinen Augenblick zaudern, das Christenthum anzunehmen, könnte man ihnen nur einen Weg zeigen, auf welchem sie nach dem Verluste ihres ganzen Eigenthums, der immerhin mit ihrem Uebergange zum Christenthume verbunden ist, sich auf eine ehrliche Weise ernähren könnten. Aber die Schwierigkeiten sind jetzt noch viel größer, als damals, da die Länder von Tanjore und Marawar noch ihre eigenen Fürsten und Regierungen hatten. Viele Tausende der Einwohner haben jetzt das Land aus Mangel an Nahrung und Beschäftigung verlassen. Wir gehen indes unsern Weg dahin, werfen alle unsere Lasten auf den, der für uns sorgt, und über tausend Mittel gebieten kann, all dieser Noth abzuhelfen, um der Aufnahme Seines Wortes die Wege zu bereiten.“

In demselben Briefe benachrichtigt Schwarz die Gesellschaft, daß zwei seiner Catechisten zu Bellum sich aufhalten, um die dort gesammelte kleine Gemeinde im Christenthume zu unterrichten, und daß seine eigene Gemeinde zu Tritschinopoli einen bedeutenden Zuwachs von Mitgliedern erhalten habe. Mit seiner gewohnten Aufrichtigkeit gesteht er zu, daß mehrere derselben mehr durch die Hungersnoth, welche das Land drückte, als durch ein redliches Verlangen, den Weg des Heils kennen zu lernen, hiezu veranlaßt worden seyn möchten. „Indes, fügt er hinzu, da sie unterrichtet zu werden verlangen, so halte ich es für meine Pflicht, allen Fleiß auf sie zu verwenden, wie sehr auch meine Arbeit sich überhäufen mag, indem ich hoffen darf, daß

wenigstens Einige einen guten Gebrauch von dem Unterrichte machen werden; auch bin ich bis jetzt in meinen Erwartungen hierin nicht getäuscht worden."

Der vollendete Schwarz war ein großer Kinderfreund, und nichts lag ihm so sehr am Herzen, als wo er nur immer konnte, die leibliche und geistliche Wohlfahrt derselben zu befördern. Es ist bekannt, daß die Aufrichtung von Schulen zum Unterrichte der eingebornen Jugend immer einen wichtigen Theil seiner Missionunternehmungen bildete; und auch auf die Kinder seiner europäischen Freunde, welche um ihn her wohnten, dehnte sich immer seine zarte Kinderliebe aus, obgleich er selbst freiwillig um des Reiches Gottes willen sein ganzes Leben in Ehelosigkeit zubrachte. Er hatte eine eigenthümliche Gabe, sich zu den Kindern herabzulassen, und die Lehren der Weisheit, die er ihnen bei jeder Gelegenheit gab, in die Sprache der Kindereinfalt einzukleiden und sich nach ihrer Fassungskraft zu richten. Zogen von Zeit zu Zeit seine Freunde aus dem Lande hinweg, so war es eine Sache der Erholung für sein liebendes Herz, selbst ihren Kindern, so weit es nur immer seine Geschäfte gestatteten, von Zeit zu Zeit ein Briefchen zu schreiben und sie zur Weisheit und Gottesfurcht zu ermahnen. Wir haben eine Reihe von Briefen dieser Art von seiner Hand vor uns, und wir können nicht umhin, um das Bild des edlen Mannes von allen Seiten darzustellen, einige dieser Briefe hier beizufügen.

Der Erste derselben ist ein Schreiben an die neunjährige Tochter seines Freundes, des Oberst Wood, der mit seiner Familie von Tritzchinopoli weggezogen war. „Es ist schon lange, schreibt er derselben, daß ich im Sinne hatte, dir ein Briefchen zu schreiben, da du von früher Jugend an meinem Herzen nahe bist. Ebendarum ist es natürlich, daß ich dir von Herzen Gutes wünsche, und vor Allem darnach verlange, daß es deiner unsterblichen Seele wohlergehen möge. Ich

bin es fest überzeugt, daß deine liebe Mutter Alles thun wird, was in ihren Kräften steht, um dich auf den Pfaden christlicher Gottseligkeit zu erziehen; indes dürfte immer noch die wohlgemeinte Ermahnung eines alten Freundes ein Plätzchen bei dir finden. Da Gott uns zu vernünftigen Geschöpfen gemacht hat, so ist es billig unsere große Sorge, unsern Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu schmücken. Nun ist uns das Wort Gottes vorzugsweise dazu gegeben, uns weise zu machen zur Seligkeit. Es lehrt uns auf die beste Weise, wer Gott ist, und was wir sind, und führt uns zu Jesu Christo, dem hochgelobten Heiland, der Kraft und Liebe genug hat, uns von unsern Sünden zu befreien und zu geliebten Kindern Gottes zu machen.

„Ich hoffe, daß du das Beispiel und die Anweisung deiner guten Mutter gerne benützen wirst, um täglich in der göttlichen Erkenntniß Jesu Christi zuzunehmen. Außer unsern Erkenntnißkräften haben wir auch noch einen Willen, um etwas zu erwählen oder zu verwerfen. Ist nun unser Wille auf Gott und Seine Verherrlichung hingerichtet, so werden wir Ihm gerne gehorsam seyn; neigt hingegen unser Wille zur Welt und zu sündlichen Dingen hin, so werden wir Ihm den Gehorsam verweigern. Es hat noch nie einen Menschen auf der Erde gegeben, dessen Wille so gut geleitet war, wie der Wille unseres Heilandes. Mitten unter seinen Leiden sagte er: „Nicht mein Wille, o Vater, sondern dein Wille geschehe!“ Wie nun ein wohlgeleiteter Wille ein Vorschmack des Himmels auf der Erde ist, so ist auf der andern Seite ein eigensünniger und ungehorsamer Wille die Quelle des größten Jammers. Darum bitte ich dich, mein liebes Kind, den Willen Gottes zu dem deinigen zu machen, um auch von Herzen sagen zu lernen: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe, o Gott! Da wir aber in jüngern Jahren nicht wissen, was gut für uns ist, so hat uns Gott befohlen, unsern Eltern zu gehorchen. Ich zweifle da-

her nicht, daß schon ein Wink von deiner lieben Mamma ein Befehl für dich seyn wird. Grüße mir deinen lieben Bruder (gegenwärtig ausgezeichneten General in der brittischen Armee) und deine beiden Schwestern. Die Gnade Gottes sey mit euch. Amen."

Diese Erinnerung des frommen Missionars an seine junge Freundin kam gerade zu rechter Zeit, indem nicht lange hernach ihr Vater, der Obrist Wood, in die Ewigkeit abgerufen wurde. Derselbe starb im Juli 1774, und setzte den seligen Schwarz zum Mitvollzieher seiner testamentlichen Verordnung ein; ein Auftrag, den derselbe wegen seiner persönlichen Freundschaft zu diesem trefflichen Manne, und wegen der Verbindlichkeiten nicht ablehnen zu dürfen glaubte, die er dem Verstorbenen, als einem ausgezeichneten Wohlthäter der Missionsfache, schuldig war. Nicht lange hernach schrieb Schwarz den hinterlassenen Waisen desselben folgenden Brief:

„Da die Zeit nahe ist, in welcher Ihr dieses Land verlassen werdet, so hielt ich es für meine Pflicht, Euch eine kurze Ermahnung zu geben, die Ihr ja gerne von mir, Eurem alten Freunde, aufnehmet. Wenn ihr dieses Land verlasset, so bitte ich Euch, keine der Sünden mitzunehmen, die Ihr hier so oft mit Augen sehen mußtet. Bittet Euren Erlöser, daß Er Euch alle Euerer Sünden vergeben und Euch den Beistand Seines heiligen Geistes schenken wolle, um Gott fürchten, lieben, und Ihm gehorchen zu lernen. Da Euer Alter zum Erübssinne nicht leicht geneigt ist, so wendet Eure unschuldige Heiterkeit dazu an, das Herz Eurer Mutter zu erfreuen. Ihr könnt ihr aber nicht besser gefallen, als wenn Ihr gehorsam seyn und Gott fürchten lernt. Leset jeden Tag Eure liebe Bibel, betet herzlich und vergesset es nicht, Eurem Erlöser ein Loblied zu singen. Gebt Eurem Eigensinne nie nach; und da Ihr wißt, daß Gott an der Demuth ein so großes Wohlgefallen hat, so lernet niedrigen Sinnes seyn,



und bittet Euern Heiland, daß er jeden Saamen des Stolzes ausrotten, und Euch in die Demuth einkleiden wolle. Gedenket auch meiner und betet für mich, daß ich würdig wandeln möge des Evangeliums unseres HErrn Jesu Christi, und daß durch meinen schwachen Dienst viele Seelen zu unserem HErrn Jesus Christus wahrhaft bekehrt werden mögen.“

Die Zahl der Neubekehrten in Tritschinopoli und in den benachbarten Dörfern, welche während des Jahres 1775 zu der Gemeinde Christi hinzugefügt worden waren, war sehr groß; und die meisten hatten in der Erkenntniß der Wahrheit solche Fortschritte gemacht, daß sie von der Hoffnung, die in ihnen war, einen genügenden Grund zu geben im Stande waren. Unter ihnen nennt Missionar Schwarz namentlich einen Jüngling aus einer vornehmen Kaste, welcher mehr als drei Jahre lang mit sich zu Rathe gegangen war, ob er das Evangelium annehmen wolle. Seine Verwandten setzten seiner Bekehrung jedes Hinderniß entgegen; aber er folgte der Ueberzeugung seines Herzens, und ward ein Christ. Seine Landsleute spotteten seiner, und wichen ihm aus; aber er ertrug seine Schmach mit großer Gelassenheit und Demuth. Als sie endlich sahen, daß sie seinen christlichen Muth nicht beugen konnten, so gestanden sie das Unrecht ein, das sie ihm angethan hatten, und baten ihn, sie mit dem Worte Gottes bekannt zu machen. In demselben Briefe spricht Schwarz von Familien bei Tritschinopoli, die zum Christenthume bekehrt worden waren, und die unter den schweren Verfolgungen, welche sie von ihren heidnischen Nachbarn erdulden mußten, mit ihrer stillen Geduld beim Bekenntnisse zum Christenthume einen so hohen Grad des heitern Muthes verbanden, daß eine Familie ihrer Nachbarschaft dadurch veranlaßt wurde, den Christenglauben anzunehmen, und die heilsamen Wirkungen ihres Betragens einen so allgemeinen Eindruck machten, daß Schwarz die Hoffnung äußerte, innerhalb

kurzer Zeit das ganze Dorf zum Christenthume bekehrt zu sehen.

Die Absetzung des Rajah von Tanjore, und die Besitznahme seines Landes durch den Nabob von Arcot, welche von der brittischen Regierung zu Madras begünstigt und unterstützt worden war, wurde im Jahr 1776 der Gegenstand ernsthafter Erörterungen im englischen Parlamente. Wie viel Mühe auch der Nabob anwendete, sich im Besitze seiner Eroberungen zu erhalten, so behielt doch die Stimme der Gerechtigkeit die Oberhand, und es kam von Seiten der Directoren der ostindischen Gesellschaft der Regierung von Madras der Befehl zu, den Rajah wieder in die Regierung einzusetzen. Nun wurde im April 1776 unter Bedingungen, welche dem brittischen Interesse in Indien sehr günstig waren, die Erhebung des Tulschadschi zur königlichen Würde zu Tanjore feierlich ausgerufen, und diese Wendung der Dinge legte den Grund zu der erneuerten und nun in ihren Folgen heilsamern Verbindung des Missionars Schwarz mit dem Rajah und mit seinem Lande.

Im Laufe desselben Jahres benachrichtigte der Professor Frenlinghausen zu Halle die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, nachdem sich dieselbe geraume Zeit wiederholt, aber immer ohne Erfolg, um Zusendung tauglicher Missionsarbeiter an ihn gewendet hatte, daß ein junger Candidat des Predigtamtes, M. Schoelkopf, der sich durch seine lebendige Gottseligkeit, wie durch seine Kenntnisse auszeichnete, sich auf dem Wege nach London befinde, um als Missionar nach Indien zu ziehen. Am 29. Oktober wurde er bei der Gesellschaft eingeführt, wobei ein Mitglied derselben in lateinischer Sprache eine warme Anrede an ihn hielt, in welcher des Missionars Schwarz auf eine ehrenvolle Weise gedacht wurde. „Sie arbeiten nicht allein auf dieser Laufbahn, sagte er zu ihm, denn neben dem göttlichen Beistande, dessen Sie für

Ihre Reise und Ihre künftigen Arbeiten jeden Augenblick bedürfen, haben Sie zugleich das Glück, ein weites und hoffnungsreiches Arbeitsfeld vor sich zu sehen, auf welchem Ihnen einer Ihrer Mitgefährten mit dem nachahmungswürdigsten Beispiele, in der Arbeit vorangegangen ist, durch dessen unermüdeten Fleiß, bewunderungswürdige Klugheit und rastlose Bemühungen das Ausbreitungswerk des Evangeliums zur großen Freude des Himmels und zur Ermunterung unserer Gesellschaft ansehnliche Fortschritte in Tanjore gemacht hat. Treten Sie muthig in seine Fußstapfen ein, und ehren Sie ihn nicht bloß als Freund und Kollegen, sondern als einen erfahrungsreichen Führer; folgen Sie seinem Glauben, seinem Eifer und seinen Tugenden nach, so wird die gründliche Erfahrung des Einen, der heitere Wettstreit des Andern, und die vereinte Arbeit Beider auf die Wirksamkeit der wahren Religion und die gewünschte Erweiterung des Reiches Christi in Indien wohlthätig zurückwirken."

Missionar Schoelkopf antwortete in lateinischer Sprache auf eine Weise, welche für sein Talent und für seine Frömmigkeit das ehrenvollste Zeugniß in den Herzen seiner Freunde zurückließ, und segelte sodann nach Indien ab; starb aber bald nach seiner Ankunft daselbst zur großen Betrübniß des Missionars Schwarz, der seiner in einem Briefe an Professor Freilinghausen vom 25. September 1777 mit tiefer, christlicher Empfindung in folgenden Worten gedenkt: „Die angenehme Nachricht Ihres Briefes, daß ein Missionar mir zur Hülfe kommen werde, bereitete mir großes Vergnügen. Dieser geliebte Bruder kam wirklich wohlbehalten zu Madras an; aber es gefiel dem HErrn über Leben und Tod, ihn an einer Entzündungskrankheit, die in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte, wieder zu sich zu rufen.

„Sie können sich leicht vorstellen, wie tief mich diese Botschaft verwundete. Aber der HErr ist heilig; ge-

recht und wahrhaftig sind alle Seine Wege. Uns gebührt es, uns Seinem Willen zu unterwerfen. Möge Er sich unserer erbarmen, und um Christi willen das Werk fördern, welches Er in unsere Hände gelegt hat."

Folgender Briefauszug enthält eine neue Beleuchtung der frommen und weisen Vorsicht, womit der sel. Schwarz jede berufswidrige Einmischung in Staatsangelegenheiten von sich abzuweisen wußte. „Was unsere Lage zu Tanjore betrifft, schreibt er um diese Zeit an einen seiner Freunde, so können Sie sich leicht denken, in welche Verwirrung uns die letzten Auftritte zu Madras versetzt haben.\*) Es konnte nicht fehlen, daß die Gefangennehmung des Gouverneurs einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten von Tanjore äußern mußte. Da es bekant war, daß der König Zutrauen in mich setzte, so versuchte man, in Briefen mich zu überreden, ihn für gewisse Vorschläge zu gewinnen. Dieß verweigerte ich auf eine höfliche Weise, als ein Geschäft, das mit der gewissenhaften Erfüllung meiner Berufspflichten im Widerspruche liegt. Dieß ist auch die Ursache, um welcher willen ich seit sechs Monaten mit dem Könige nicht gesprochen habe. Zu meinem großen Schmerz muß ich Ihnen melden, daß er sich in der letzten Zeit einem ausschweifenden und verschwenderischen Leben hingegeben hat; so daß ich für ihn und seine Bekehrung zum Christenthume nur wenig Hoffnung habe; indeß wollen wir nicht vergessen, daß Gott überschwenglich thun kann über Alles, was wir bitten und verstehen. Ich habe auf Verlangen des Königes die Mahrattensprache gelernt,\*\*) in welche ich das Zwei-

\*) Ein heftiger Zwist, in welchen der brittische Gouverneur zu Madras mit seinem Staatsrathe gerathen war, hatte zur Folge, daß der letztere den Gouverneur, Lord Pigot, gefänglich einziehen ließ; wodurch vielfache Unordnungen in der Staatsverwaltung Indiens um diese Zeit veranlaßt wurden.

\*\*\*) Diese Sprache wird am Hofe der Fürsten von Tanjore

gespräch zwischen einem Christen und Heiden nunmehr übersetzt habe, das ich schon früher in der malabarischen Sprache verfaßt hatte, und das auf Kosten des Archidiacons Congreve zum Drucke befördert worden war. Möge Gott nach dem Reichthume seiner Gnade seinen Segen auf diese Arbeit legen. Der Hauptinhalt dieses nützlichen Buches, das unter dem tamulischen Volke viel Gutes gestiftet hat, und noch jetzt mit Nutzen gebraucht wird, ist in folgenden Kapiteln zusammengefaßt: 1) Ueber das Wesen und die unendliche Majestät Gottes. 2) Ueber seine glorreichen Eigenschaften. 3) Ueber die Schöpfung und Vorsehung Gottes. 4) Ueber den heiligen und seligen Zustand, in welchem Gott unsere ersten Stammeltern geschaffen hat. 5) Ueber ihren beklagenswerthen Fall, und das darauf folgende große Elend. 6) Ueber die unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, nach welcher Er dem gefallenem Menschengeschlechte einen Erlöser verheißt und denselben zu rechter Zeit gesendet hat. 7) Ueber die Person unseres Erlösers, und was Er zur Erlösung des Menschengeschlechtes gethan hat. 8) Ueber den von Gott angewiesenen Weg, wie der Sünder wieder zur Gnade Gottes gelangen kann; und namentlich den Weg der Buße, des Glaubens und der Heiligung. 9) Ueber die Mittel, durch welche der Mensch Kraft zur Buße empfängt; namentlich das Gebet und die heiligen Sakramente. 10) Ueber die unbeschreibliche Seligkeit derer, welche auf dem Pfad des Glaubens wandeln, und Gottes Gebote halten. Am Schlusse dieser Schrift folgt noch 11) eine kurze Abhandlung, in welcher die Wahrheit der christlichen Religion bewiesen wird.

---

gesprochen, welche von den Mahratteneroberern Indiens abstammen; und dem Umstande, daß Schwarz diese Hofsprache fließend sprechen lernte, ist wohl auch der bedeutende Einfluß zuzuschreiben, den er in der Folgezeit an diesem Hofe gewann.

„Ich bedaure sehr, mit diesen Worten schließt Schwarz seinen Brief, daß ich nicht für immer zu Tanjore wohnen kann. Kaum habe ich einen Zutritt zu den Herzen meiner Zuhörer gefunden, so muß ich sie wieder verlassen. Sie sehen wohl, mein theurer Freund, daß mit solchen vorübergehenden Unterredungen nicht viel gewonnen wird. Es bedarf eines fortgesetzten Unterrichtes im Christenthum, so wie des häufigen, freundlichen Umganges mit den Heiden, wenn man Gelegenheit finden will, die göttlichen Wahrheiten der heiligen Schrift ihren Herzen so nahe zu bringen, daß sie dieselben zum Gegenstand ihrer ernstestn Betrachtung machen. Indem man ihnen die merkwürdigsten Begebenheiten erzählt, welche im Alten und Neuen Testamente geoffenbaret sind, so wird dadurch die Grundlage des Heidenthums erschüttert, und das Christenthum stellt sich in seiner ganzen Schönheit vor ihre Augen hin. Viele Heiden haben mir die Bemerkung gemacht, daß das, was ich ihnen in den ersten Unterredungen mitzutheilen pflegte, ihnen als etwas erschien, das kaum ihrer Aufmerksamkeit werth sey, und schon hätten sie im Stillen gedacht, wie sie mich durch ihre Fragen fangen und beschämen wollen. Nachdem sie aber eine vollständige Darstellung von dem ganzen Inhalte des Christenthums und dem innern Zusammenhang seiner Geschichten und Lehren von mir vernommen hätten, so sey ihnen erst der Endzweck des Christenglaubens, und der Gewinn, den man dadurch erreiche, in klarem Lichte aufgegangen. Gott gebe, daß wir mit neuem Eifer und mit vermehrter Kraft und Freude unsere Hand an das große Werk der Heidenbefehrung legen mögen.“

Die in den Briefen des Missionars Schwarz so häufig vernommene Klage darüber, daß es ihm durch die Umstände unmöglich gemacht sey, einen bleibenden Wohnsitz zu Tanjore zu nehmen, wurde endlich durch die freundliche Vermittlung seiner dänischen Brüder zu

Tranquebar gestillt. Als diese nämlich den frühen Hinscheid des seligen Missionars Schoellkopf vernahmen, sandten sie unverweilt einen Gehülften aus ihrer Mitte, den Missionar Christian Pohle, welcher nicht lange zuvor zur Verstärkung ihrer Missionsstelle nach Indien gesendet worden war, und den jetzt auf die dringende Verwendung des Missionars Schwarz die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis in ihre Dienste nahm, und nach Tritschinopoli versetzte, um es dem Missionar Schwarz möglich zu machen, seine Arbeit der Mission zu Tanjore bleibend zuzuwenden. „Missionar Pohle, schreibt Schwarz, hat einen klaren Kopf und ein frommes Herz, verbunden mit dem aufrichtigen Verlangen, den Eingebornen Gutes zu thun; auch hat er ansehnliche Fortschritte in den orientalischen Sprachen gemacht, so daß er schon nach drei Monaten Vorträge in der malabarischen Sprache halten konnte.“

Dieser wackere Missionar, Herr Pohle, lernte eben so bald die englische Sprache, so daß er im Englischen und Tamulischen in kurzer Zeit das Evangelium verkündigen, und bald einen sehr thätigen Antheil am Werke des Amtes, so wie am Jugendunterrichte nehmen konnte.

Von seinem neuen Gehülften in seinen Berufsarbeiten zu Tritschinopoli kräftig unterstützt, war es jetzt dem Missionar Schwarz im Jahr 1777 möglich geworden, die Missionsstelle zu Tanjore viermal zu besuchen. „Auf einer meiner Reisen, erzählt er, kam ich an einem großen Orte an, wo gerade die heidnischen Einwohner ein Fest feierten. Ich war erstaunt über die großen Menschenhaufen, welche ich vor mir sah. In einiger Entfernung von ihnen stellte ich mich hin, wurde aber bald von großen Schaaren derselben umringt, welchen ich die herrlichen Eigenschaften des allein wahren Gottes ans Herz legte, und ihnen fühlbar zu machen suchte, wie sie durch ihren thörichten Götzendienst seinen Namen entehien. Zugleich sagte ich

ihnen, welche unendliche Barmherzigkeit Gott den verlorenen Sündern dadurch erzeigt habe, daß Er ihnen einen Erlöser sandte, und wie sie jetzt Alle zu Theilhabern an den Segnungen seiner Erlösung eingeladen werden sollen. Allen schien diese neue Botschaft wohl zu gefallen, und sie gestanden ihre eigene Thorheit ein und gaben den hohen Vorzug der christlichen Lehre zu; ich sprach mit ihnen, bis ich ganz erschöpft war."

In seinem Briefe an die Gesellschaft in London beklagt Schwarz in diesem Jahr den Verlust eines geschickten und musterhaften Catechisten, des Ranappen. „Seine gründliche Erkenntniß der christlichen Lehre, schreibt er, sein sanftmüthiges Benehmen gegen Jedermann, sein zufriedener Sinn, und vor Allem seine Liebe zu Christo und sein demüthiger Eifer in der Verkündigung des Wortes Gottes wurden von Christen und Heiden anerkannt." In Hinsicht auf die Heiden im Allgemeinen, fügt Schwarz hinzu, obgleich Viele, welche von der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christenthums überzeugt seyen, noch durch irdische Beweggründe von der Annahme desselben zurückgehalten werden, so offenbare sich dennoch in der gründlichen Befehrung Einzelner der Segen, welchen Gott auf seine Arbeit lege. „Es ist unsere Pflicht, setzt er hinzu, in der Erfüllung unseres Berufes Treue zu beweisen, ohne gerade zu ängstlich darnach zu fragen, wie Vielen oder wie Wenigen wir durch unsere Arbeit nützlich gewesen seyen."

Folgender Auszug eines Briefes, den Schwarz unter dem 23. Januar 1778 von Tanjore aus an den Professor Freilinghausen zu Halle schrieb, enthält die kurzen aber lebhaften Ausdrücke der Empfindungen, welche der Rückblick auf das verfloßene Jahr in seiner Seele rege machte. „Gepriesen sey Gott für seine überschwängliche Gnade, schreibt er, durch welche die Missionsbrüder mit mir selbst am Leben erhalten, unterstützt, geleitet und getröstet worden sind. Wer sind wir doch, daß Er von einem Tag zum andern, uns so



viel unverdientes Gute zufließen läßt? Wir sind Alle wohl, obgleich einige von uns die Wirkungen des herandrückenden Alters zu fühlen beginnen. Die verschiedenen Gemeinden zu Tritschinopoli, Bellum und Tanjore gehen nicht nur ihren geregelten Gang fort, sondern haben kürzlich einen Zuwachs von fünfzig neuen Mitgliedern erhalten. Die Schulen werden mit gutem Erfolg fortgesetzt; aber mit Bedauern muß ich bemerken, daß der jüngere Lehrer der englischen Schule seine Entlassung begehrte, weil ihm eine einträglichere Stelle angeboten worden ist. Auch der ältere Schullehrer will uns verlassen, und ein Kaufmann werden. Der wahre Werth der Rettung unsterblicher Menschenseelen ist diesen Leuten noch nicht im rechten Lichte in der Seele aufgegangen. Da sie so viele um sich her wahrnehmen, denen es bloß um Geld sammeln zu thun ist, und auch wirklich Manchen dieses Lebensziel gelingt, so sind auch sie nach irdischem Besitze lüstern geworden. Möge nur der gnadenreiche Gott uns nicht verlassen!

„Unsere Catechisten befinden sich sämmtlich auf verschiedenen Reisen, um Christen und Heiden das Evangelium zu verkündigen. Aus ihren Berichten so wie aus meinen eigenen Beobachtungen geht hervor, daß eitle Menschenfurcht die Hauptursache ist, um welcher willen so viele Heiden sich verhindern lassen, das Christenthum anzunehmen. — Von dem Könige von Tanjore kann ich gegenwärtig nicht viel Gutes sagen. Vormalß standen ihm die Brahminen im Wege, und jetzt — —. Aber lassen Sie uns nicht vergessen, daß Gott alle Dinge möglich sind. Er hat Wege und Mittel genug in seiner Hand, den Stolzen zu demüthigen, und der Verbreitung des Evangeliums neue Bahnen aufzuschließen. Ich habe dem Könige meine Abhandlung in der Mahrattensprache überreicht; er hat sie freundlich aufgenommen, und liest sie, wie man mich versichert. Möge Gott den Inhalt dieses Buches an seinem Herzen segnen!“

## Fünftes Kapitel.

Bleibender Aufenthalt des Missionars Schwarz zu Tanjore. Sein Missionsbericht für das Jahr 1778. Briefe an Freunde. Geschichte eines bekehrten Hindu-Jünglings. Gründung einer Christengemeinde zu Tanjore. Schwarz wird nach Madras berufen. Seine Sendung zu Hyder Ali. Nachricht von seiner Reise nach Seringapatam. Seine Aufnahme bei Hyder Ali, und seine Arbeiten im Feldlager desselben. Seine Rückkehr nach Madras. Aufbau einer Kirche zu Tanjore. (Jahr 1778 und 1779.)

Von diesem Zeitpunkte an (Jahr 1778) schlug Missionar Schwarz seinen Aufenthalt bleibend zu Tanjore auf, obgleich er von Zeit zu Zeit Tritschinopoli besuchte, und die Missionsarbeiten beider Stellen leitete.

Schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ward das Ländergebiet von Tanjore von einem Sprößling der königlichen Mahratten-Familie, Namens Eckoschi, dem damals regierenden Hindufürsten durch gewaltsame Eroberungen entrisen. Bewässert von dem heilig geachteten Strome des Cavery, wird das ganze Land für ein heiliges Land gehalten, und war von den ältesten Zeiten her ein Lieblingsaufenthalt der Hindus. Die Hauptstadt des Landes, welche an das Delta \*) grenzt, das die beiden Ströme Cavery und Coleroon umfließen, ist wohlhabend, und glänzend mit einer Pagode geziert, welche an Pracht alle andern Gebäude in Indien überstrahlt; auch findet sich in derselben eine größere Anzahl götzdienstlicher Gebäude und wohlthätiger Anstalten, als dies in allen übrigen Nachbarprovinzen der Fall ist. Der Boden des Landes ist ausnehmend reich und ergiebig; auch sind die Einwohner

\*) Delta wird ein Landesstrich genannt, der inselartig von Strömen eingeschlossen ist, und die Gestalt des griechischen Buchstabens  $\Delta$  bildet, daher es diesen Namen zu tragen pflegt.

desselben zahlreich und gewerbsam. Da die Hindus im Lande, die ursprünglichen Bewohner desselben, von der Eroberung eines muhamedanischen Fürsten nur wenig gelitten hatten, so konnten sie von dem Charakter ihrer heidnischen Religionsweise vieles beibehalten; auch wurden von jeher die Studien ihrer heiligen Literatur mit viel Eifer und glücklichem Erfolge unter denselbigen gepflegt. Obgleich die Stadt Tanjore ihrem Umfange nach nicht bedeutend ist, so wurde sie doch wegen ihres verhältnißmäßigen Wohlstandes und ihrer statistischen Lage um diese Zeit zum Wohnsitz eines brittischen Staatsbeamten (Residenten) und einer brittischen Garnison auserkoren, und sie gewann eben dadurch eine höhere Wichtigkeit in den Ländergebieten Indiens. Dieß war die Stelle, wo Missionar Schwarz von nun an im seligen Ausbreitungsgeschäfte des Christenthums nach der gnädigen Leitung unseres Gottes seine Zeit und seine Kräfte verzehren sollte.

In seinem Berichte an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß vom Jahr 1778 macht er die Bemerkung, daß unter den Hindus zu Tritschinopoli und Tanjore viele Tausende und selbst viele unter der Brahminenkaste sich befinden, welche ungeschert ihren bisherigen Götzendienst für eitel und sündhaft erklärten. Wenn man sie durch Beweisgründe in die Enge treibe, so sey es nichts Ungewöhnliches, sie sagen zu hören: es ist wahr, was nützen uns alle unsere Götzbilder und unsere zahllosen Ceremonien! Es ist nur Ein höchstes Wesen, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge! — „Kaum vergeht ein Tag, schreibt er, an welchem nicht Brahminen meine Wohnung zu Tanjore besuchen, aufmerksam dem zuhören, was zu ihnen gesprochen wird, und häufig ein Buch nehmen, das die Lehre Christi enthält, und dieselbe als eine göttliche Religion preisen. Aber nur allzu häufig endigt ihre Ueberzeugung mit dem Ausdrucke bloß äußerlichen Beifalles. Als ich einen Brahminen fragte, fährt Missionar

Schwarz fort, wohin sein Entschluß gehe, ob er die Sprache seines Gewissens unterdrücken, oder die Lehre Christi annehmen und sich öffentlich zu ihr bekennen wolle, so gab er zur Antwort: er könne nicht läugnen, daß die Predigt von Christo einen Eindruck auf sein Herz gemacht habe; auch habe er bereits einige seiner Verwandten behorcht, was sie zu seinem Uebertritt zum Christenthume sagen würden; allein sie alle finden die Aufgabe zu schwer und zu gefahrvoll, indem noch die ganze Volksmasse umher dem Heidenthume ergeben sey. Nichts als Menschenfurcht hält sie jetzt noch ab, den Christenglauben anzunehmen; aber es läßt sich mit Recht hoffen, daß die erstarkte bessere Ueberzeugung sie früher oder später muthig genug machen wird, dieses schmachvolle Joch des Satans und der Sünde abzuwerfen. Was mich betrifft, fügt er am Schlusse hinzu, so lebe ich der heitern Zuversicht, bessere Tage zu sehen, und freue mich daher in der Gegenwart der schönen Gelegenheit, die heilsame Lehre Christi zu verkündigen, indem ich es mir immer wieder aufs Neue sage, daß man zuerst säen muß, ehe man erndten kann. Zu Tritschinopoli beginnen und endigen wir den Tag mit einer öffentlichen Andachtsstunde. Häufig sind Brahminen und Andere dabei zugegen, und sehen zu, wie wir das Wort Gottes lesen, und sodann miteinander beten und singen. Ich mache es nie den Heiden schwer, jedem unserer Gottesdienste beiwohnen zu können."

Im Anfang dieses Jahres schrieb Missionar Schwarz abermals den Kindern seines verstorbenen Freundes, des Obristen Wood, ein Briefchen, das zu lieblich lautet, als daß wir dasselbe übergehen könnten. „Die gute Nachricht von Eurer Gesundheit, schreibt er, und Euren Fortschritten in nützlichen Kenntnissen macht meinem Herzen große Freude. Besonders aber das Zeugniß Eures kindlichen Gehorsams, das Eure gute Mamma Euch gegeben hat. Ich kann nicht daran den-

fen, ohne dafür den Namen unseres Gottes zu preisen. Ich bin auch der getrosten Zuversicht, Ihr werdet auf dem betretenen Wege fortfahren, um der Trost Eurer guten Mutter, ja was noch unendlich mehr ist, die Freude des HErrn und Seiner heiligen Engel zu werden.

„O meine lieben jungen Freunde, leset täglich das Wort Gottes, und lasset die Betrachtung desselben Euer Vergnügen seyn. Auf diesem Wege wird Euer Verstand wahrhaftig erleuchtet; die Lehre unseres hochgelobten Erlösers wird eine Speise werden für Eure Seelen; die ganze Liebe Eures Herzens wird auf den hingewandt werden, welcher die einzige Quelle ist Eurer Seligkeit, und Euer ganzer Wandel wird dem Sinn und Leben Eures besten Freundes ähnlich werden, und so wird das Wort Gottes das Mittel seyn, Euch vor dem Pfade der Gottlosen zu bewahren. Aber leset nie das Wort Gottes ohne Gebet. Glaubt es mir, meine lieben Freunde, daß die Vernachlässigung des inbrünstigen Gebetes die Ursache so vieles Bösen in der Welt ist. Vergesst es nicht, wie zärtlich der hochgelobte Heiland uns ermahnt, in unser Kämmerlein zu gehen, die Thüre zuzuschließen, und zu unserem Vater im Verborgenen zu beten. Ihr wißt es, wie sehr Er selbst ein solches Gebet übte, und sein Vorbild hierin nachzuahmen, ist unsere Pflicht und unsere Seligkeit. Wo Ihr immer seyn möget, da seyd auf der Hut, daß nicht böse Gespräche Eure zarten Herzen verderben. Ihr wisset, daß wir nie unsern Herzen trauen dürfen; seyd daher wachsam über Euch selbst, und wandelt in der Gegenwart Gottes.

„Ihr sehet, wie offen ich gegen Euch bin, weil ich Euch lieb habe, und herzlich wünsche, von Eurem zeitlichen und ewigen Wohlergehen zu hören. Wie sehr würde ich mich freuen, könnte ich bei Euch seyn, und mit Euch meine Knie beugen vor dem Vater unsers HErrn Jesu Christi. Da dieß aber in diesem Leben wahrscheinlich nicht mehr geschehen wird, so hoffe ich,

eine selige Ewigkeit mit Euch zuzubringen. Betet für mich, daß ich in der Verkündigung des Evangeliums meines Erlösers treu erfunden werden, daß ich nicht vergeblich arbeiten, sondern unsterbliche Seelen für Christum gewinnen und meinen Lauf mit Freuden vollenden möge."

Briefe dieser Art lassen tief in die Seele des edeln Mannes hineinschauen. Sie athmen den ächten Missionsgeist, der sich zu den Kleinen, wie zu den Großen, in der Nähe und in der Ferne, hingezogen fühlt, und jede Gelegenheit benützt, um durch weisen Unterricht der Erkenntniß Christi den Weg zu den Herzen der Menschen zu bereiten.

Seinem Freunde, Herrn Chambers, welcher indes nach Calcutta gezogen war, schrieb Missionar Schwarz unter Anderem Folgendes: „Bisher hat der barmherzige Gott mich Unwürdigen erhalten, und mir zahllose Wohlthaten zufließen lassen. Möchte ich Ihm nur für seine unverdiente Barmherzigkeit von Herzen dankbar seyn. Vor wenigen Tagen trug sich hier etwas zu, was meinem Herzen große Freude bereitete, obgleich es mit mancherlei Verlegenheit für mich verbunden war. Ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren aus einer vornehmen Kaste entschloß sich, unsere Abendandacht zu besuchen; er hörte das Wort Gottes, nahm am Gebete Theil, überlegte, was für ihn zu thun sey, und gelangte zu dem festen Entschlus, sich an das verachtete Häuflein der Gläubigen anzuschließen. Weder leibliche Bedürftigkeit, noch lästige Verhältnisse seiner Familie, sondern allein das Verlangen, selig zu werden, leiteten ihn zu diesem Entschlusse. Er sollte die junge Tochter eines reichen Mannes zu Seringham heirathen, und schon war der Tag der Hochzeit bestimmt. Er erklärte seiner Mutter, er wolle gerne mit dieser Tochter Hochzeit machen; aber es dürfe nur auf eine christliche Weise geschehen. Die Mutter wurde im höchsten Grade über ihn erbittert. Ich wünschte, sagte sie

zu ihm, dich ums Leben gebracht zu haben, sobald du das Licht der Welt erblicktest, und überhäufte ihn jetzt mit den bittersten Schmähungen. Die Verwandten wußten ihn mit List in die Hände zu bekommen, und brachten ihn in ein enges Gefängniß; indeß wußte er ihnen doch zu entweichen, und flüchtete zu uns nach Tanjore. Nun machten seine Mutter und Andere einen großen Lärm, und verlangten von mir, ich solle ihn nicht aufnehmen. Ich erklärte ihnen in Gegenwart der Brahminen und vieler Andern, daß ich nie gewohnt sey, einen Menschen zu zwingen, daß ich ihn ebendarum auch nicht zurückweisen könne, wenn er verlange, von mir unterrichtet zu werden. Hier ist er, sagte ich, fragt ihn selbst, ob er mit euch gehen, oder bei uns bleiben will. Der junge Mann sagte: Mutter und Freunde, könnet ihr mir einen bessern Weg zum Himmel zeigen; so gehe ich mit euch, aber im Götzendienste will ich nicht länger leben. Ich ging nun in mein Haus zurück; und die Verwandten schleppten den Jüngling mit Gewalt nach Bellum. Jedoch wußte er ihnen abermals zu entweichen, und er nahm aufs Neue seine Zuflucht zu uns. Ich unterrichtete ihn täglich, und habe ihn jetzt getauft. Möge Christus alle seine Widersacher in Kurzem überwinden!"

„Den Rajah habe ich seit dem Februar nicht mehr gesehen. Er hat noch zwei Weiber genommen, lebt in Ausschweifung, und überläßt sich der Trunkenheit, wie die Leute sagen. Er ist überall von schlechten Menschen umgeben, und um die ganze Wahrheit zu sagen, so soll die Weise, wie viele Europäer sich gegen ihn benahmen, ihn sehr zurückgestoßen haben. Sie wissen ja, mein theurer Freund, wie die meisten unserer Landsleute leider eben nichts nach dem fragen, was Christi ist.“

Sein folgender Brief an Herrn Chambers ist ein neuer Beleg für den lautern Sinn christlicher Gottseligkeit, durch welchen sich Missionar Schwarz so vortheilhaft auszeichnete. Der Mann, über welchen er

sich in diesem Briefe mit Betrübniß ausdrückt, war geraume Zeit Missionsgehülfe in Madras gewesen; hatte sich aber durch zeitliche Unternehmungen in Geldverlegenheiten verwickelt, wodurch dem heilsamen Einflusse seiner frühern segensreichen Wirksamkeit großer Schaden zugefügt wurde. Zur Freude der Christen, die ihn kannten, ließ es ihm später der Herr gelingen, die Befleckungen seines Missionsberufes durch einen rechtschaffenen Wandel wieder zu tilgen, und den Heiden die heilige Lauterkeit christlicher Grundsätze aufs Neue zu beurfunden. Die zarten Anspielungen auf seinen Fall dürfen indeß immerhin als warnendes Beispiel für alle diejenigen genannt werden, welche in die Missionslaufbahn in Indien eintreten, damit sie sich mit aller Sorgfalt vor zeitlichen Unternehmungen hüten mögen. Die milde Verträglichkeit, welche der sel. Schwarz bei dieser schmerzhaften Veranlassung übte, möge zugleich für jeden ein Beispiel der Liebe darstellen, womit sie selbst einen gefallenen und Uergerniß gebenden Bruder wieder aufzurichten verpflichtet sind.

„Ich bin hier zu Madras gestern angekommen, schreibt Schwarz unterm 25. Juni 1778 an Herrn Chambers, und da ein Schiff morgen nach Bengalen abgeht, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen ein Paar Linien zu schreiben. Die Veranlassung zu dieser Reise ist für uns sehr schmerzlich. Herr N., der auf sich selbst und auf uns Alle durch sein Betragen viel Schmach gebracht hat, ist gefährlich krank geworden. Einige Freunde hielten es für nöthig, daß ich versuchen sollte, über gewisse Punkte vor seinem Abscheiden mehr Aufschluß zu gewinnen. Er ist besser, allein ich fand es bis jetzt noch nicht für rathsam, in die Sache einzutreten, und kann Ihnen bloß sagen, daß sein Benehmen uns den tiefsten Schmerz bereitet hat. Aber was soll ich sagen? O lassen Sie uns wachen und beten, damit nicht auch wir in Versuchung fallen. Was



ist doch der Mensch, wenn er seinen thörichten Anschlügen hingegeben ist.

„Ihr freundliches Schreiben hat mich mitten unter meiner großen Betrübniß innig erquickt. Das ist doch wieder eine frohe Botschaft aus Zion, welche Sie mir schreiben. Gelobt sey Gott! Ich freue mich, daß Sie Herrn N. (einen jungen Missionar zu Calcutta) wieder einigermaßen auf die rechte Spur gebracht haben. O mögen Sie doch das selige Werkzeug seyn, ihn wieder ganz auf den geraden Weg zurückzuführen. Mit großem Vergnügen werde ich im Kreise der hiesigen Christengemeinde des frommen Anstandes gewahr, den die Mitglieder derselben in ihrem äußern Betragen zu Tage legen. Möge der Geist Christi über sie kommen gleich einem Regen, damit die Wüste ein fruchtbares Land werde, ein schönes Gefilde zum Preise des Herrn. Leider werden wir von allen Seiten gewahr, daß wir in Tagen des Abfalles, und in einer Welt voll Gotteslästerung unsere Pilgerbahn zurücklegen; aber dieß muß uns nicht muthlos machen, den Namen unseres Gottes und Heilandes zu verherrlichen. O nein, tu contra audentior ito! (Nur um so muthiger lassen Sie uns dem Feinde entgegentreten!) Wer weiß, ob uns Gott nicht auf diese oder jene Weise segnen wird; und sollte es auch, was Gott verhüte, den Anschein gewinnen, als brächten wir unsere Kraft umsonst zu, so ist ja doch das Amt und auch die Frucht desselben das Amt unseres Gottes.

„Es ist ein gar lieblicher Gedanke für mich, welcher mir durch das Lesen Ihres Briefes aufs Neue klar geworden ist, daß Gott auf jegliche Weise im Stande ist, sich seine Diener zu erwecken, welche seinen Willen thun, und die Ehre seines Namens befördern; wenn auch diejenigen, welche dieß zu thun die heiligste Verbindlichkeit haben, ihrer Berufung ungetreu werden sollten. Mögen Sie, gleich Johannes dem Täufer, ein brennendes und scheinendes Licht seyn,

ein Licht voll der Erkenntniß Gottes; brennend und kräftig, um Leben um sich her zu erwecken, und diese seligmachende Erkenntniß als einen hellen Glanz nach allen Richtungen hin auszubreiten.

„Und nun, mein theurer Freund, bleiben Sie in Ihm, so werden Sie täglich fruchtbarer werden, und Ihre Frucht wird bleiben, und Ihr Gebet wird angenehm seyn vor Gott; so daß der Vater im Himmel um Jesu willen thun wird, um was Sie Ihn bitten, weil wir mit dem Sohne Gottes verbunden sind. Lassen Sie uns stark seyn in dem Herrn, und wachen und beten, damit wir Freudigkeit haben am Tage Seiner Zukunft. Er selbst lasse das Werk Ihrer Hände wohlgelingen.“

Missionar Schwarz wohnte während seines Aufenthaltes zu Madras bei dem englischen Major Stevens, mit dem er während des Aufenthaltes desselben zu Tanjore vertraute Bekanntschaft gemacht hatte. Nach der Wiedereinsetzung des Rajah daselbst veranlaßte diesen ausgezeichneten Offizier die warme Theilnahme für die Religion Christi zu dem Entschlusse, auf seine eigenen Kosten ein Haus in der Festung aufrichten zu lassen, in welchem Schwarz sowohl der englischen Besatzung, als den eingebornen Christen der Stadt gottesdienstliche Versammlungen hielt. „Wir haben unsere Kirche in Tanjore verloren, bemerkt er in einem Briefe an einen Freund, nachdem die Festung in die Hände des Nabob gefallen war. Dieser hielt uns mit leeren Zusagen hin; als wir aber ganz rathlos waren, wo wir uns zum Gottesdienste versammeln wollten, so baute uns mein frommer Freund, Major Stevens, eine von schönem Leimboden aufgerichtete Kirche, welche ihn über 100 Sternpagoden gekostet hat.\*) Da aber die

\*) Eine Sternpagode, welche sich von andern dadurch unterscheidet, daß sie in ihrem Gepräge einen Stern hat, und davon den Namen trägt, hat nach deutscher Münze den Werth von etwa 4 fl. 12  $\mathcal{R}$  rheinisch.

Gemeinde schnell zunahm, und von Zeit zu Zeit eine neue Strohbefdeckung nöthig war, so waren wir im Januar 1779 darauf bedacht, eine geräumige und solide Kirche aufzubauen. Es wurde eine Subscription deshalb eröffnet, deren Betrag jedoch höchst unbedeutend war. Zu Madras waren nicht lange zuvor etwa 10,000 Pagoden mit Freuden beigetragen worden, um ein Schauspielhaus aufzurichten; aber für ein Bethaus hatte die Leute kein Geld. Der edle Major Stevens, welcher eine solche Subscription am kräftigsten hätte befördern können, und der im Sinne hatte, nach seiner Rückkehr nach Europa dem Directorium der ostindischen Gesellschaft die wahren Interessen des Landes im klaren Lichte darzustellen, hat am 14. October 1778 in einem Treffen vor Pondichery sein Leben eingebüßt.

„General Munro, dem meine vertraute Herzensbekanntschaft mit dem edlen Gefallenen wohl bekannt war, hat mir auf die freundlichste Weise sein Beileid darüber bezeugt, indem er zu mir sagte: einen zweiten Stevens bekommen Sie nicht so bald wieder; ich bitte Sie aber, mich als Ihren Freund zu betrachten. Obgleich wir unser Vertrauen nicht auf Menschen setzen dürfen, und auch ihre Zusagen selten mehr als bloße Höflichkeitsbezeugungen sind, so danke ich dennoch meinem Gott, wenn Er ein Herz willig macht, auch nur im kleinsten Grade Sein Werk fördern zu helfen. Bei einem Besuche, den General Munro mit mir dem Rajah machte, bemerkte der General, daß das Christenthum dem Heidenthum weit vorzuziehen sey. „Ich bin überzeugt, sagte ich hierauf, daß die christliche Religion hunderttausendmal besser ist, als die Abgötterei.“ Aber das Betragen der Europäer macht einen schlechten Eindruck auf sein Gemüth.

„Im vollen Vertrauen auf die Hülfe Gottes machte ich mich an den Bau unserer Kirche im kleinen Fort. Am 10. März 1779 legte der General den Grundstein, und ich hielt der versammelten Garnison eine kurze

Predigt über den 67. Psalm. Da ich durch Uebersetzungen und Hülffleistungen im Lager dem General einen kleinen Dienst erwiesen hatte, so kam mir zufällig zu Ohren, daß derselbe die Regierung darum angegangen hatte, mir für meine Bemühung ein Geschenk zu machen. Kaum hatte ich dieß vernommen, so schrieb ich alsobald nach Madras, um jedes Geschenk für mich abzulehnen; wollten sie mir indeß einen Gefallen thun, so ersuchte ich sie, mir zum Aufbau meiner Kirche mit Ziegelsteinen und Leimen ein Geschenk zu machen, von welchem große Vorräthe hier liegen, da wir nicht Geld genug zur Bezahlung der Arbeiter, geschweige zum Ankauf der Baumaterialien haben. Der General hat mir versprochen, meine Bitte zu unterstützen."

Es dauerte nicht lange, so erhielt Missionar Schwarz vom General einen Brief, welcher wünschte, daß er ohne Zögerung nach Madras kommen möge, da der Gouverneur, Sir Thomas Rumbold, ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Bei seiner Ankunft daselbst wurde ihm gesagt, daß seine Bitte, rücksichtlich des Kirchenbaues, genehmigt worden sey, und ihm jetzt zugleich der Endzweck mitgetheilt, um dessen willen er nach Madras gerufen worden war. Dieß war kein anderer, als eine vertraute Sendung zu dem damaligen weltberühmten Eroberer, Hyder Ali \*), nach Seringa-

---

\*) Hyder Ali war der Sohn eines kleinen Häuptlings im Reiche Mysore, der sich, nachdem er die Kriegskunst in der französischen Armee in Indien gelernt hatte, nach und nach zum Befehlshaber des mysorischen Heeres emporschwang, am Ende sich die oberste Gewalt anmaßte, und den Beherrscher von Mysore nebst dessen Familie aus seinem Lande jagte. Es währte nicht lange, so dehnte er von Mysore seine raschen Eroberungen über die ganze westliche Küste Indiens aus, und fing bald an, dem Nabob vom Carnatic, so wie der englischen Regierung in Indien, als gefährlicher Nachbar zu erscheinen.

patam, um die gegenwärtige Gesinnung dieses Mannes in Hinsicht auf die Engländer kennen zu lernen, und denselben von der friedlichen Absicht der Regierung zu Madras zu versichern. Von dieser merkwürdigen Sendung gab Missionar Schwarz eine kurze Nachricht in seinem jährlichen Berichte an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, so wie in seinen Mittheilungen an seine deutschen Freunde, und sie verdient umständlicher erzählt zu werden, da sie manche Merkwürdigkeiten der Reise und seines Verkehrs mit diesem berühmten Ländererobrer in sich faßt. Seine Beschreibung von Seringapatam, der Residenzstadt desselben, so wie der Regierung Hyders zu einer Zeit, da dieser der Schrecken und die Geißel der brittischen Regierung in Indien war, wird noch immer mit Interesse gelesen werden; obgleich sein und seines Sohnes Name gleich den Namen so vieler anderer Welteroberer aufgehört hat, Bewunderung oder Besorgnisse anzuregen.

Es ist bereits bemerkt worden, daß bei verschiedenen Gelegenheiten Missionar Schwarz aufgefordert wurde, das Geschäft eines Vermittlers zwischen der brittischen Regierung und mehreren eingebornen Fürsten Hindostans zu übernehmen. Dieß darf uns auch keineswegs befremden, denn sein durchdringender Verstand, der Scharfblick, der ihm eigen war, seine große Bekanntschaft mit den Sprachen dieser Völker und ihrer Eigenthümlichkeiten, seine reiche Erfahrung, sein ruhiges Gemüth, das sich überall in voller Gewalt hatte, sein offenes Gesicht, und einfaches, edles Benehmen, und vor allem seine bekannte Uneigennützigkeit und unbestechliche Rechtschaffenheit machten ihn vorzugsweise

---

Hyder starb im Jahr 1782 mit dem Rufe, einer der größten und tapfersten Fürsten Asiens gewesen zu seyn. Das von ihm gestiftete Reich Mysore wurde durch die Kriege, welche sein Sohn Tippe Sahib mit den Engländern führte, immer mehr geschwächt, und im Jahr 1799 zerstückelt.

zu solchen Dienstleistungen tüchtig. Diese ausgezeichneten Talente und Eigenschaften standen noch überdies unter der Herrschaft der lautersten christlichen Grundsätze, und waren der Verherrlichung seines göttlichen Herrn und Meisters unterthan; auch zeigt seine Lebensgeschichte, daß er bei Aufträgen dieser Art seinen Charakter als christlicher Missionar, der ihm über Alles galt, zu keiner Zeit vergessen habe.

Als Missionar Schwarz bei dem Gouverneur, Thomas Rumbold zu Madras, eingeführt wurde, um für den Auftrag, der ihm anvertraut werden sollte, die erforderliche Anweisung zu erhalten, redete mich, so schreibt Schwarz, der Gouverneur etwa mit folgenden Worten an:

„Wir haben Ursache zu glauben, daß Hyder Ali kriegerische Absichten gegen die brittischen Besitzungen in Indien hegt; er hat in einigen Briefen sein Mißfallen ausgedrückt, und spricht selbst in drohendem Tone. Wir wünschen, seine Gesinnungen in dieser wichtigen Sache mit Gewißheit zu erfahren, und glauben, daß Sie hiezu der tauglichste Mann sind. Sie werden uns verpflichten, wenn Sie eine Reise zu Hyder machen, seine Absichten genauer kennen lernen, und ihn versichern wollten, daß wir friedliche Gesinnungen gegen ihn hegen.

„Die Ursache, warum wir Ihre Person dabei ins Auge faßten, ist Ihre Kenntniß der hindostanischen Sprache, bei welcher Sie keines Dolmetschers in Ihren Conferenzen mit Hyder bedürfen. Auch sind wir von Ihrer Uneigennützigkeit vollkommen überzeugt, und wissen, daß Sie sich durch Niemand werden bestechen lassen. Sie haben dabei Nichts zu thun, als Hyder auf seine eigenen Briefe zu verweisen, und einige zweifelhafte Umstände zu beantworten. Finden Sie ihn zum Frieden geneigt, so sagen Sie ihm, daß einige Glieder des Rathes zu ihm kommen, und die Sache in Ordnung bringen werden. Da die Absicht dieser Sendung gut

und christlich ist, um nämlich das Vergießen von Menschenblut zu verhindern, und dem Lande den Frieden zu bewahren, so ist ein solcher Auftrag Ihrem heiligen Berufe vollkommen angemessen, und darum hoffen wir, daß Sie denselben annehmen werden."

Dieser unerwartete Antrag setzte den frommen Missionar, wie leicht zu erwarten war, in große Verlegenheit. „Ich verlangte Bedenkzeit, schreibt er, um die Sache im Gebet Gott vorzutragen, da mir alsobald klar wurde, daß sie in mehr als Einer Hinsicht ein gefährliches Unternehmen war. Nachdem ich mir Weisheit von Oben erfleht hatte, hielt ich es für meine Pflicht, die Sache von mir nicht abzulehnen. Diese Sendung zu Hyder hatte es ja nicht mit politischen Kunstgriffen zu thun. Die Segnungen des Friedens zu bewahren, ist der einzige Zweck, der dabei vorliegt, und ich darf glauben, daß dieser Zweck von Seiten der brittischen Regierung redlich gemeint ist. Sollte Gott nach dem Reichthum seiner Gnade mich als Werkzeug gebrauchen wollen, um die Wohlfahrt des brittischen Indiens zu fördern, so darf ich mich nicht entziehen, und den Gefahren des Unternehmens, die mir klar vor Augen stehen, ausweichen. Ich wage es daher im vollen Vertrauen auf den väterlichen Schutz meines Gottes. Ueberdies wird mir auf diesem Wege die willkommene Gelegenheit zu Theil, das Evangelium Gottes, meines Heilandes, in vielen Gegenden zu verkündigen, wo es nie zuvor bekannt geworden ist. Zugleich beschloß ich, meine Hand vor jedem Geschenke unbesiegt zu erhalten; auch hat mich wirklich der Herr in Stand gesetzt, bei diesem Vorsatze zu beharren, so daß ich nicht einen Pfening mehr als meine bloßen Reisekosten in Empfang genommen habe."

Am 1. Juli 1779 machte sich Schwarz, begleitet von seinem tüchtigen Catechisten Sattinaden, von Tritschinopoli aus auf den Weg. Die erste Nacht brachte er zu Curuttaley, einem schönen Orte am Cavernsflusse,

zu, dessen Wasserleitungen die Niederungen weit umher bewässerte, und dem Nabob es möglich machte, bis zu Tritschinopoli hin dreimal im Jahr eine reiche Erndte einzuholen. Am 6ten hielten sie zu Cattaley stille, und sprachen mit vielen Einwohnern über das große Heil, das Christus der Welt bereitet hat. Abends kamen sie zu Caroor, etwa 16 Stunden von Tritschinopoli, an, das eine Grenzfestung der mächtigen Ländergebiete Hyder Ali ist. Hier fanden sie den Sohn eines vornehmen Holländers von Colombo, bei welchem Schwarz früher gewohnt, und der ihm viel Freundlichkeit erzeigt hatte. Dieser junge Mann hatte unter den glücklichsten Umständen im väterlichen Hause gelebt. Da ihm aber eine Kleinigkeit vom Vater abgeschlagen worden war, so lief er im Verdruß nach Negapatam, verwickelte sich in gefährliche Unternehmungen; und trat am Ende in die Dienste des Hyder Ali, für den er Rekruten aus hob, indes er sich selbst durch Leichtsinm in große Schulden stürzte. Hier brachte er nun im Elend seine Tage zu, besenßzte seine frühere Thorheit, ohne jedoch Kraft und Willen genug zu haben, derselben den Abschied zu geben. „Wie viele, bemerkt Schwarz, habe ich nicht kennen gelernt, welche mit entschiedenem Vorsatz ihr Glück, ihr Leben, ja nur allzu oft, wie zu fürchten ist, ihre ewige Seligkeit eingebüßt haben. O wie sehr sollten Eltern und Lehrer sich bemühen, den ihrer Erziehung anvertrauten Kindern Demuth und die Ueberwindung ihres eigenen Willens einzuschärfen.“

Zu Caroor hielt sich Schwarz einen Monat lang auf, um von Hyder Ali die nachgesuchte Erlaubniß, in seinem Lande weiter reisen zu dürfen, hier abzuwarten. Während dieser Wartezeit, welche für so viele andere in hohem Grade lästig und langweilig erschienen seyn würde, fand Schwarz eine Menge der nützlichsten Beschäftigungen. Er unterrichtete einige seiner Diener, und taufte sie, und unter den Einwohnern umher verkündigte er mit seinem Catechisten die Majestät Gottes,



das tiefe Verderben des Menschen, den mächtigen Erlöser, und die Nothwendigkeit der Buße und des Glaubens an denselben. Bei seinen Vorträgen war die Straße oft mit Menschen angefüllt, und viele horchten aufmerksam zu. Ein Brahmine sagte: Dieß ist tiefe Weisheit. Ein Anderer sprach zu ihm: Betrachte einmal das Wasser im Flusse, nimmt dieß je eine andere Gestalt an? Eben so wenig werden wir uns ändern. Andere machten den Einwurf, sie müssen zwar die christliche Lehre für gut anerkennen, aber es sey ihnen widerlich, sie von Europäern zu empfangen; würde sie von Brahminen gepredigt, so würde sie ihnen willkommener seyn.

Am 6. August setzte Schwarz mit seinem Catechisten von Caroor die Reise weiter fort, und fand überall auf dem Wege Gelegenheit, großen Schaaren von Heiden zum erstenmal die Freudenbotschaft von Christo zu verkündigen. Am 8. brachte er zu Curremudi den Sonntag zu, wohin ihm sein holländischer Freund von Caroor nachgeeilt war, um in der Wildniß wieder einmal einen Sonntag mit ihm zu feiern. „Wir befanden uns, schreibt Schwarz, an den Ufern des Flusses Cavery, dessen herrliche mit hohen Schattenbäumen bedeckte Gestade einen entzückenden Anblick gewähren. Wir hatten mit einem Pandaram (Gelehrten) dieser Gegend eine lange Unterredung über die Hauptpunkte der Religion. Als er von der Auferstehung hörte, rief er aus: was ist das? kann denn der Körper wieder aufstehen? Am folgenden Tag führte sie der Weg nach Errodet, wo sie noch Spuren der englischen Armee antrafen, welche einige Jahre zuvor diese Festung belagert hatten, und Nachmittags kamen sie in Bowany an. „Dieß ist eine Insel, erzählt Schwarzens Tagebuch, welche der Cavery bildet, und die bei den Hindus hoch verehrt wird. Ich machte mich mit den Einwohnern derselben bekannt, und besuchte die herrlichen Stellen

Stellen am Flusse, wo die Brahminen zusammen zu kommen pflegen. Der schöne Wasserstrom, sowie die hohen und schattenreichen Bäume dieser Insel sind für Gemüth und Auge ein köstlicher Genuß, wie man ihn in Europa selten findet. Ich verkündigte den Brahminen die Lehre Christi, und forderte sie ernstlich auf, dieselbe zu prüfen und ihrem Lichte die Herzen aufzuschließen. Dem Anscheine nach waren sie mit Allem wohl einverstanden; aber dabei blieben sie stehen. Wir haben schon von euch gehört, sagte einer derselben, wie ihr das wahre Gesetz zu Caroor verkündigt habt."

Am 14. August erreichten sie Sattimungulum, nachdem sie mehr als einen Tag lang am Fuße des östlichen Ghautsgebirges hingewandert waren. Dieses Fort ist auf einen hohen Felsen gebaut, und ihm gegenüber steht in gleicher Höhe eine Pagode, von welcher aus vor wenigen Jahren Obrist Wood das Fort beschießen und ohne viel Anstrengung einnehmen konnte. Drei Tage später kam Schwarz bei dem Engpasse von Guzulhatti an, der in das Gebirge führt. Die Hitze war ausnehmend groß, und furchtbare Berge erhoben sich vor ihren Augen. „Frühe Morgens am 18., schreibt Schwarz, machten wir uns auf den Weg, nicht ohne mannigfaltige Besorgnisse, und ebendarum nicht ohne inbrünstiges Flehen zum Herrn um seinen väterlichen Schutz. Viele Einwohner begleiteten uns, von denen mehrere brennende Holzfackeln trugen, um die Tiger im Walde zurückzuschrecken. Nur allmählig steigt man den an manchen Stellen steilen Berg hinan. Die Schluchten und Abgründe, an denen der Weg vorüber führt, sind so fürchterlich, daß man nicht ohne augenblicklichen Schwindel in sie hinabblicken kann; zudem ist der Pfad an vielen Stellen so schmal, daß ein einziger falscher Fustritt unausbleibliches Verderben nach sich ziehen würde. Glücklicherweise wurden die gefährlichsten Stellen durch das dicke Gebüsch dem Auge verdeckt.

Als wir zur Hälfte den Berg hinangestiegen waren, hob sich die Sonne empor. Staunen und Bewunderung Gottes ergriff meine ganze Seele, als mein Auge die zahlreichen Bergspitzen und die dazwischen liegenden engen Thäler überblickte. Ich konnte mich an diesem Anblick nicht satt sehen, und die Furcht vor Tigern war verschwunden. Wir verkündigten hier dem Volke die Majestät, die Macht und unbeschreibliche Größe unseres Gottes. Diese Berge, welche den Wanderer ermüden, und diese herrlichen Thäler sind Sein Werk, und Er hat sie geschaffen, um Seine Ehre zu verkündigen. Aber der arme, verkehrte Mensch blickt hinweg von diesen Wundern Gottes, und schafft sich mit seinen eigenen Händen alberne Bildnisse, zu denen er spricht: ihr seyd meine Götter!”

„Um neun Uhr hatten wir den Engpaß des Gebirges mit seinen sieben aufeinander gethürmten Anhöhen überstiegen. Wir erwarteten nun, auf der andern Seite des Gebirges hinabzukommen; aber es breitete sich jetzt eine weite Ebene vor uns aus, und wir wurden gewahr, daß das Land Mysore eine halbe Stunde höher liegt, als das niedrigere Carnatic. Obgleich in diesen Bergschluchten Tausende von Tigern umhergeschwärmen, so hatten unsere Leute auf dem Wege doch nur einen einzigen gesehen. Kaum hatten wir uns in einem Dorfe zur Ruhe niedergelegt, als ein Gewitter sich erhob, dessen Donnerschläge so laut und gewaltig waren, daß der ganze Berg in Stücke zerschmettert zu werden schien.“

„Am 19. führte uns der Weg über einen zweiten Berg, der jedoch mit dem ersten in Hinsicht auf die Höhe nicht zu vergleichen war. Wir fanden hier eine ziemlich geräumige Herberge, in welcher ich dem Volke das Evangelium verkündigte. Einer unter dem Haufen, ein Brahmine, erwiederte: Kein Mensch kann so heilig leben, wie du verlangst; biete einmal jedem, wem du immer willst, ein Stück Geld an, und seine bessern

Vorsätze sind dahin!" — Eine Bemerkung, die bei so vielen Menschen und besonders unter den Hindus ihre volle Geltung hat, die aber durch die launere Uneigennützigkeit des Mannes, an welchen sie gerichtet war, am besten widerlegt wurde. Am folgenden Tag gelangten sie nach Arryacottah, wo Schwarz in hindostanischer Sprache mit den Brahminen über die Religion sich unterhielt. Der Oberbrahmine ließ ihn indeß von den Leuten hinwegrufen, aus Besorgniß, Hyder möchte von dieser Versammlung hören und argwöhnen, daß sie über politische Gegenstände gesprochen hätten. „Hyder, fügte er hinzu, fragt nach der Religion ganz und gar nichts. Er selbst hat keine, und überläßt jedem seine Religion nach eigener Wahl.“ „Diese Bemerkung fand ich vollkommen richtig, sagt Schwarz, und sie liefert einen auffallenden Gegensatz zu der despotischen Regierungsweise dieses in jeder andern Hinsicht glücklichen Abentheurers, und der empfindungslosen Frömmerei seines Sohnes Tippoo.“

„Am 22. August hielten wir, da es Sonntag war, zu Madenemuley, einem kleinen niedlichen Städtchen, stille, und ich hielt unter den grünen Bäumen am Flusse Gottesdienst. Wir flehten zum Herrn, daß Er sich unserer und dieses verfinsterten Volkes erbarmen möge. Das ganze Land umher ist herrlich mit Grün bedeckt und mit Bäumen gut angepflanzt. Die Luft war frisch, und die Nächte waren ziemlich kalt, so daß wir eine Bedeckung wohl brauchen konnten. Da es seit einiger Zeit nicht geregnet hatte, so glaubten die armen Heiden, Gott würde bald Regen senden, wenn sich nur die Brahminen entschließen könnten, gewissen strengen Büssungen sich zu unterwerfen. Indesß rief Einer aus dem Haufen laut aus: Unsere Religion ist ein vollständiges Gewebe von Betrügerei! — Ueber den Fluß, der hier vorüberströmt, führt eine Brücke, die auf drei und zwanzig Pfeilern ruht. So oft ein Regen gefallen ist,

muß der Aufseher der Brücke alsobald Alles ausbessern lassen, was etwa das Wasser an den Seitenwänden der Pfeiler beschädigt haben möchte. „Es ist eine Regel von Hyders Staatshaushaltung, bemerkt Schwarz, Alles auf der Stelle wieder ausbessern zu lassen. Auf diesem Wege wird Alles in gutem Zustande erhalten, während viele Ausgaben erspart werden. Die Europäer in Carnatic thun das Gegentheil; sie lassen Alles unter ihren Händen zu Grunde gehen.“

„Am 24. August kamen wir im Fort von Mysore an, von welchem das ganze Reich seinen Namen trägt, und ich wurde mit Vergnügen die Schönheit gewahrt, in welche die Hand Gottes die ganze Natur umher eingekleidet hat. Ein hoher Hügel der Nachbarschaft, auf welchem eine Pagode erbaut ist, ward vormals für Reisende eine gefährliche Stelle. Die heidnischen Bergbewohner glaubten nämlich, ihre Götter hätten eine besondere Freude daran, wenn man ihnen die Opfergabe von Menschennasen darbringe; und darum überfielen sie häufig die Reisenden, schnitten ihnen die Nasen ab, und brachten sie ihren Gözenbildern zum Opfer dar. Hyder hat indeß diese grausame Gewohnheit streng verboten, so daß Reisende jetzt den Weg mit Sicherheit machen können. Von dieser Anhöhe aus hatten wir eine deutliche Aussicht auf das fernliegende Seringapatam, die berühmte Residenz Hyder Ali's, die wir am folgenden Tag erreichten. Eine schöne steinerne Brücke führte uns über den Fluß. Auf der andern Seite der Festung läuft ein zweiter Arm des Stromes, so daß Seringapatam eine Insel bildet.“

„Ich hatte mir ein Zelt auf dem Glacis aufgeschlagen, da mir im Fort selbst die Luft zu dumpf und die Hitze zu schwül war, und ein ansteckendes Fieber in demselben wüthete. Ich hatte aber zu jeder Zeit die Freiheit, hineinzugehen. Die Festungswerke haben ein bedeutendes Aussehen, sollen aber nicht stark seyn. Viele Häuser haben zwei Stockwerke, und einige der

alten Gebäude sind von gehauenen Stein und auf hohen Säulen aufgerichtet. Der Palast des Hyder Ali, den er selbst erbauen ließ, ist sehr schön, und nach dem Styl der orientalischen Bauart gearbeitet. Er ist ganz von Stein, und hat viele Pfeiler. Am Ende der Pagode steht der alte Palast der frühern Könige von Mysore. Der vorherige Besitzer des königlichen Throns, welchem Hyder einen Jahresgehalt zukommen läßt, wohnt noch in demselben. Er hat seine Dienerschaft, wird aber als Staatsgefangener behandelt. Hyder selbst macht ihm bisweilen einen Besuch, und bleibt in seiner Gegenwart gleich einem Diener aufrecht stehen. So wissen sich die Kinder dieser Welt zu verstellen. Die Söhne des Königs sind alle todt, und man glaubt allgemein, daß sie im Geheimen ermordet worden sind."

„Dem Palaste gegenüber ist ein großes Viereck, auf dessen beiden Seiten offene Wohnungen sich befinden, in denen Hyder's Kriegs- und Civilbeamte ihre bestimmten Plätze haben, um die Staatsgeschäfte abzumachen. Hyder kann sie alle vom Balkon seines Palastes aus überschauen, und da sie zu bestimmten Stunden an der angewiesenen Stelle seyn müssen, um vom Lande und der Armee her die Berichte in Empfang zu nehmen, so weiß jeder, der hier ein Geschäft hat, wo er die Leute finden soll. Hier herrscht keine Pracht, aber die äußerste Regelmäßigkeit und Schnelligkeit."

„Obgleich Hyder bisweilen seine Diener belohnt, so ist doch der Schrecken das Haupttriebkrad, welches das Ganze in Bewegung setzt. Jeden treibt die Furcht zur Erfüllung seiner Pflicht, weil er die fürchterlichen Folgen kennt, welche unmittelbar auf die Verschümmelung derselben folgen. Personen vom höchsten wie vom niedrigsten Range werden auf dieselbe Weise bestraft; der Tyrann hält zwei hundert Schergen, welche mit Peitschen in der Hand Tag und Nacht in Bereitschaft stehen, und kein Tag vergeht, ohne daß eine gute Anzahl derselben ihre Tracht Schläge bekommt. Der Gouver-

neur einer ganzen Provinz steht eben so gut unter der Peitsche wie der geringste Sklave. Hyder behandelt sie alle gleich; selbst seine beiden Söhne und sein Tochtermann sind derselben grausamen Strafe unterworfen. Ist einer seiner obersten Staatsbeamten öffentlich gepeitscht worden, so ist ihm nicht gestattet, sein Amt niederzulegen; vielmehr ist er gezwungen, dasselbe zu behalten, damit die Malzeichen an seinem Körper ihn und Andere abschrecken mögen, denselben Fehler zu begehen. Hyder scheint zu denken, daß ein jeder, der reich zu werden sucht, auf alle Grundsätze der Ehre verzichtet hat."

„Als ich einmal des Abends in den Palast hineintrat, wurde ich im Audienzzimmer eine Anzahl Leute gewahr, welche im Kreise umhersaßen. An ihrer Kleidung merkte ich, daß sie die Abgabeneinnehmer der Distrikte waren, und auf ihren Gesichtern waren die Merkmale peinlicher Angst deutlich zu lesen. Hyder's persischer Sekretär sagte mir, sie seyen gekommen, um ihre Rechnungen vorzulegen. Sie Alle hatten das Aussehen von Verbrechern, welche jetzt das Todesurtheil erwarten. Nur sehr Wenige von ihnen waren im Stande, Hyder's Erwartungen zu befriedigen, und daher wurden grausame Strafen täglich an ihnen vollzogen. Kaum vermag ich es niederzuschreiben, wie Einer dieser Unglücklichen behandelt wurde. Der arme Verbrecher wurde an einen Pfosten gebunden; zwei Soldaten stellten sich mit Peitschen neben ihn, und schlugen auf die grausamste Weise auf ihn zu, während die spitzen Hacken seinen ganzen Körper zerfleischten. Das Jammergeschrei dieses elenden Schlachtopfers war herzzerreißend. Aber dieser grausamen Behandlung ungeachtet gibt es doch immer Schaaren von Menschen, welche diese einträglichen Stellen begierig suchen, und einander um dieselben hastig überbieten. Die Brahminen sind die allerschlechtesten in diesem Handel; hat einer derselben einen Distrikt gepachtet, so zieht er un-

barmherzig den Einwohnern die Haut mit der Wollé ab. Wird er endlich wegen seiner Rückstände aufgefordert, vor Hyder zu erscheinen, so schützt er die Armuth vor, und hat er die blutige Geißelung in Empfang genommen, so kehrt er in seinen Distrikt zurück, um seine Gelderpressungen zu erneuern. Können wir uns wundern, wenn ein Volk unter einer solchen Regierung alles Gefühl für Ehre eingebüßt hat."

Wohl dürfen wir zu diesen schauervollen Bemerkungen des vollendeten Schwarz noch hinzufügen, daß den unglücklichen Völkern Indiens, welche Jahrhunderte lang unter den Geißelhieben blutdürstiger Tyrannen seufzten, schon durch die bald darauf erfolgten Eroberungen der brittischen Nation in Indien, und durch die Einführung einer billigen und menschenfreundlichen Gerechtigkeitspflege, noch mehr aber durch die still fortschreitende Pflanzung des Christenthums in ihrer Mitte die größte Wohlthat der göttlichen Vorsehung zu Theil geworden ist, durch welche nun seit fünfzig Jahren der feste Grund zu ihrer geistigen, religiösen und bürgerlichen Wiedergeburt gelegt werden durfte.

„Hyder's Armee steht unter der Leitung von vier Oberoffizieren, welche Baschi genannt werden. Man kann sie als Zahlmeister betrachten; indeß bestehen ihre Berrichtungen nicht bloß darin, die Truppen zu bezahlen, sie haben zugleich auch für das Rekrutirungswesen zu sorgen, und als Richter die Streitigkeiten der Soldaten zu schlichten. Mit diesen Leuten hatte ich häufige Unterhaltungen. Einige derselben sprechen persisch, Andere hindostanisch, und Alle sind Muhamedaner. Einmal fragten sie mich, welches das beste Gebet sey, und an wen man dasselbe richten müsse? Ich erklärte ihnen, wie wir als sündhafte Geschöpfe, welche den ewigen Tod verdient haben, uns dem allmächtigen nur im Namen des Mittlers Jesu Christi nahen können, und legte ihnen das Gebet des HErrn aus. Nun fragten sie mich, ob der HErr Jesus in seinem Evange-



lium die Zeit seiner Zukunft und den Tag des Gerichts bestimmt habe? Ich erklärte ihnen die Lehre des Evangeliums hierüber, Einigen in tamilischer, Andern in hindostanischer Sprache. Da Hyder's Hofbedienung meist aus Brahminen besteht, so hatte ich auch mit diesen häufige Unterhaltungen. Einige derselben gaben mir sehr bescheidene Antworten; Andere wichen der Unterredung aus, und gaben mir zu verstehen, daß ihre Tempel nicht umsonst gebaut worden seyen. Die Gebäude, sagte ich, mögen immer nützlich seyn, aber die Götzen, welche ihr in denselben verehret, haben durchaus keinen Werth."

„Außerhalb des Forts liegen mehrere Hundert europäische Soldaten im Lager; ein Theil derselben sind Franzosen, ein anderer Deutsche. Auch traf ich hier einige malabarische Christen an, welche ich zu Tritschinopoli unterrichtet hatte. Sie in diesem Lande, fern von allem christlichen Unterrichte, zu finden, war schmerzlich für mein Herz. Um so mehr machte es mir Freude, während meines Aufenthaltes den Unterricht zu erneuern, den sie früher von mir empfangen hatten. Der Hauptmann Buden, welcher die deutschen Truppen befehligte, gab sein Zelt dazu her, in welchem ich jeden Sonntag den Gottesdienst verrichtete, ohne daß wir zuvor bei Hyder um Erlaubniß hiezu nachgesucht hatten. Wir sangen und beteten, und ich verkündigte meinen armen Landsleuten das Wort Gottes, ohne daß es einem Menschen einfiel, uns daran zu hindern. Ich habe Ursache, dieß als eine gnädige Leitung der Vorsehung Gottes zu betrachten."

„In Hyders Palaste kamen Vornehme und Geringe herbei, um über den Inhalt der christlichen Lehre Fragen an mich zu machen; so daß ich ungehindert so lange mit ihnen sprechen konnte, als es mir nur immer die Kraft gestattete. Hyders jüngerer Sohn (nicht Tippu), der mich im Audienzsaale (Durbar) sah, grüßte mich freundlich, und lud mich ein, ihm in seinen Ge-

mächern einen Besuch zu machen. Ich sagte ihm, ich wolle dieß gerne thun, sobald er von seinem Vater die Gestattung hiezu erhalten habe, indem mein Besuch ohne diese Erlaubniß leicht für ihn und für mich nachtheilig werden könnte. Dieß sah er auch gar wohl ein; denn selbst die vertrautesten Freunde wagen es nicht, offen mit einander zu reden. Hyder hat allenthalben seine Spionen. Allein ich wußte gar wohl, daß ich über religiöse Gegenstände Tag und Nacht sprechen durfte, ohne ihm deßhalb einen Anstoß zu geben.

„Als ich zur Audienz bei ihm zugelassen wurde, hieß mich Hyder neben ihn auf den Boden sitzen, der mit den reichsten Teppichen bedeckt war; auch wurde nicht von mir verlangt, meine Schuhe abzuziehen. Er horchte auf Alles, was ich ihm zu sagen hatte, drückte sich sehr freimüthig und offen aus, und sagte mir, daß, obgleich die Europäer ihr gegebenes Versprechen gebrochen hatten, er dennoch bereit sey, im Frieden mit denselben zu leben. Nun wurde mir ein Schreiben vorgelesen, das auf seinen Befehl verfertigt worden war. In diesem Schreiben, sagte er, habe ich das Wesentliche unserer Unterhaltung angegeben. Sie werden aber persönlich weitere Erörterungen hinzufügen. Hyder schien mit diesem Ausdrucke meinen Besuch als Einleitung zu einem Friedensbündnisse zu betrachten; allein der Nabob zu Madras wußte alle diese Absichten zu vereiteln.

„Während ich neben Hyder saß, mußte ich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit welcher alle Staatsgeschäfte abgemacht wurden. Kaum hatte er aufgehört mit mir zu reden, so lasen ihm seine Staatssekretäre einige Briefe vor, und augenblicklich diktirte er ihnen eine Antwort in die Feder. Jetzt eilten sie hinweg, schrieben die Briefe ins Reine, lasen sie ihm vor, und er selbst drückte sein Siegel darauf. Auf diese Weise wurden in diesen wenigen Abendstunden viele Briefe ausgefertigt. Hyder selbst kann weder lesen noch schrei-

ben, aber er hat ein vortreffliches Gedächtniß; nur Wenige wagen es, ihn zu hintergehen. Er befehlt dem Einen, einen Brief zu schreiben, den er ihm vorlesen muß; jetzt wird ein Anderer herbeigerufen, der den Brief zum zweiten Mal lesen muß. Hat nun der Sekretär seinen Sinn nicht genau getroffen, oder ist er im Geringsten vom gegebenen Befehle abgewichen, so hat er es mit seinem Kopf zu büßen.

„Häufig saß ich mit Hyder in einer auf Marmorsäulen ruhenden Halle, welche in den Garten sich öffnete; der, obgleich klein, doch niedlich mit Bäumen angelegt war, auf welche zweierlei Früchte gepfropft waren. Ich sah eine Anzahl Knaben Erde in den Garten tragen, und erfuhr, daß es Waisen waren, welche Hyder nähren und kleiden ließ, und die zu Soldaten herangezogen wurden. Diese Sorge für arme Waisen gefiel mir, und wie sehr wünsche ich, daß die brittische Regierung ihm, wenigstens in diesem Stücke, nachahmen, und der indischen Jugend Gelegenheit zu einer christlichen Ausbildung verschaffen möchte. Also geziemt es der brittischen Nation, und Gott wird es von ihren Händen fordern. Hat Er sie doch darum mit Macht ausgerüstet, nicht um sich selbst, sondern den Namen Gottes zu verherrlichen, und Ihm zu dienen.“

„Als ich am letzten Abende Abschied von Hyder nahm, ersuchte er mich, persisch vor ihm zu reden, wie ich es mit einigen seiner Hofbedienten gethan hatte. Ich that es, und setzte ihm die Beweggründe meiner Reise auseinander. „Sie wundern sich vielleicht, sagte ich, wie ich, ein Diener Gottes, der nichts mit politischen Dingen zu thun hat, veranlaßt werden konnte, zu Ihnen zu kommen, und zwar mit einem Auftrage, der nicht eigentlich zu meinem Priesterberufe gehört. Da man mir aber klar und deutlich gesagt hat, daß der einzige Grund meiner Reise die Erhaltung und Befestigung des Friedens sey, und da ich mehr als einmal Augenzeuge war von dem Elende und den

Schrecknissen, welche der Krieg zu verbreiten pflegt, so dachte ich bei mir selbst, wie glücklich ich seyn würde, wenn ich ein Werkzeug werden dürfte, ein festes Freundschaftsband zwischen beiden Regierungen zu knüpfen, und auf diesem Wege die Segnungen des Friedens diesem geliebten Lande und seinen Einwohnern zu sichern. Dieß betrachtete ich als einen Auftrag, welcher mit meinem Berufe, ein Verkündiger der Religion des Friedens zu seyn, auf keinerlei Weise im Widerspruche steht." — Gut! sehr gut! fiel mir Hyder mit großer Herzlichkeit ins Wort; auch ich theile dieselbe Ansicht mit Ihnen; und mein einziger Wunsch ist, daß die Engländer im Frieden mit mir leben mögen. Bieten sie mir die Hand der Eintracht dar, so werde ich die meinige nicht zurückziehen, vorausgesetzt, daß —. Dieses geheimnißvolle „vorausgesetzt, daß" ist nie ins Licht hervorgetreten. — Ich nahm nun meinen Abschied, fügt Schwarz hinzu, und beim Hineintreten in meinen Koffer fand ich 300 Rupien, welche er mir gesendet hatte, um die Kosten der Reise damit zu bestreiten."

Der gewissenhafte Missionar wünschte, dieses Geschenk abzulehnen, aber Hyders Offiziere versicherten ihn, daß es ihr Leben in Gefahr setzen würde, wenn sie dem Monarchen das Geld zurückbringen wollten. Er drückte nun sein Verlangen aus, ihm dasselbe persönlich zurückzubringen; allein sie äußerten, es streite gegen jede Hofsitte, nach gehabter Abschiedsaudienz noch einmal vor dem Monarchen zu erscheinen, oder irgend etwas Schriftliches demselben einzureichen; und da Hyder gewußt habe, daß ein großes Geschenk ihn beleidigen würde, so habe er sich absichtlich auf den geringsten Betrag der Reisekosten beschränkt.

So weit die interessante Erzählung über die in ihrer Art eigenthümliche Sendung, welche dem vollendeten Schwarz an den Hof von Mysore zu Theil geworden war. Sein Betragen bei dieser schwierigen

Unternehmung ist unstreitig über alles Lob erhaben. Während der huldreiche Schutz Gottes seinen frommen Diener mit starkem Arm vor jeder Gefahr behütete, wußte sein offenes und männliches Benehmen jede feindselige Absicht zu entwaffnen, und das Zutrauen des gewaltigen Monarchen von Mysore zu gewinnen. Man sagt den Eingebornen von Indien nach, daß sie mit großer Leichtigkeit die Sinnesart Anderer durchblicken, und Hyder Ali war bekanntlich vor Allen Meister in dieser Kunst. Er verstand sich bald darauf, unter der schlichten und frommen Hülle dieses Abgeordneten eine höhere Sinnesart, ein ausgezeichnetes Talent, und eine furchtlose Rechtschaffenheit zu entdecken, die er weder täuschen noch aus der Fassung bringen konnte, und die ihm, während sie seine Achtung abnöthigte, zugleich ein freundliches Vertrauen einflößte. Hätte die Regierung zu Madras den Charakter und die Plane Hyder Alis eben so gut erfaßt, und wäre sie mit dem Aushängeschild des Friedens eben so redlich umgegangen, wie dieß bei ihrem Abgeordneten der Fall war, wohl würde das Sturmgewitter, das nicht lange hernach über die Ländergebiete vom Carnatic losbrach, zurückgehalten oder gänzlich abgewendet worden seyn.

Durch ein höchst unglückliches Zusammentreffen war Schwarz in der Residenz des Hyder Ali gerade zu der Zeit angelangt, als dieser gewaltige Eroberer wenige Tage hernach die Botschaft erhielt, daß eine Abtheilung brittischer Truppen, ohne seine Gestattung, durch sein Gebiet gezogen sey. Dieses Unternehmen war keineswegs dazu geeignet, den Groll zu besänftigen, den er schon längst um anderer Ursachen willen im Herzen getragen hatte; und, wie huldreich und herablassend er auch gegen den ehrwürdigen Missionar sich benahm, so konnte er doch in seinem Schreiben an den brittischen Gouverneur zu Madras, dessen Träger er war, die Aufreizung und Feindseligkeit seines Gemüthes nicht verbergen, und betrachtete so manche frühere Schritte

der englischen Regierung als eben so viele Beweise ihres geheimnißvollen Vorhabens, mit ihm zu brechen; und mit fürchterlichem Nachdruck rief er aus: ich habe noch nicht meine Rache genommen, und das hat keine Bedeutung. Ich überlasse es euch, sagte er zu Schwarz, zu entscheiden, von welcher Seite Verträge und Versprechungen gebrochen worden sind. Ihr seyd mit Allem bekannt; aber jeder hat das Recht, mit Klugheit und Vorsicht zu handeln. Eine solche Sprache im Munde des ehrgeizigen Eroberers von Mysore war verständlich genug, um das Drohende derselben zu fühlen.

Als Missionar Schwarz nach Madras zurückgekehrt war, theilte der dortige Gouverneur dem Staatsrathe zum erstenmal die Ergebnisse einer Sendung mit, die, wie es scheint, ohne seine Kenntniß unternommen worden war. Wunderbar genug ist auch in den Archiven der Regierung nicht die geringste Spur von einem Berichte zu entdecken, den mit voller Zuverlässigkeit Missionar Schwarz über den Erfolg seiner Sendung an den Gouverneur eingegeben hatte; und dieser Bericht scheint zernichtet worden zu seyn, weil, wie Schwarz richtig bemerkt, der Nabob und Andere jede Hoffnung zum Frieden vereitelten. Wahrscheinlich hatte Schwarz bei seiner Rückkunft mit der rückhaltlosen Geradheit, die ihm eigen war, gegen den Gouverneur über den wahren Stand der Dinge sich erklärt; denn er selbst hatte sich über den herannahenden Bruch nicht getäuscht, und, in Briefen an seine Freunde, die Schuld dieses hereinbrechenden Ungewitters in dem hinterlistigen Betragen des Nabobs, und in dem fehlerhaften Benehmen Anderer gefunden.

„Da ich, so schreibt dieser uneigennützig Missionar nach seiner Ankunft zu Madras, da ich alle Erfordernisse der Reise aus der Hand des brittischen Gouverneurs erhalten hatte, so ließ ich ihm den Geldsack mit 300 Rupien, welche Hyder mir gegeben hatte, eingehändigen; er verlangte jedoch, daß ich das Geld be-

halten soll. Ich bat nun um die Erlaubniß, diese Summe als ersten Anfang zur Anlegung einer englischen Waisenschule zu Tanjore gebrauchen zu dürfen, indem ich zugleich die Hoffnung ausdrückte, daß einige wohlthätige Herren diese Beisteuer vermehren würden. Alsobald schritt er zur Ausführung dieses Beginns, aus welchem später unter Gottes segnender Leitung eine ausgedehnte Anstalt hervorging, welche in hohem Grade wohlthätig auf die Einwohner zurückwirkte.

„Da ich benachrichtigt wurde, fährt Schwarz fort, daß der Gouverneur Rumbold damit umgehe, mir von der Direktion der ostindischen Gesellschaft eine Belohnung für die Reise auszuwirken, so bat ich um die Erlaubniß, jedes Anerbieten dieser Art ausschlagen zu dürfen, indem ich erklärte, daß ich mich von Herzen darüber freue, wenn ich dem Volke, unter welchem ich wohne, durch meine Reise auch nur einigen Dienst habe thun können. Ich gab indeß zu verstehen, daß es mich in hohem Grade freuen würde, wenn die Direktion meinem lieben Mitarbeiter zu Tritschinopoli denselben Jahresgehalt, wie mir, zustießen lassen wollte, indem ich überzeugt sey, daß er solche Wohlthat nur zum Besten der Schulen und zum Unterhalt einiger Catechisten anwenden würde. Diese Bitte wurde mir gewährt, und Missionar Pohle zu Tritschinopoli empfängt nun gleichfalls, wie ich zu Tanjore, die jährliche Summe von 100 Pfund Sterling, wodurch wir in den Stand gesetzt sind, an beiden Missionsstellen eine Anzahl von Catechisten und Schullehrern zu unterhalten.“

So endigte sich dieser merkwürdige Besuch des sel. Schwarz in der Hauptstadt Mysore. „Auf meiner Rückreise, so schreibt er, hatte ich viel mit Heiden, Muhamedanern und römischen Katholiken zu thun; Gott bewahrte mein Leben vor den Gefahren der Reise, gab mir reichliche Gelegenheit, Sein Wort zu verkündigen, und leitete alle Umstände so, wie es für mich am nützlich-

lichsten war. Gelobet sey dafür Sein heiliger Name. Möge Er es nach dem Reichthum Seiner Allmacht und Herrlichkeit fügen, daß überall umher im Lande Mysore Sein Evangelium gepredigt, aufgenommen und verherrlicht werde, so daß zum Preise Gottes und seines Sohnes Jesu Christi viele Tausende vom Irrthum ihrer Wege zurückgeführt, und ewig selig werden mögen!"

### Zwölftes Kapitel.

Vollendung des Kirchenbaues im Fort von Tanjore. Auch in der Vorstadt von Tanjore wird der Bau einer Kirche für die tamulische Gemeinde begonnen. Briefe an Freunde. Hyder Ali's feindlicher Einfall im Carnatic. Traurige Zerstörung des Landes. Geschäftigkeit des sel. Schwarz, die Noth zu mildern. (J. 1780 — 1783.)

Die neue Kirche zu Tanjore, deren Bau unter so günstigen Aussichten begonnen worden war, wurde frühe im Jahr 1780 vollendet, und im Monat April unter dem Namen „Christuskirche“ zum öffentlichen Gottesdienste geweiht. „Sie ist groß genug, schreibt Schwarz, um fünf hundert Menschen bequem in sich aufzunehmen, hat aber lange nicht Raum genug für die malabarische Gemeinde, deren meiste Mitglieder in den Vorstädten wohnen. Indes hoffe ich, daß auch für sie bald gesorgt seyn wird, indem uns der Rajah einen gut gelegenen Platz in einer Vorstadt zum Bau einer Kirche geschenkt hat. Ein dabei stehendes Haus habe ich für 150 Pagoden noch dazu gekauft, und dieses Haus erweitert, so daß es einen bequemen Versammlungsort für diese Gemeinde darbieten wird; das Haus liegt auf einem Hügel, eine Viertelstunde vom Fort, und ist von allen Seiten frei, so daß ein Schulhaus und Wohnungen für die Catechisten daneben aufgebaut werden können.



Ich habe den Platz mit einem Wall umgeben lassen. Gelobt sey Gott, daß wir hier, entfernt vom Geräusche der Stadt, unsere Gottesdienste halten können! Möge Er Gnade geben, daß viele Tausende der armen Heiden die Wahrheit, die mitten unter ihnen verkündigt wird, mit Freuden aufnehmen, und im Leben ausüben mögen!”

In demselben Briefe benachrichtigt Schwarz die Gesellschaft, daß er bisher eine ununterbrochene gute Gesundheit genossen habe, und durch keine Krankheit an der Erfüllung seiner Berufspflichten verhindert worden sey. „Auch meine Catechisten, fügt Schwarz hinzu, sowie die Schullehrer, thun was sie können, um mich bei der Predigt des Wortes Gottes zu unterstützen. Das einzige Ziel meines Lebens ist, den Heiden und Christen den Weg bekannt zu machen, welcher zum ewigen Heile führt, und dieses allerwichtigste Geschäft durfte ich im verfloffenen Jahre, wie ich hoffe, nicht ohne gesegneten Erfolg treiben.“

Unter dem 22. Februar 1780 findet sich ein Brief, welchen Schwarz an den jungen Sohn des Obristen Wood schrieb; aus welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Mein Herz freuet sich, daß der Sohn meines unvergeßlichen Freundes, der jetzt in der Ewigkeit ist, im Erwerb von Kenntnissen vorwärts schreitet, welche ihn für die bürgerliche Gesellschaft brauchbar machen; ich bitte Dich daher, allen Fleiß anzuwenden, und Deine Zeit auf die beste Weise zuzubringen. Als ich in meinen jüngern Jahren singen lernte, so konnte ich mir nicht vorstellen, was ich je für einen Gebrauch von der Singkunst werde machen können; und siehe, jetzt kommen die malabarischen Kinder jeden Morgen und Abend zum Gebet bei mir zusammen, und ich lehre sie ihrem Erlöser Loblieder singen. Jede Woche lernen sie ein Lied singen, denn sie sind sehr träge, und es macht mir Freude, daß ich sie im Singen unterrichten kann.

kann. Alles was wir lernen und treiben, kann für uns und für Andere nützlich werden.

„Aber, mein lieber junger Freund, es kommt vor Allem darauf an, daß unser Herz wahrhaft gebessert werde. Uebergib dein Herz deinem Gott und Heilande; sonst nützt dich dein Lernen nichts, vielmehr kann es dir leicht zu desto größerem Schaden gereichen. Da dich die Gnade Gottes in eine so günstige Lage versetzt hat, so bitte ich dich, das Eine Nothwendige nie aus dem Auge zu verlieren. Prüfe dein Herz; und was in demselben nicht mit dem Willen Gottes übereinstimmt, (und gar Vieles dieser Art wirst du immer in demselben finden), das erkenne und bereue vor deinem Gott, und bitte Ihn, dich zu reinigen von allen deinen Sünden. Habe keine Ruhe, bis du Ruhe gefunden hast für deine Seele. Ist dir Vergebung und Friede durch Jesum zu Theil geworden, so wache und bete, daß du nicht wieder verlieren mögest, was du gewonnen hast, sondern vielmehr täglich wachsen in Glaube, Liebe und Hoffnung. In deinem Umgange mit jungen Leuten sey sehr vorsichtig, ihre Gedanken und Reden sind oft sehr eitel, leichtsinnig und selbst gefährlich. Vor Allem suche Kraft, göttliche Kraft zu gewinnen, um jene falsche Schamhaftigkeit zu überwinden, bei welcher Viele schüchtern sind, zu bekennen und zu thun, was sie sonst immerhin im Herzen billigen. Durch das Lesen des Wortes Gottes und durch herzliches Gebet wird dir jeden Tag die Kraft zufließen, in Gottes Wegen munter vorwärts zu schreiten. Unsere Zeit ist nur kurz, und die ernste Ewigkeit vor der Thüre; wir wollen daher die Stunden nicht durch eitle Dinge verträumen, sondern den Herrn suchen, damit Sein Segen uns begleite.“

In einem spätern Briefe vom 22. Juli dieses Jahres thut Schwarz einer Unpäßlichkeit Erwähnung, die ihn einige Monate lang in seinen Arbeiten hinderte. „Ob ich gleich nicht das Bett hüten mußte, schreibt

er, so machte mir doch mein rechter Arm so viel Schmerzen, daß ich nicht schreiben und nicht einmal ein Buch mit der Hand halten konnte. Aber jetzt ist es durch die Gnade Gottes viel besser geworden. Er ist der Schöpfer und Erhalter unseres Lebens, und gefällt es Ihm, uns noch länger hienieden zu lassen, so möge Er uns Kraft verleihen, zu Seinem Wohlgefallen zu leben. Unsere Zeit steht in Seiner Hand.

„Das Betragen der Europäer in diesem Lande ist wahrhaft beklagenswerth. Aber lassen Sie uns also leben, daß Gottes Güte an uns offenbar, und wir Zeugen der Leiden und der Auferstehung Jesu Christi seyn mögen. Was sie jetzt immer sagen mögen, um ihren Wandel mit nichtigen Ausflüchten zu rechtfertigen, das werden sie bald beklagen. Wie abscheulich ist es doch, sich Gottes zu schämen, dem wir unser Leben zu verdanken haben, und des Erlösers zu spotten, der für uns blutete und starb, und mit seinem Blute uns Vergebung der Sünden und ewiges Leben erkauft hat!“

Wie friedlich auch die Sendung des Missionars Schwarz an das Hoflager Hyder Ali's nach Seringapatam, und die Versicherung des Letztern für die Erhaltung des guten Einverständnisses lautete, so gaben doch die ehrgeizigen Pläne dieses Eroberers, seine Eifersucht, und was nicht geläugnet werden kann, sein gerechtes Mißfallen über einzelne Schritte der brittischen Regierung auf der einen, sowie die hinterlistigen Umtriebe der damals mit England im Krieg befindlichen Franzosen auf der andern Seite, wenige Monate nach Schwarzens Besuch, einen scheinbaren Vorwand dazu her, daß Hyder Ali die trügerische Maske abwarf, und Feindseligkeiten gegen die Engländer ausübte. Im Monat Juni 1780 fiel er mit einer Armee von beinahe 100,000 Mann im Carnatic ein. Seine Reiterei überflügelte mit unglaublicher Schnelligkeit das Land, und verbreitete Tod und Verheerung nach allen Richtungen hin. Jeder Tag brachte neue Botschaft

von seinen Eroberungen und Plünderungen; aber im Staatsrath zu Madras war die Schläfrigkeit der herrschenden Parthei so groß, daß sie an die herannahende Gefahr nicht glauben wollten, bis die schwarzen Rauchsäulen der brennenden Dörfer in den Umgebungen von Madras gesehen wurden. Eine Abtheilung der myso-rischen Reiterei wagte sich bis zum Fuße des Thomasberges hin, und die Bewohner der offenen Stadt sahen sich zur Flucht genöthigt.

Auf diese furchtbaren Ereignisse bezieht sich ein Schreiben des Missionar Schwarz, das er am 19. Dezember dieses Jahres an seinen Freund, Herrn Chambers erließ, und in welchem er die Bestürzung der Einwohner, sowie die Nachlässigkeit der brittischen Regierungsbehörde, und das verrätherische Betragen einiger eingeborner Fürsten, mit der Genauigkeit eines verständigen und dem frommen Sinne eines christlichen Beobachters beschreibt.

„Ich wage es nicht, die lange Zögerung meiner Antwort auf Ihren lieben Brief zu rechtfertigen; denn ich fühle mich schuldig. Die lieblichen Nachrichten Ihres Briefes waren mir so erquickend, daß ich sie immer wieder aufs Neue las, und als Zeugnisse göttlicher Barmherzigkeit bewahren werde. Botschaften dieser Art stärken den Glauben, und sind besonders denen nützlich, welche im Weinberge des Herrn arbeiten, und nicht selten von dem muthlähmenden Gedanken geplagt werden: als ob sie ihre Kraft umsonst verzehrten. Fahren Sie getrost fort, mein lieber Freund, und glauben Sie gewiß, daß Sie durch die Rettung einer einzigen Seele mehr gewonnen haben, als wenn alle Schätze beider Indien in Ihre Hände gefallen wären. Ich schreibe einem Christen, und bin daher gewiß, Sie werden mich nicht beschuldigen, den Werth christlicher Rettungsarbeit zu hoch angeschlagen zu haben. Ich wünschte, auch Ihnen ein Verzeichniß solcher Namen zusen-

den zu können, welche durch die Predigt des Wortes aus dem Tode zum Leben aufgeweckt worden sind, jetzt allen Werken des Fleisches entsagen, und ihr ganzes Heil allein in Christo Jesu suchen. Aber ach, wie selten sind nicht diese Leute!

„Es ist wahr, daß der Herr die Küste Coromandel heimgesucht hat. Die Einwohner dieses Landes haben Zeit und Gelegenheit gehabt, sich unterrichten zu lassen; das Wort Gottes und andere nützliche Schriften sind ihnen umsonst dargeboten worden; ja sie wurden gleichsam genöthigt, diese köstlichen Schätze anzunehmen; aber sie haben den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit versäumt, um nicht zu sagen, verachtet, und die Freundschaft dieser Welt dem Wohlgefallen Gottes vorgezogen. Jetzt fängt der Herr, ihr Gott an, sie auf verschiedene Weise heimzusuchen; ihre Götzen, auf welche sie sich gestützt haben, werden von muhamedanischen Soldaten weggenommen, ihre Häuser verbrannt, ihr Vieh weggetrieben, und, was Tausende von Eltern noch am meisten schmerzt, ihre Kinder weggeführt. Alle schwarzen Knaben von acht bis zehn Jahren schickt der Eroberer nach dem Mysorelande. Seit fünf Monaten übt er diese gewaltige Herrschaft hier aus, ohne den geringsten Widerstand zu finden.

„Unsere Führer zogen andern Dingen nach; die Wohlfahrt der Landeseinwohner ward gänzlich vergessen, und die Habsucht, die Vergnügungslust und Schwelgerei hatten unter ihnen den höchsten Gipfel erreicht. Drei Monate vor Hydere's Einfall waren sie gewarnt worden; aber sie verachteten diese Warnung, und sprachen: Hyder wird eben so schnell wieder davonlaufen, als er in das Carnatic kommt! Keiner von ihnen konnte glauben, daß auch das Gegentheil geschehen könnte, bis sie seine Reiter vor der Thüre ihrer Landhäuser sahen. Jetzt ergriff sie Bestürzung, und nichts als Verwirrung legte sich zu Tage. Hyder verfolgte seinen Plan, nahm einen festen Platz nach dem andern

weg, bis er sich der Stadt Arcot, (des Nabobs Residenz) bemächtigte. Jetzt verlangt er, daß die Holländer und Dänen ihre Abgesandten schicken, um ihn als Nabob von Arcot zu begrüßen. Das ganze Landvolk schien eine Veränderung zu wünschen; die Provinzen von Worriarpallam, Marawar, Tinnevely, Madura, alle stehen unter den Waffen, selbst die Collieries (Diebsbanden) der ganzen Gegend sind von Hyder gewonnen, und auch unser Platz ist verdächtig. Dies sind schreckliche Gerichte Gottes! Aber sind sie nicht heilig und gerecht? Selbst die schlechtesten unter dem Volke scheinen hievon überzeugt zu seyn. Wollten sie nur Buße thun und Gnade suchen, wer weiß, ob der heilige Gott sich nicht ihrer erbarmen würde!

„Aber was soll ich sagen! ich zittere beim Anblick dieses Zustandes. Selbst jetzt noch macht ein Jeglicher auf einen einträglichen Posten Jagd. Alles wird wie ein Possenspiel behandelt, nicht zu gedenken, daß sie in ihren gewohnten Sünden noch immer fortfahren. Ich sage Ihnen Nichts, was Sie selbst nicht besser wüßten; Sie kennen ja die Verhandlungen. Wie haben sie nicht Alles gethan, um dieses Unglück über das arme Land herbeizuführen. Der Nabob sagt, er habe kein Geld; so sind jetzt seine geregelten Truppen durch den Rückhalt ihres Soldes erbittert; und er hat seit mehreren Jahren mehr als 20,000 Soldaten für Hydere's Dienst erzogen.

„Unsere Leute hier zu L. sind unserem G. sehr abgeneigt, und dieß ist auch kein Wunder; denn sie wurden mißhandelt, und jetzt kümmern sie sich nicht darum, ob wir sinken oder davon kommen. Aber vor Allem läßt sich unser Unglaube, unsere Verachtung alles Göttlichen gar nicht in Worte fassen, und bringt den Zorn Gottes über uns.

„Was ist nun zu thun? Ich rufe mit dem Propheten Jeremias: Sey mir nur nicht schrecklich, HErr, mein Gott! — Diese Noth kommt vom HErrn; und

gewiß hat Er dabei die Absicht, uns von unsern Sünden zu reinigen, und unsern Unrath wegzunehmen. Die Heiden, so wie die Namenchristen schlafen; ja sie sind todt, und denken an nichts, als an die Dinge dieser Welt. Aber durch die sanfte Stimme Gottes wollten sie sich nicht aus dem Sündenschlafe aufwecken lassen, wer weiß, ob sie nicht aufwachen werden, wenn sie die donnernde Stimme des Herrn vernehmen!

„Sie fragen nach unserer Kirche. Sie müssen wissen, wir haben deren zwei. Die größere in der Festung wird seit dem 16. April gebraucht, und — was soll ich sagen, jetzt als Mehlmagazin gefordert; denn nichts ist hier gebaut worden, nicht einmal ein Pulvermagazin. Die zweite Kirche ist für unsere malabarische Gemeinde zum Gottesdienste bestimmt. Ich predige am Sonntag von acht bis zehn Uhr den Engländern, von zehn bis zwölf Uhr den Malabaren, und Nachmittags von vier bis fünf Uhr den Portugiesen; und dann heißt es bei mir: ich bin fertig! Huldreicher Jesus, gib Du das Gedeihen! Amen!“

Die drei aufeinander folgenden Jahre 1780—1783 waren für das Carnatic und den Süden Indiens Jahre fortgesetzter Schrecknisse, welche diese Ländergebiete mit Krieg, Verheerung und Hungersnoth heimsuchten. Weil die Schleußen, welche das Land bewässern, von den Truppen Hyder Ali's zerstört worden waren, und die Einwohner für die Erzeugnisse ihres Bodens keine Sicherheit fanden, so wurden auch die Felder nicht angesäet, und sie konnten ebendarum auch keine Ernte nach Hause bringen. In großen Haufen flohen sie vom Lande in die Städte, wo der Mangel an Lebensmitteln eine furchtbare Höhe erreichte. Während dieser langen prüfungsvollen Zeit allgemeiner und vielfacher Noth hatte die kluge Vorsicht, sowie das thätige Wohlwollen dieses edlen Mannes mannigfaltige Gelegenheit, sich im schönsten Lichte zu zeigen; indem es nicht bloß den nöthigen Unterhalt derer galt, welche

unmittelbar mit der Mission verbunden waren, sondern auch die Rettung und Erleichterung von Tausenden unglücklicher Einwohner, welche um ihn her dem drohenden Untergange Preis gegeben waren. So schreibt Missionar Schwarz im September 1783 an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis:

„Die letzten drei Jahre waren Jahre des Schmerzens und großer Trübsal; dessenungeachtet haben wir ganz und gar keine Ursache, über Gottes Wege zu murren, und sie fehlerhaft zu finden, die doch immer gerecht und gut sind; auch mögen die Gerichte, welche über uns gekommen sind, die wahre Wohlfahrt des Landes vielleicht viel kräftiger befördern, als wir es uns vorzustellen vermögen. Auch dieses Jahr hat uns Gottes väterliche Güte erhalten, und zu seinem Dienste gestärkt. Unsere vier Catechisten sind alle rüstig, sowie unser tamulischer Schullehrer. Außer diesen fünfen habe ich noch zwei weitere auf die Probe genommen, welche in der Missionschule zu Tranquebar erzogen worden sind, und einen wahrhaft gottseligen Sinn zu haben scheinen. Unsere Gemeinde hat um mehr denn hundert Mitglieder zugenommen. Die Meisten derselben mag wohl die Hungersnoth zu uns hergetrieben haben; aber dennoch habe ich ihnen mehrere Monate lang den nöthigen Unterricht, und während dieser Zeit auch die nöthigsten Lebensbedürfnisse gegeben. Ihr Unterricht war ungemein ermüdend und schwer, weil ihre Geisteskräfte durch die Hungersnoth sehr gelitten haben. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, diese armen Leute abzuweisen, von denen Viele nachher gestorben sind; weil ich gefürchtet hätte, mich dadurch gegen Gott zu versündigen. Da die Hungersnoth so groß war und so lange dauerte, so wurden selbst reiche Leute von ihr ergriffen, welche ihrer äußerlichen Umstände halber nie geglaubt hatten, daß der Hunger sich ihrer Hütte nahen werde. Kaum wird mehr ein kräftiger Mann angetroffen, und



alle sind dem Aussehen nach umherschleichende Todes-  
schatten geworden.

„Als ich von Seringapatam zurückkam, hatte ich Ursache, den nahen Ausbruch des Krieges zu befürchten; und dieß veranlaßte mich, zu dem damals geringen Preise einen Vorrath von Reis zu kaufen, der unsern Catechisten wohl zu Statten kam. Ueberdies rührte Gott die Herzen einiger Europäer, daß sie mir von einem Monat zum andern einige Vorräthe von Lebensmitteln zusandten, um diese an die Leute auszutheilen, welche an den Straßen umherlagen, wodurch Hunderte derselben vom Hungertode gerettet wurden. Diese Wohlthat wird noch bis heute fortgesetzt; indem noch jeden Tag etwa hundert und zwanzig dieser Hungrigen gespeist werden. Wenn man bedenkt, daß Hyder Ali so viele Tausende von Einwohnern gefangen weggeschleppt hat, und daß viele tausend Andere Hungers gestorben sind, so kann man sich gar nicht wundern, nicht nur menschenleere Häuser, sondern gänzlich verödete Dörfer überall anzutreffen, was in der That einen herzzerschneidenden Anblick gewährt.“

In einem andern Briefe an einen seiner Freunde beschreibt Schwarz noch umständlicher die große Noth, welche in diesen unglücksvollen Tagen in und um Tanjore herrschend war; sowie die zeitgemäße Hülfe, welche seine Umsicht und sein Einfluß bei den Eingebornen zur Linderung der allgemeinen Noth zu schaffen wußte. „Wir haben in dieser Festung an Hunger und Elend ausnehmend gelitten. Wenn ich Morgens frühe über die Straßen ging, so lagen die Leichname in Haufen auf den Dungstätten. Unglücklicherweise war weder für die königlichen Soldaten, noch für die Seyons irgend ein Magazin aufgerichtet. Der König von Tanjore und die Directoren der ostindischen Gesellschaft forderten mich zweimal auf, Lebensmittel für die Garnison herbeizuschaffen, da die erbitterten Einwohner, welche mit ihnen zerfallen waren, sich durchaus weigerten, das erforder-

liche Zugvieh für die Lastwägen herzugeben. In dieser großen Verlegenheit wendete ich mich an die Einwohner, und forderte sie auf, mit ihren Zugochsen herbeizukommen; indem ich mich selbst für ihre Bezahlung verantwortlich machte. Dieß hatte den gewünschten Erfolg; sie brachten die Ochsen herbei, und die Garnison wurde mit Lebensmitteln versehen, gerade in dem Augenblicke, da ein neuer Angriff vom Feinde erwartet wurde. Nun kam ich mit den Einwohnern über die Bezahlung überein, und Alle gingen zufrieden nach Hause. Gottes Gnade setzte mich in Stand, auch für die Armen sorgen zu können, so daß siebenzehn Monate lang große Haufen derselben von uns genährt wurden. Oft standen über acht hundert Arme und Hungrige vor unserer Thüre. Mehrere Europäer hatten mir eine Summe Geldes für diesen wohlthätigen Zweck in die Hände gelegt; aber statt den Leuten Geld zu geben, bereiteten wir ihnen selbst die Speisen zu, und theilten sie aus, weil es den Meisten am Kochgeschirr gebrach. Solche Noth habe ich nie zuvor gesehen, und Gott gebe, daß ich sie nie wieder sehen darf.

Wenige Monate später schrieb Schwarz von Tritschinopoli aus in einem seiner Briefe: „Die Festung von Tanjore faßte den besten Theil der Einwohner auf dem Lande in sich, welche in Schaaren dorthin geflohen waren, um der gefällosen Grausamkeit des Feindes zu entgehen. Täglich sprachen wir mit diesen Leuten, suchten sie von der Nutzlosigkeit ihres Gözendienstes zu überzeugen, und sie zu bewegen, sich zu dem lebendigen Gott zu wenden. Gerne geben sie die höhere Vortreflichkeit der christlichen Lehre zu; aber bleiben doch unter verschiedenen eiteln Ausflüchten in ihren alten Irrthümern verstrickt. Wie wünschenswerth wäre es doch, fügt der fromme Mann hinzu, wenn diese Landleute, welche seit vier Jahren alle Arten von Ungemach erduldet haben, bedenken möchten, was zu ihrer ewigen Wohlfahrt dienet, an deren Förderung meine Gehülfen

mit mir unter inbrünstigem Gebet arbeiten. Allein ob schon die Frucht unserer Arbeit bis jetzt unsern Wünschen nicht entsprach, so fühle ich mich dennoch glücklich, das Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen zu seyn, wenigstens Einige derselben zu unterrichten und Andere zu warnen. Wer weiß, ob nicht eine Zeit kommen wird, wo Andere ernten werden, was wir ausgestreuet haben."

Während Missionar Schwarz auf diese Weise jede Gelegenheit begierig ergriff, um den ausgehungerten Einwohnern um ihn her zu rechter Zeit ein Wort ans Herz zu legen, findet sich in einem Briefe des Missionars Pohle, den er während eines kurzen Aufenthaltes bei ihm zu Tanjore an die Gesellschaft schrieb, die weise Vorsicht lieblich ausgedrückt, mit welcher Schwarz dabei zu Werke zu gehen pflegte. „Schwarz geht, so schreibt derselbe, bei der Aufnahme von Heiden und römischen Katholiken in die Gemeinde sehr sorgfältig zu Werke.\*) Er hatte mit Leuten nichts zu thun, welche bloß genährt seyn wollten, oder unbekannte Landstreicher waren. Aber solche, von denen er wußte, daß sie Christen zu werden wünschten, und gerne nach ihrem

---

\*) Schwarz hatte es in jenen Gegenden Indiens fast eben so häufig mit Anhängern der römisch-katholischen Kirche als mit Heiden zu thun, und fast könnte es scheinen, als ob ihn dabei ein unreiner Proselytismus geleitet hätte, wenn man nicht bedenkt, was noch bis auf den heutigen Tag der beklagenswerthe Zustand dieser Menschenklasse bestätigt, daß Leute dieser Art von dem Christenthume nichts, als bloß den Namen römischer Katholiken hatten, daß sie fast durchgängig mit der christlichen Heilslehre ebenso unbekannt, wie ihre heidnischen Nachbarn waren, und daß auch ihr Leben von der Weise der Abgötter sich auf keinerlei Weise unterschied. Schwarz hatte demnach vollkommen Ursache, sie als Menschen zu behandeln, welche des christlichen Unterrichtes wenigstens eben so sehr, wie die heidnischen Einwohner des Landes bedurften.

Uebertritt zum Christenthume ihr Stücklein Brod mit eigener Hand zu erwerben verlangten, glaubte er, ohne ungerecht zu seyn, nicht von sich abweisen zu dürfen, wenn sie auch während der Zeit ihres Vorbereitungsunterrichtes einer kleinen Unterstützung bedurften. Sie mußten von der Hand zum Munde leben, und es würde grausam gewesen seyn, unter dem Vorwand vermeintlicher Heuchelei ihnen die benöthigte Hülfe zu entziehen, selbst auf die Gefahr hin, wenn die Widersacher hierin einen scheinbaren Grund für die Behauptung finden zu können glaubten, daß man Christen um Geld anwerbe."

Die brittische Regierungsbehörde zu Madras war auf den furchtbaren Angriff des Eroberers von Mysore nur wenig vorbereitet. Ihr Schatz war erschöpft, ihr Staatsrath getheilt, und selbst ihren Bundesgenossen unter den einheimischen Fürsten war nur wenig zu trauen. Mehrere befestigte Plätze, welche von den Truppen des Nabobs besetzt waren, wurden nach geringem Widerstande dem Feinde überlassen. Eine Abtheilung der englischen Truppen, die es versuchte, sich an das Hauptcorps des Oberbefehlshabers Munro anzuschließen, wurde abgeschnitten. Der größere Theil der Armee ging im Feldlager zu Grunde, und der kleine Ueberrest von 200 europäischen Soldaten wurde gefangen genommen, und in die unterirdischen Löcher von Seringapatam eingesperrt. Hyder Ali, stolz auf seine Siege, und ermuthigt durch Französische Offiziere, welche die Bewegungen seiner Armee leiteten, gab sich nun der Hoffnung hin, das Carnatic zu erobern, und die Engländer aus diesem Theile der Halbinsel zu verjagen. In diesem entscheidungsvollen Augenblicke trat der General-Gouverneur von Bengalen, Herr Hastings, dazwischen, um die brittische Armee und die Besitzungen der Compagnie von dem Untergange zu retten, der sie bedrohte. Er setzte den Gouverneur des Forts St. Georg (Madras) ab, und sandte den General Sir Eyre

Coote, einen Offizier von ausgezeichneten Verdiensten, mit Truppenverstärkungen ab, um den Oberbefehl zu Madras zu übernehmen. Dieser nahm unverweilt den Kriegsschauplatz ein, und ungeachtet der Hindernisse, welche ein durch Hyders wilde Feldzüge in eine Wildnis verwandeltes Land seiner Thätigkeit entgegensetzte, gelang es ihm doch, die Belagerung mehrerer festen Plätze aufzuheben, und Hyders Truppen in vier entscheidenden Schlachten zurückzuwerfen. Zu gleicher Zeit veranlaßte Herr Hastings die Mahratten-Fürsten, sich von ihrem Bündnisse mit Hyder zurückzuziehen, und obgleich Letzterer eine ansehnliche Verstärkung französischer Truppen erhalten, und sein Sohn Tippu, der thätigen Antheil am Kriege nahm, eine bedeutende Truppen-Abtheilung an den Ufern des Coleroon abgeschnitten hatte, so machte doch die brittische Armee sowohl auf der Küste Coromandel als auf der Seite von Malabar solche kräftige Fortschritte, daß Hyder nicht im Stande war, länger das offene Feld gegen sie zu halten, und der Kampf mit diesem furchtbaren Feinde von jetzt an eine günstigere Gestalt gewann.

In dieser gefahrvollen Zeit zog der christliche Charakter des Missionars Schwarz die Hochachtung und das Zutrauen aller streitenden Parthien auf sich, und sein Benehmen hatte auf Hyder Ali einen so günstigen Eindruck gemacht, daß dieser mitten auf seiner blutigen und zerstörenden Laufbahn den bestimmten Befehl seinen Offizieren gab, „den ehrwürdigen Padre Schwarz unbelästigt überall herumgehen zu lassen, und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen; denn, sagte er, er ist ein heiliger Mann, und trachtet nicht, meiner Regierung Schaden zu thun.“

Auf diese Weise konnte Schwarz, ohne das geringste Hinderniß, mitten im feindlichen Lager umherziehen; und das Zartgefühl der Barbaren war so groß gegen ihn, daß der wachhabende Offizier, wenn er auch Schwarzens Palankin da und dort zurückhalten

musste, doch immer angewiesen war, als Grund hiervon anzugeben, daß er wegen seiner Weiterreise Befehle abwarten müsse. Auf diese Weise machte es zu einer Zeit, wo das ganze Land von Hyder Alis Truppen besetzt war, die allgemeine Hochachtung gegen ihn möglich, daß „der gute Vater,“ wie ihn die Heiden nachdrucksvoll zu nennen pflegten, seine friedlichen Arbeiten selbst mitten im Kriege fortsetzen konnte.

Ein interessanter Vorfall, der sich in diesen Tagen der Trübsal zutrug, wird von einem seiner Catecheten, Christian David, erzählt, dessen Vater durch Schwarzens Predigt bekehrt worden war, und der selbst als Knabe in seinen Diensten sich befand. Sie waren mit einander den ganzen Tag über gereist, und als sie bei Sonnen-Untergang in einem kleinen Dorfe anlangten, setzte sich Schwarz ermüdet unter den Schatten eines Baumes, und unterhielt sich mit den umstehenden Einwohnern, während sein Pferdreiber die sparsame Abendmahlzeit zurichtete. Als der Reis und Corry \*) auf Palmblättern zugerichtet waren, richtete sich Schwarz auf, um Gott um seinen Segen zu der Speise anzusehen, und Ihm zu danken, daß Er unter so manchen Gefahren des Tages so väterlich über sie gewacht, und so huldreich jetzt für ihre Ruhe gesorgt habe. Sein Herz floss von Dankgefühlen über, und ergoß sich im beredten Ausdrucke des Gebetes und des Lobes Gottes. Der arme Knabe, der neben ihm stand, hielt eine Zeit lang seine ungeduldige Eßbegierde zurück, endlich aber überwältigte der Hunger das Gefühl der Achtung gegen seinen Herrn, und er fing an, über das lange Gebet zu klagen, und ihn zu erinnern, daß der Corry bereits kalt geworden sey. Sehr rührend beschreibt nun Christian David den feierlichen Ernst, womit ihm Schwarz

---

\*) Corry ist eine dicke, mit starken Gewürzen zubereitete Brühe, welche zu dem geschwellten Reis in Indien genossen zu werden pflegt.

seine Ungeduld verwies. Was, sagte er, die Güte Gottes hat so huldreich unter der Last und Hitze des Tages über uns gewacht, und wir sollten die Speise, die Er uns vor der Nachtruhe bescheert, mit Händen verzehren wollen, welche wir nicht zuvor betend zu Ihm empor gehoben, und mit Lippen, welche Ihm nicht dafür gedankt haben!

Wir würden uns einer Ungerechtigkeit gegen das Andenken des trefflichen Missionars Gericke schuldig machen, wenn wir hier nicht die ausgezeichneten Dienste nennen wollten, welche er der Sache der Menschheit leistete, als im Jahr 1782 die Stadt Cuddalore an die Franzosen und die Truppen des Hyder Ali durch Capitulation sich ergab. In diesem gefährvollen Augenblick wußte er den französischen General dahin zu bewegen, daß die Soldaten des Hyder Ali nicht in die Stadt gelassen, und daß sie auf diese Weise vor gänzlicher Zerstörung bewahrt wurde. Die Missionskirche wurde indeß doch in ein Magazin verwandelt, und der Garten ganz zu Grunde gerichtet. Wenige Monate hernach zog Missionar Gericke nach Madras, und von dieser Zeit an hörte Cuddalore auf, einer der Hauptzweige der englischen Missionsthätigkeit zu seyn. Während dieses langen Zeitraumes schwerer Bedrängniß durften die Missionarien zu Tanjore und Tritschinopoli, so weit es nur immer die Umstände gestatteten, nicht nur volle Sicherheit, sondern auch ungehinderte Ruhe genießen, welche ihnen die Fortsetzung ihrer menschenfreundlichen Arbeiten gestattete. Für diesen gnadenreichen Vorzug drückt Missionar Schwarz seine frommen Dankgefühle am Ende des Jahres 1783 in folgenden Worten aus: „Wir preisen die Barmherzigkeit Gottes, welche meine Mitarbeiter und mich mitten unter großer Drangsal erhalten hat. Während das Schwert des Feindes, eine fürchterliche Hungersnoth und eine ansteckende Krankheit viele Tausende der unglücklichen Einwohner hinwegraffte, durften wir nicht nur einer

guten Gesundheit genießen, sondern Gott hat es uns auch an den erforderlichen Lebensmitteln nicht mangeln lassen. Mögen wir nimmermehr die vielfachen Gnadenthathen vergessen, welche Er uns erzeiget hat."

### Dreizehntes Kapitel.

Tod des Hyder Ali. Fortsetzung des Krieges durch seinen Sohn, den Sultan Tipoo. Kriegsergebnisse im südlichen Indien. Friedens-Unterhandlungen. Schwarzens Reise nach Seringapatam zum Hoflager des Sultans. Briefe an Herrn Sullivan. Seine Rückkehr nach Tanjore. Friedensschluß mit Tipoo. Briefe an verschiedene Freunde. Seine Reise nach Namana. Errichtung von Provinzial-Schulen. Schwarzens Reise nach der See-küste. Briefe an Herrn Sullivan und Duffin. (Jahr 1783 und 1784.)

Am Schlusse des Jahres 1782 endigte Hyder Ali, der mächtigste Widersacher, den die brittische Herrschaft in Indien bisher gesehen hatte, in einem weit vorge-rückten Alter in dem Städtchen Chittore sein Leben. In der Herrschaft über das mächtige Reich, zu welcher ihn seine großen Talente als Staatsmann und Soldat erhoben hatten, folgte ihm sein Sohn Tipoo nach, welcher, obgleich an umfassenden Geistesgaben seinem Vater nicht ähnlich, doch an Tapferkeit und Kriegserfahrung ihm nicht nachstand, und der, wie den Ehrgeiz seines Vaters, so auch seinen unversöhnlichen Haß gegen das brittische Regiment in Indien ererbt hatte. Der Krieg wurde demnach mit erhöhtem Eifer, und von Seiten des muhamedanischen Sultans — denn dieß war der Titel, den Tipoo nach Hydere's Tode annahm — mit schonungsloser Strenge fortgesetzt.



In den unglücklichen Zwistigkeiten, welche in diesen Tagen die bürgerlichen und Militärbehörden zu Madras spalteten, lag der natürliche Grund des Hindernisses, daß sie die wichtigen Vortheile nicht zu benutzen wußten, welche Hyders unerwarteter Tod und der damit verbundene Regierungswechsel in ihre Hände lieferte. Zum zweiten Mal wurde nun Sir Eyre Coote als Oberbefehlshaber der brittischen Truppen nach dem Carnatic gesendet; allein dieser tapfere Veteran, dessen Kräfte bereits frühere Strapazen erschöpft hatten, sank bald unter der Rückkehr einer Krankheit, an welcher er zuvor gelitten hatte; und nur wenige Monate nach dem Tode des Hyder Ali, dessen stürmender Laufbahn er sich so gewaltig entgegengestellt hatte, gab auch er frühe im Jahre 1783, zwei Tage nach seiner Ankunft zu Madras den Geist auf.

Tippo, welcher die westliche Küste Indiens als Hauptschauplatz des Krieges betrachtete, zog seine Truppen aus dem Carnatic zurück. Demzufolge griffen die Engländer Cuddalore an, welches sich damals in den Händen der Franzosen befand; ehe sie sich aber dieses festen Platzes bemächtigen konnten, kam die Botschaft von dem in Europa zwischen beiden Völkern geschlossenen Frieden in Indien an; und der französische Befehlshaber stellte seine kriegerischen Unternehmungen ein, und zog seine Landsleute aus dem Dienste des Sultans Tippo zurück. Mittlerweile hatten die englischen Waffen auf der westlichen Küste Indiens das entschiedene Uebergewicht errungen, und ein glänzender Feldzug des Obristen Fullarton im Süden stellte schnell die brittische Oberherrschaft daselbst wieder her. Die Städte Caroor und Dindigal, sowie später Palgaut und Coimbatore, wurden erobert; und Fullarton rüstete sich bereits, die Ghautsgebirge zu besteigen, und freute sich schon zum Voraus der Eroberung von Mysore, als diese Botschaft ihn in seinem Siegerlaufe aufhielt,

aufhielt, und ihn nöthigte, alle seine letzten Eroberungen wieder zurückzugeben. Tippe hatte das Verlangen an die brittische Regierung gestellt, daß zwei englische Unterhändler in sein Feldlager gesendet werden möchten, um einen Friedenstractat zu unterhandeln; und die Regierung zu Madras, welche die Erschöpfung ihrer Hülfquellen zur Fortsetzung des Krieges beunruhigte, hatte mit zweifelhafter Staatsklugheit in sein Verlangen eingewilligt.

Da nicht nur die unbestechliche Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit, sondern auch die gründliche Bekanntschaft mit den Sprachen der Eingebornen, welche Missionar Schwarz in hohem Grade besaß, und die den englischen Beauftragten ermangelte, der Regierungsbehörde wohl bekannt war, so wurde er von dem Gouverneur zu Madras ersucht, sich als Dolmetscher der Letztern bei ihren Unterhandlungen mit dem Sultan von Mysore an dieselben anzuschließen. Der Brief des Lord Macartney an ihn lautet also:

Mein Herr!

„Meine Bekanntschaft mit Ihrem trefflichen Charakter und der edlen Bereitwilligkeit, womit Sie bereits bei verschiedenen Anlässen dem allgemeinen Wohl Ihre Dienste geweiht haben, macht mir Muth, im Namen der ostindischen Compagnie bei der höchst wichtigen Veranlassung, die sich gegenwärtig darbietet, mich bit- tend an Sie zu wenden. Ohne Zweifel ist es Ihnen bekannt, daß Beauftragte unserer Regierung sich bereits auf dem Wege zu dem Sultan Tippe befinden, um die Friedensunterhandlungen zu vollenden, zu welchen bereits im letzten europäischen Friedensvertrage der Grund gelegt worden ist. Die Commission besteht aus den Herren Anton Cadler, Georg Staunton und Johann Huddleston; und die Bitte, mit welcher ich mich an Sie wende, besteht darin, daß Sie sich auf Ihrem

Wege an sie anschließen und als ihr Dolmetscher mit dem Sultan Tippu handeln mögen. Durch Ihre Einwilligung in dieses Besuch werden Sie dem Staate einen wichtigen Dienst leisten, und sich sowohl die Compagnie, als auch denjenigen aufs Neue verpflichten, der sich mit großer Hochachtung nennt.

Ihr gehorsamster und geringer Diener  
Macartney.

Dieser ehrenvolle Auftrag des Gouverneurs wurde dem Missionar Schwarz durch Herrn Sullivan, dem damaligen brittischen Residenten zu Tanjore, mitgetheilt, welcher die Angelegenheiten der südlichen Provinzen zu besorgen hatte, und mit dem er in Verhältnissen der Freundschaft und des wechselseitigen Vertrauens lebte. Mit derselben Bereitwilligkeit, ohne alle Rücksicht auf persönliches Interesse, Gutes zu thun, und die Wiederherstellung des Friedens zu fördern, schrieb er dem Gouverneur; wie groß auch seine Abneigung gegen jede politische Sendung sey, so fühle er sich doch von dem Wunsche beseelt, der ostindischen Compagnie jeden Dienst zu leisten, der in seinem Vermögen stehe. Um sich jedoch in dem vorliegenden Falle gegen jede Aufgabe zu sichern, die seinen heiligen Beruf auf irgend eine Weise besetzen könnte, meldete er zugleich in einem eigenen Schreiben Herrn Sullivan, daß er zwar von Herzen bereit sey, dem armen Lande jeden Dienst zu leisten, daß er aber zuvor die bestimmteste Zuversicht gewinnen müsse, daß es bei der Sache redlich um den Frieden gemeint sey, und auch nicht der geringste Anschein der Hinterlist derselben zu Grunde liege. Schwarz machte sich nun von Tanjore über Dindigal und Darapuram nach Coimbettore auf den Weg, in der Absicht, auf der kürzesten Straße durch den Gudsheratty-Paß nach Seringapatam zu den dort bereits angekommenen Beauftragten der Regierung zu gelangen; nachdem er seinem jüngern Freunde, dem

Missionar Kohlhoff, die Führung der Geschäfte zu Tanjore während seiner Abwesenheit übertragen hatte. Folgende Auszüge aus Briefen, welche Schwarz während seiner Reise an Herrn Sullivan schrieb, dürften hier ihre rechte Stelle finden; theils weil sie den damaligen Zustand des Landes in diesem unglücklichen Zeitraume in ein helleres Licht setzen, theils zugleich den Charakter des seligen Schwarz von neuen anziehenden Seiten darstellen. Sein erster Brief ist von Dindigal unter dem 20. Dezember 1783 geschrieben, worin er Herrn Sullivan unter anderm Folgendes meldet.

„Diesen Abend bin ich vollkommen gesund hier angekommen, und preise Gott für seine gnädige Bewahrung. Auf dem ganzen Wege hin hat mir der Anblick der hohen Ghautsgebirge viel Freude gemacht, und wie die Himmel, so verkündigen auch sie die Ehre dessen, der sie gemacht hat. Gott ist groß, und Seine Weisheit, Allmacht und Güte strahlt aus allen Seinen Werken hervor.“

Zu Dindigal mußte er mehrere Tage verweilen, da eine Abtheilung feindlicher Truppen in der Gegend umherstreifte, und man der Sicherheit des Weges nicht gewiß genug war. Unter einer Bedeckung von Reiterei, die ihn gegen Ueberfälle von Diebsbanden schützen sollte, welche das Land in hohem Grade heyrubigten, erreichte er am Abend des 26. Dezember die Stadt Darapuram, wo er gleichfalls einige Tage verweilen mußte, da es der Platzkommandant unter den damaligen Umständen nicht wagte, für seine persönliche Sicherheit auf dem Wege gut zu stehen. „Der District Darapuram, schreibt er, ist ungemein schön und fruchtbar, und der Boden mit Feldfrüchten bedeckt. Die Einwohner haben wegen des Krieges den Platz verlassen; aber Lieutenant Tolfrey, der mit mir gekommen ist, hat Befehl gegeben, die Früchte einzusammeln. Ich übersehte den Aufruf

der Regierung an das Volk, in welchem sie demselben jeglichen Schutz zusichert, und sie auf alle Weise zur Rückkehr ermuntert, in die malabarische Sprache, und gestern ging ich selbst aus, um die wenigen Leute, die ich auf dem Wege traf, der besten Behandlung zu versichern. Sie schienen darüber sehr vergnügt zu seyn; bald ließen sich Einige derselben sehen, und Andere werden erwartet. Die Festungswerke sind gänzlich zerstört, und die Wohnungen dem Boden gleich gemacht. Es ist erstaunlich, wie innerhalb so kurzer Zeit solche allgemeine und gänzliche Zerstörungen bewerkstelligt werden konnten."

In seinem folgenden Briefe drückt Missionar Schwarz seine Verwunderung über den unerwarteten und nach seiner festen Ueberzeugung unflugen Befehl der Regierungskommission in Madras aus, nach welchem der Obrist Fullarton alle in der letzten Zeit von ihm eroberten festen Plätze des Landes wieder zurückgeben sollte. Der Brief ist im Feldlager von Coimbettore unter dem 30. Dezember 1783 geschrieben, und meldet Folgendes: „Zu meiner nicht geringen Verwunderung sah ich diesen Morgen früh die brittischen Truppen im vollen Marsche, und hatte bald darauf das Vergnügen, den Obristen Fullarton zu begrüßen, mit dem ich an die Stelle ging, die er zum Feldlager ausgezeichnet hatte. Er sagte mir, den bestimmten Befehl zu haben, Palacatscherry und Coimbettore, und natürlich auch die reiche Erndte dieser Gegenden, zu verlassen, von welcher schon der, der Regierung zufallende Antheil vollkommen zugereicht haben würde, unsere ganze Armee mehr als ein Jahr lang zu ernähren. Auf meine Frage, wohin er sich mit den Truppen zu begeben gedenke, nannte er mir Dindigal. Aber, fragte ich, ist denn der Friede bereits so gewiß, daß ihr alles aufgebet, noch ehe die Unterhandlungen geschlossen sind? Der Besitz dieser beiden reichen Distrikte würde den Tippoo

in der Achtung erhalten und ihn geneigt gemacht haben, euch annehmliche Bedingungen zu geben. Aber ihr laßt die Zügel fahren, und wie wollt ihr nun dieses Thier bändigen? Ich kann nicht helfen, antwortete der Obrist, bereits habe ich mich gegen die Regierung in starken Ausdrücken erklärt. — Coimbettore ist ein wahrhaft herrliches Land, und so viel ich höre, sind die Einwohner mit der milden Behandlung wohl zufrieden, die sie von Obrist Fullarton erfahren durften. Die Einwohner kommen zusammen, um die Ernte einzuthun, und den englischen Truppen zu helfen; aber Koscheen Chan, der mysorische Befehlshaber dieser Gegend, thut was er kann, um sie daran zu hindern. Dieß sollte uns Beweis genug seyn, daß sie nicht mit guten Absichten umgehen."

Schon Tags darauf, den 31. Dezember, schrieb Missionar Schwarz fünf Stunden rückwärts von Coimbettore, auf der Straße nach Darapuram, Folgendes: „Da ich keinen Reisepaß vorwärts erhalten konnte, so war ich genöthigt, mit dem englischen Feldlager mehr als fünf Stunden zurückzuziehen. Mittags schickte Koscheen Chan seine Leute, die mir zur Bedeckung dienen sollen, und verlangte, ich solle zuerst in sein Feldlager kommen. Morgen früh gedente ich, mich auf den Weg zu machen, und fange so das neue Jahr als ein Pilger an.“ — Auf's Neue beklagt Schwarz in seinem Briefe, daß vor dem Abschlusse der Unterhandlungen das Land dem Tippe zurückgegeben worden sey, und fährt nun also fort: „In sechs oder sieben Tagen hoffe ich zu Seringapatam zu seyn. Ich bat den Obristen um eine Paar gute Palankinträger, da die bisherigen mir viel zu leiden gemacht haben. Ich zog es vor, lieber zu Fuß zu gehen, als mich von ihnen so jämmerlich hin und her werfen zu lassen. In etwa drei Tagen will der Obrist zu Dindigal seyn; ich sehe voraus, daß der Unterhalt seiner Truppen ihm große Noth

machen wird. Möge Gott Sie im Laufe des neuen Jahres segnen, und uns in demselben bessere Tage sehen lassen, als wir in den drei letzten Jahren erfahren haben!"

In seinem folgenden Briefe aus Darapuram vom 22. Januar 1784 meldet Missionar Schwarz Herrn Sullivan, daß er unter vielfachen Hindernissen bis zum Engpasse bei Sattimungalum gekommen sey, wo ihn der Kalledar (Platzkommandant) nicht weiter hieher ziehen lassen, ohne zuvor eine ausdrückliche Erlaubniß von Tipoo erhalten zu haben, wozu etwa zehn Tage erforderlich waren. Er mußte sich dieß gefallen lassen, und wurde eilf Tage gleich einem Gefangenen gehalten, ohne ausgehen und die frische Luft genießen zu dürfen. Endlich erklärte der Kalledar, keine Erlaubniß erhalten zu können, und Schwarz sah sich daher genöthigt, in das Feldlager zu Roscheen Chan zurückzukehren. „Dieß ist die kurze Geschichte meiner verfehlten Hoffnung, fügt Schwarz hinzu. Einige sagen, da der Friede schon geschlossen sey, so wünsche Tipoo nicht, daß noch mehr Leute zu ihm kommen; Andere haben wieder andere Vermuthungen, mit denen ich Sie nicht belästigen will. Es thut mir indeß leid, daß der ganze Plan des Lord Macartney, sowie der Ihrige und der meinige dadurch vereitelt worden ist. Wenn indeß nur ein sicherer Friede gewonnen wurde, so liegt nichts daran, ob ich beim Abschlusse desselben zugegen war, oder nicht. Morgen verlasse ich diese Stelle, und hoffe, in acht Tagen wieder bei Ihnen zu seyn. Möge der gnädige Gott alle Unterhandlungen zur Wohlfahrt dieses armen, unglücklichen Landes leiten!"

Von Dindigal aus, wo Missionar Schwarz von Tipoo's Reiterei, die überall plündernd umherstreifte, abermals mehrere Tage aufgehalten wurde, schrieb derselbe seinen letzten Brief unter dem 30. Januar. „Es ist sehr wahrscheinlich, bemerkt er darin, daß die Feindseligkeiten bald wieder aufs Neue beginnen werden;

und darum wäre es gut, wenn der König von Tanjore in seinem Lande sobald wie möglich die Ernte nach Hause bringen liesse. Ich wünsche, fügt er hinzu, wir hätten Tippo nie etwas versprochen, und wenn wir es einmal gethan haben, so sollte man es nun auch genau halten. Der Vorwurf, daß die brittische Regierung in Indien ihre Versprechungen bricht, wird immer allgemeiner und lauter unter dem Volke."

Auf so unerwartete Weise endigte sich der zweite Ausflug, den Missionar Schwarz nach Seringapatam zu machen beauftragt worden war. Immerhin gab er die Veranlassung zu dem ehrenvollen Zeugniß, das Obrist Fullarton in seinem Berichte an die Regierung zu Madras dem rechtschaffenen Charakter desselben zu geben sich gedrungen fühlte. „Auf unserem zweiten Marsche, so berichtet derselbe, wurden wir in unserem Feldlager von Missionar Schwarz besucht, den Euer Excellenz (der Gouverneur) und der Staatsrath zum treuen Dolmetscher zwischen Tippo und den Beauftragten unserer Regierung verordnet hatten. Die ausgebreiteten Kenntnisse, sowie die Rechtschaffenheit dieses untadelhaften Dieners Gottes, haben den Charakter der Europäer gegen die Vorwürfe einer allgemeinen Entsetzlichung gerechtfertigt. Eine ansehnliche Begleitung folgte ihm bis zum nächsten Feldlager des Feindes; aber zu Sattimungalum wurde er angehalten, und kehrte nun von dort wieder nach Tanjore zurück. Ich kann mich indeß nur darüber freuen, daß er diese Geschäftsreise gemacht hat; denn sein Tagebuch, das er der Regierungsbehörde zusandte, liefert den Beweis, daß unsere südliche Armee gegen unsere Feinde mit einer Milde gehandelt hat, wie sie in Zeiten des Friedens nur selten gegen Freunde geübt wird. Von ihm haben Sie zugleich vernommen, daß dieses Betragen einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther der Einwohner gemacht hat, daß sie erklärten, wir hätten sie



und ihr Eigenthum kräftiger beschützt, als dieß selbst von Seiten der Befehlshaber ihrer eigenen Truppen der Fall war."

Am 4. Febr. dieses Jahres kam Missionar Schwarz gesund und wohlbehalten zu Tanjore an, und kaum hatte er sich daselbst niedergelassen, als eine Aufforderung an ihn erging, eine zweite Reise anzutreten, und sich an die Regierungsabgeordneten zu Mangalore, auf der westlichen Küste der Halbinsel, anzuschließen, welche dort ihre Unterhandlungen mit Tippe Sahib fortsetzten. Folgender Brief an seine Freunde zu Bellore nennt die Gründe, welche ihn veranlaßten, einen zweiten Versuch dieser Art von sich abzulehnen, und gibt uns zugleich einige weitere Nachrichten über seine zurückgelegte Reise, und die Erfahrungen, welche er unter den mannigfaltigen Prüfungen derselben gemacht hat.

Tanjore, den 4. März 1784.

„Bis hieher hat der gnädige Gott uns bewahrt, geführt und getröstet. Dieß ist, und dieß soll auch billig unser erster Gedanke seyn mitten unter den mannigfaltigen Drangsalen, welche wir erfahren haben. Wie viele Gefahren hat Gottes Hand von uns abgewendet! wie viele unserer Mitmenschen fielen nicht zu unserer Rechten und Linken, aber Gott hat uns behütet unter dem Schirme seiner gnadenreichen Vorsehung. Der 103. Psalm sollte unsern Herzen köstlich seyn, denn er schildert und lobpreist alle die göttlichen Segnungen, welche wir aus der reichen Fülle unseres Gottes empfangen haben. Aber nicht bloß mit Worten, sondern mit unserem ganzen Sinn und Leben sollten wir diese aufrichtigen Dankgefühle unsers Herzens ausdrücken. Wahrlich, Gott ist es werth, daß wir Ihm gehorchen; da doch der Segen unseres Gehorsams zuerst wieder auf uns selbst zurückfließt."

Nachdem er seinen Freunden eine kurze Beschreibung seiner Reise gegeben hatte, fährt er also

fort: „Ich weiß heute noch nicht, warum mir nicht verstattet wurde, meine Reise nach Seringapatam fortzusetzen. Der Eine sagte, Tippo habe so lange nicht unterhandeln wollen, bis Mangalore wieder in seinen Besitz zurückgegeben worden sey; Andere hatten eine andere Meinung. Ich für meinen Theil bin von Herzen dankbar für die Barmherzigkeit, welche mir Gott auf dieser Reise wiederfahren ließ. Wohl würde ich mich sehr gefreut haben, hätte mich Gott als Werkzeug gebrauchen wollen, um das Werk des Friedens zu vollenden. Aber wer weiß, ob nicht Versuchungen damit verknüpft gewesen wären, die mir leicht zu schwer oder gar gefährlich hätten werden können. Mit Einem Wort, was immer Gott thut, ist recht, und in jedem Falle das Beste für uns. Nach meiner Rückkehr wünschte der Gouverneur, daß ich über Telidscherry eine zweite Reise antreten möchte; allein ein Fußübel, an dem ich noch leide, nöthigte mich, den Antrag abzulehnen. Hätte ich auch einen zweiten Versuch gemacht, so hätte ich doch nie das persönliche Zusammentreffen mit Tippo erzwingen können, da er mir dasselbe zweimal abgeschlagen hat. Ich bitte Gott, daß Er unsere Abgeordneten mit Weisheit, Muth und Rechtschaffenheit segnen möge, um das Geschäft, das in ihren Händen liegt, zum Besten dieses armen Landes zu vollenden. Aber leider sind wir selbst so getheilt; der Eine will da, der Andere dort hinaus. Nicht ohne tiefen Schmerz und durchkreuzende Gefühle können wir auf Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Regenten und Untertanen hinblicken. Welche Verblendung und Gefühllosigkeit, welche Widerspenstigkeit, Habsucht und Raubgier von allen Seiten! Tausendmal denke ich bei mir selbst: guter Gott, müssen nicht alle diese Leute sterben; müssen sie nicht alle Rechenschaft geben von ihrem Leben in dieser Welt; müssen sie nicht alle vor dem Richterstuhle Christi, ihres Herrn und Richters erscheinen?

Und doch, wie wenig denken sie an ihr Ende! wie gar nichts kümmern sie sich um die Folgen ihres Lebens!

Allein trotz aller dieser furchtbaren Verwirrungen, welche so allgemein auf der Erde herrschen, hat Gott noch immer eine kleine Heerde von Seelen, welche Ihm, wie unvollkommen es auch seyn mag, doch immer mit aufrichtigem Herzen dienen. Diesen Morgen las ich das 14. Kapitel der Offenbarung Johannis. Hier wird Jesus vorgestellt als das Lamm, welches für uns und unsere Erlösung geschlachtet ward, und bei Ihm befinden sich 144,000 Vollendete, welche den Namen Gottes an ihrer Stirne geschrieben hatten. O daß wir doch offen und aufrichtig den Namen unseres Gottes bei jeder Gelegenheit bekennen möchten. Sie sangen ein neues Lied, und warum sollten nicht neue Gnaden-erweisungen auch neue Loblieder aus den Herzen locken? Niemand konnte dieses Lied lernen, denn diese 144,000. Wer sein Herz der Welt hingibt, wird nie im Stande seyn, mit aufrichtigem Sinne den Namen Gottes zu preisen; jeder wahre Gläubige übergibt daher sein ganzes Herz dem HErrn Jesu. Jene Vollendeten folgen dem Lamme nach, wo es hingehet, dieß ist der wahre Beweis von der Richtigkeit unsers Glaubens an Jesum. Rechten Schülern des Heilandes fällt es nicht ein, das Wort Gottes auf irgend eine Weise zu verfälschen. Auf diesem Abwege des Betrugs befindet sich die ganze Welt. Ein jeglicher will es nach seinen Wünschen und Neigungen erklären; aber das ist und bleibt gefährlich. Wir wollen das Wort Gottes annehmen, es gebrauchen und ausüben, gerade so, wie es vor uns liegt; selbst wenn es die Verläugnung unserer geliebtesten Sünden von uns fordert. Mein aufrichtiger Wunsch und mein Gebet ist, daß Ihr und ich als wahre Schüler Jesu erfunden werden, und wir uns am Ende ewig bei Ihm freuen mögen."

Nach einer langen und gefahrvollen Reise waren die Commissarien der englischen Regierung von Seringapatam nach Mangalore gebracht worden, wo es ihnen unter mancherlei erkünstelten Verdrießlichkeiten und Beleidigungen am Ende gelang, den 11. März 1784 den Frieden mit Tippo abzuschließen. Schwarz schreibt um dieselbe Zeit an einen seiner Freunde Folgendes: „Der Krieg mit Hyder und seinem Sohne Tippo ist nunmehr geendigt. Dessenungeachtet ist das Elend des Landes noch immer groß. Tippo ist noch viel mehr kühner und ein unternehmenderer Soldat, als es sein Vater war, und vermehrt seine Armee jeden Tag. Jeder Kommandant, der eine Festung den Engländern übergab, wurde auf seinen Befehl aufgehängt. Nachdem er zwölftausend Kinder aus dem Lande Tanjore gefangen weggeschleppt hat, sind sie nun alle genöthigt worden, Muhamedaner zu werden. Er hat bis jetzt Alles gethan, was er konnte, um die römischen Katholiken in Malabar auszurotten, was ihm auch soweit gelungen ist, daß es keiner wagt, sich einen Christen zu nennen. Er will keine andern Unterthanen als solche haben, welche entweder Muhamedaner oder Heiden sind. Was Letztere anbetrifft, so scheint ihnen fast alles Gefühl zu erman- geln; sie hören der Erklärung der christlichen Lehre zu, geben derselben wohl auch ihren Beifall, gehen aber dabei immer ihren alten Weg fort, gleich als ob sie nichts von ihr gehört hätten. Einige Brahminen sag- ten kürzlich zu mir: wir haben nichts dagegen, solche Dinge zu hören, allein himmlische Dinge machen nur einen geringen Eindruck auf uns. Dieses Geständniß ist nur allzuwahr; dabei sind sie so furchtsam, daß sie es nie wagen würden, den Glauben an Christum vor ihren Verwandten zu bekennen. Dieß ist ein wahrhaft steinigter Boden, der viel Saamen erfordert, und wenig Frucht trägt.“

Im Frühling dieses Jahres hatte Schwarz an körperlicher Schwäche und Erschöpfung viel zu leiden; und ob er gleich seine vielfachen Berufspflichten wie gewöhnlich fortsetzte, so wurde ihm dennoch gerathen, zu seiner Erholung eine Reise nach der Secküste zu machen. Hierauf bezieht sich folgender Brief, den er mit ächt apostolischem Sinn an seine Freunde zu Wellore schrieb.

Caturnate bei Canjore den 10. Juli 1784.

Meine theuern Freunde!

Schon lange hatte ich nicht mehr das Vergnügen, Euch zu schreiben, da mich anhaltendes Unwohlseyn daran verhinderte. Ich kann euch die Beschaffenheit meiner Krankheit kaum beschreiben; ich fühlte keinen Schmerz, war aber körperlich so erschöpft, daß Sprechen, Gehen u. s. w. mich sehr ermüdete, so daß ich kaum mich aufrecht halten konnte. Jetzt bin ich, Gottlob, viel besser, obgleich noch sehr schwach; doch genug hievon. Das Alter rückt herbei, und ich habe daher keine Ursache, mich über Abnahme von Kräften zu wundern.

„Ist nur die Seele gesund, so steht Alles gut; das Uebrige müssen wir ja verlassen, wenn wir zu Grabe ziehen. Eine gesunde Seele ist auch ein gutes Heilmittel für alle unsere körperlichen Schwachheiten; damit beschäftige ich mich oft in Gedanken; und o, möge Gott mir die Gnade verleihen, dieß noch ernstlicher zu thun, daß ich meine, vielleicht noch sehr wenigen Tage zähle. Um die Ewigkeit ist es eine gar ernste Sache, mit der wir uns immer im Gemüth beschäftigen sollten. — Ich weiß und fühle es, daß ich keine eigene Gerechtigkeit habe, auf die ich irgend einen Anspruch auf die zukünftige Seligkeit stützen könnte. Wollte Gott mit mir ins Gericht gehen, wie könnte ich bestehen vor seinem Angesicht? Aber ewig hochgelobt und angebetet

sey die Gnade Gottes, die ein so sicheres Rettungsmittel für verlorne Sünder gefunden hat. Die Veröhnung Christi ist der Grund meiner Hoffnung, meines Friedens, meiner Liebe und Seligkeit. Obgleich ich mit Sünden ganz überdeckt bin, so reinigt mich doch das Blut Jesu von allen meinen Missethaten, und bringt mein Herz zur Ruhe. Obschon ich ein verderbtes Geschöpf bin, so erleuchtet, erheitert und stärkt mich doch der Geist Jesu Christi, und treibt mich an, jede Sünde als einen Gräuel zu hassen, und den Lüsten der Welt und des Fleisches zu entsagen. Obgleich der Tag des Gerichtes herannahet, so tröstet uns doch die Liebe Gottes, daß wir Frendigkeit haben, zu erscheinen vor unserm gnadenreichen Richter; nicht als ob wir schuldlose Geschöpfe wären, sondern weil wir gewaschen und gereinigt sind im Blute Christi.

„O meine theuern Freunde! Antheil haben an der Veröhnung Jesu, und der Gnadengaben seines Geistes theilhaftig geworden seyn, das macht einen Christen aus, das erheitert und stärkt das Herz, das gereicht Gott zum Ruhm, das führt uns sicher in die selige Ewigkeit hinüber. Darum laßt uns täglich in unserem hochgelobten Erlöser zu Gott kommen, laßt uns aber auch den zweiten Punkt nicht versäumen, nämlich unsere Heiligung. Unsere Zeit ist kurz. Nur noch wenige Tage, so habe ich in diesem Lande vier und dreißig Jahre zugebracht. Selbst nach dem Naturlaufe ist das Ende meiner Pilgrimschaft nahe. Möge ich nicht auf dem Wege ermatten. Möchten doch meine letzten Tage die fruchtbarsten werden! Aber so lange wir auf dieser Erde mit einander leben, so laßet uns einander ermuntern und reizen zu guten Werken.

„Meinen freundlichen Gruß an Frau F. Sagt ihr, sie solle die Freuden dieser Welt nicht überschätzen, sondern ihr Gemüth mit Vergnügungen nähren, welche wahrhaftig sind und ewig dauern. Ich schicke mich

gegenwärtig zu einer Reise nach dem Meeresufer an. Vielleicht bläst die Seelust das schwache Fünkchen meines Lebens noch ein wenig auf. Ich werde Eurer überall in meinem armen Gebete gedenken, und Euch von der Seeküste her ein Paar Linien zusenden. Lebet wohl; möge Gnade, Barmherzigkeit und Friede Euer Loos seyn in Zeit und Ewigkeit!"

Bald nach dem Datum dieses Briefes forderte Herr Sullivan, Regierungs-Statthalter der südlichen Provinzen, den Missionar Schwarz auf, ihn nach dem Marawarenlande zu begleiten, da er sich einem eingebornen Dolmetscher nicht anvertrauen wollte. Schwarz willigte gerne ein, theils um seiner Gesundheit willen, theils weil er auf diesem Wege viel Gelegenheit zu finden hoffte, den Eingebornen das Evangelium zu verkündigen. Auf der Reise selbst nahm Herr Sullivan Veranlassung, ihm einen Plan zur weitem Berathung vorzulegen, welcher vorzugsweise darauf berechnet war, die sittliche Erziehung und Bildung der Einwohner, und am Ende die Verbreitung des Christenthums in Indien zu befördern.

„Zu Ramanadapuram (im größern Marawar), schreibt er, fiel unsere Unterhaltung auf die Erziehung der Jugend. Herr Sullivan bemerkte, daß es eine Sache von großer Wichtigkeit wäre, wenn in jeder Provinz englische Schulen angelegt würden. Auf diesem Wege, sagte er, würden die Eltern und die Kinder mit den Grundsätzen und Sitten der Christen besser bekannt, und ihre halsstarrige Anhänglichkeit an ihre alten Gewohnheiten erschüttert werden. Die Schullehrer würden, wenn sie fromme Männer wären, den Kindern und Eltern die Lehren und Vorschriften des Evangeliums in Unterricht, Sinn und Wandel darstellen; ein freierer Verkehr zwischen Europäern und Hindus würde dadurch angebahnt, und die Kinder, hätten sie einmal die englische Sprache gelernt, würden

nicht weiter nöthig haben, sich auf betrügerische Dolmetscher verlassen zu müssen. Dieser Vorschlag war mir in hohem Grade erwünscht, ob ich gleich für die Ausführung desselben große Schwierigkeiten voraus sah. Ich fragte, woher wir die erforderlichen Schullehrer erhalten sollten? worauf er mir zur Antwort gab: daß ein Seminar zu ihrer Erziehung zu Tanjore aufgerichtet, und einige rüstige junge Männer von Deutschland her gesendet werden sollten. Auf meine Frage: wer wohl die nöthigen Besoldungen hiezu hergeben würde, nannte er mir die kleinen Fürsten der südlichen Provinzen, und bemerkte, daß es viel besser und sicherer seyn würde, wenn der Unterhalt der Lehrer und die erforderlichen Kosten einer solchen Anstalt auf die Einkünfte eines Dorfes begründet würden. Wir sprachen demnach mit dem Rajah von Ramanadapuram über diesen Gegenstand. Dies wäre ein vortrefflicher Plan, sagte dieser, und ich wünsche, daß eine solche Schule in jedem Dorfe aufgerichtet würde. Sein Minister versprach uns, der Unterhaltungskosten halben die Sache seinem Herrn zu erklären. Bei näherer Erwägung hielt indes dieser für rathamer, den Rajah zur monatlichen Bezahlung einer gewissen Geldsumme für die Schule, und zu einer dokumentlichen Versicherung für dieselbe zu veranlassen, wozu er auch gerne seine Einwilligung hergab."

Von Ramanadapuram setzte Schwarz seine Reise nach Schewagunga (im kleinern Marawar) fort, wo er dem ersten Ortsvorsteher einen ähnlichen Vorschlag machte, der ihn gleichfalls billigte, und das Versprechen gab, ein Dorf zum Unterhalte eines Schullehrers herzugeben. Nun wurde der Gouverneur, Lord Macartney, so wie der Nabob von Arcot mit diesem Entwurfe bekannt gemacht, und beide ertheilten demselben ihre vollkommene Zustimmung. Nach ihrer Rückkehr nach Tanjore verwendete sich nun Herr Sullivan in



Gegenwart des Missionars Schwarz bei dem Rajah daselbst für diesen wichtigen Gegenstand. Dieser willigte ein, daß eine solche Schule in oder nahe bei dem Fort aufgerichtet werden sollte, und versprach, zu ihrem Unterhalte monatlich 40 Pagoden (192 Gulden) herzugeben. Herr Sullivan setzte nun einem solchen (deutschen) Schullehrer einen Jahresgehalt von 60 Pfund Sterling (720 Gulden) aus, weil er glaubte, daß er mit einer geringern Summe nicht im Stande seyn würde, die einfachen Kosten seines Unterhaltes zu bestreiten. „Jedes Jahr, fügt Missionar Schwarz hinzu, muß ein Missionar zu Tanjore oder Tritschinopoli diese Schulen wenigstens ein Mal besuchen, und natürlich müssen die Kosten einer solchen Reise aus dem Stiftungsgelde bestritten werden; und sollte, wie wir hoffen, von demselben noch etwas übrig bleiben, so werden arme Waisen Kinder umsonst damit unterhalten und erzogen.“

Die Reise nach Ramanadapuram hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit des unermüdet thätigen Schwarz, und er entschloß sich daher, im folgenden Monat September zur Förderung des begonnenen Schulplanes eine Reise nach Tondi, auf der Küste Coromandel \*) zu machen. Von hier aus schrieb er unter dem 29. Sept. an Herrn Sullivan folgendes: „Am 14. dieses bin ich hier glücklich angekommen, und habe bis zum 18. den hannöverischen Soldaten, welche hier in der Besatzung liegen, täglich Gottesdienst gehalten. Diese sind nun nach Tripatore gezogen; ob ich ihnen dorthin nachkommen werde, kann ich nicht sagen. Was die Einführung von Provinzialschulen betrifft, so will

---

\*) Coromandel begreift die ganze südöstliche Küste, und mit derselben die Provinzen Carnatic, Tanjore, Tritschinopoli und Tinnevelly in sich, und ist größtentheils der englischen Präsidentschaft von Madras einverleibt.

ich an der Ausführung dieses Planes weder verzagen noch allzu lebhaft Hoffnungen darauf bauen, sondern die Sache der Alles leitenden Vorsehung Gottes überlassen. Der Vorschlag ist nach meiner Ueberzeugung gut, und würde für das Land in mehr als Einer Hinsicht heilsam seyn."

Nun nennt er mit Wehmuth den Umstand, daß der Befehlshaber der Truppen mehr als tausend Palmyra-Bäume habe abhauen lassen, um Bungalos (Laubhütten) für die Truppen aufzurichten. Die Einwohner weinten darüber, schreibt Schwarz, denn diese Bäume sind das einzige Heirathsgut für ihre Töchter. „Er macht nun den Vorschlag, daß ihnen eine Gelderstattung dafür gegeben werden solle. Nach seiner Rückkehr nach Tanjore, im Monat Oktober, benachrichtigte er Herrn Sullivan, welcher damals von dort abwesend war, daß er von dem Pradani (Minister) von Ramanad die Nachricht erhalten habe, der Rajah habe sich entschlossen, zum Unterhalt der vorgeschlagenen Schule monatlich 24 Pagoden (120 Gulden) herzugeben. „Ob dieß Ihren Beifall finden wird oder nicht, setzt er hinzu, weiß ich nicht; viele Leute glauben, eine solche monatliche Bezahlung sey ungewiß, und eine Art fortgesetzter Bettelei, welche mit viel Mühe verbunden sey, und eingestellt werde, sobald die Leute der Sache müde seyen. Ich hoffe indeß, es werde Alles besser besprochen werden können, wenn Sie einmal wieder hier sind. Möge Sie Gott mit Seinem Frieden und mit Heiterkeit des Gemüthes segnen."

Wenige Tage darauf schrieb Schwarz an Herrn Sullivan Folgendes: „Ihr Brief vom 10ten dieses macht meinem Herzen große Freude. Es ist mehr als billig, daß der Nabob von Arcot mit unserm Schulplane bekannt gemacht werde, weil er ihn sonst mit Mißtrauen ansieht. Ich habe der Londner Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß geschrieben, daß

Sie an einem Sonntage (dies ist wahrlich ein ächter Sonntagsgedanke) mir diesen Plan vorgeschlagen haben, und daß ich hoffe, derselben nächstes Jahr mehr hievon schreiben zu können. Der Pradani von Ramanad versichert mich aufs Neue, sein Gebieter sey von Herzen bereit, den Schullehrer zu bezahlen, und ich soll ihnen nur den Mann zusenden. Der Vorsteher von Schewagunga hat zwei kleine Dörfer zum Unterhalt einer Schule angewiesen. Dies würde nun wohl zureichen, wenn wir nur immer des Regens gewiß wären. Ein gutes Dorf am Ardingi-Fluß wäre besser, weil dort mehr Wasser ist.

„Für das kostbare Geschenk einiger malabarischer Wörterbücher zum Gebrauch der Schulen danke ich Ihnen herzlich. Ich glaube gewiß, der barmherzige Gott werde Sie zum glücklichen Werkzeuge machen, um diesem armen, schwer vernachlässigten Lande wohl zu thun. Ich werde mich unaussprechlich glücklich fühlen, wenn ich die geringe Kraft, welche Gott mir verleiht, zur Förderung der Sache verwenden, und Ihrem menschenfreundlichen Wunsche darin dienen kann.

„Ich bedaure mit Ihnen den Tod Ihrer lieben Schwester. Unsern Willen dem Willen Gottes zu unterwerfen, das ist unsere Pflicht, und unser wahres Wohlseyn dazu. Unaussprechlich selig sind, die, auf eine bessere Welt vorbereitet, dieses Akeldama (Blutacker) verlassen dürfen. Möge Gott uns zu diesem großen Uebergang jeden Tag tüchtig machen!“

Frühe im Dez. theilte Missionar Schwarz die Nachricht dem Herrn Sullivan mit, daß der Sultan Tippe auf einen neuen Einfall umgehe, und rieth ihm an, auf die Herbeischaffung der nöthigen Frucht-Vorräthe Bedacht zu nehmen, um für jeden Fall gefaßt zu seyn. Am Schlusse des Briefes fügt er hinzu: „eine neue Gemeinde ist mir geworden; es sind die Soldaten zu

Wallam, welche mich aufgefordert haben, sie zu besuchen. So oft ich komme, nehmen sie mich freundlich auf, und wohnen dem Gottesdienst mit großem Anstand bei. Einige derselben lernen sogar lesen, und diese versehe ich gerne mit christlichen Schriftchen. Hier haben wir keinen Regen, und darum traurige Aussichten. Es scheint, als ob die Züchtigungen Gottes noch nicht aufhören sollen, und wer darf es wagen, etwas dagegen zu sagen. Ein Jeglicher hat seine eigene Ursache, vor Gott sich zu demüthigen. Schon fängt das Volk an, gegen Lippo's Absichten Verdacht zu schöpfen. Möge Gott dieses armen Volkes sich erbarmen, und es nicht zu Grunde gehen lassen!"

Am Ende dieses Jahres schrieb Missionar Schwarz folgenden gehaltreichen Brief an seine Freunde zu Wellore, welche ihn um seine Meinung über einige wohlbekannte Schriftsteller der englischen Kirche gefragt hatten. Hier nur einige Auszüge dieses Briefs: „Nunmehr ist mit Gottes Hülfe meine Gesundheit wieder so weit hergestellt, daß mir die Arbeit mehr Vergnügen als Last ist, was im April und Mai dieses Jahres nicht der Fall war. Gebe Gott, der mir armen Sünder bisher so viel Gutes erzeugt hat, daß die letzten Tage meines Lebens wohl zugebracht werden, und ich meinen Lauf, wenn auch nicht mit Freuden, doch in Seinem Frieden vollenden möge. Uns ist nicht nur gestattet, es ist uns befohlen, im HErrn uns zu freuen. Keine Freude auf Erden hat so festen — guten Grund, wie die Freude, die wir im HErrn finden, der uns erkaufte, erlöst und uns jede wahre Glückseligkeit zubereitet hat. Sollten wir uns nicht freuen, daß wir in Ihm Vergebung und Heil, Friede und Kraft, und ein Bürgerrecht im Himmel finden. Wer aber der Segnungen froh werden will, welche Christus uns erkaufte hat, der muß in der innigen Gemeinschaft mit Ihm, und durch die Kraft derselben der Sünde und

allen falschen Freuden der Welt entsagen, und nach Ihm hungern und dürsten; nur in dieser lautern Gemeinschaft mit Christus ist der wahre und der einzige Freudenquell der Seele anzutreffen. Aus dieser Freude fließt die Bereitwilligkeit des Herzens, Ihn zu lieben, Ihn zu folgen und zu dienen, und seinen Namen zu verherrlichen, so lange wir hienieden leben. Wie ist es möglich, Vergebung und Frieden und die lebendige Hoffnung einer ewigen Herrlichkeit in der Gemeinschaft mit Jesu gefunden zu haben, ohne zugleich besetzt zu seyn von dem aufrichtigen Verlangen, zu Seinem Preis auf dieser Erde zu leben.

„Allein statt Jesu und seiner vollkommenen Ver-  
söhnung zu vertrauen, stützt sich unsere Zuversicht nur auf unsere eigene Tugend, und wir stehen eben darum auf unserm eigenen Boden, auf dem uns nie ein sicherer Friede und ein ungestörtes Vergnügen zufließen kann. Immerdar ist und muß unsere Tugend und Heiligkeit unvollkommen seyn; wir werden eben darum immer Ursache haben, vor Gott zu bekennen: wenn Du mit meinen Gedanken, Neigungen und Absichten rechnen wolltest, o Herr, wer wird vor Dir bestehen? Darum wollen wir Vergebung, Friede und Freude in Jesu suchen; und haben wir diese Kleinodien gefunden, so wollen wir Ihn dafür danken und gehorsam seyn. Sollten wir aber auch so heilig werden, wie es irgend Einer der Apostel war, so wollen wir uns hüten, unser Vertrauen auf irgend etwas Anderes, als auf die Leiden und den Versöhnungstod Jesu Christi zu setzen. In diesem großen Grundartikel des wahren Christenthums leistet mir kein christlicher Schriftsteller der englischen Kirche so viel Genüge, wie der fromme Bischof Beveridge. Auch er vergift nicht, das schöne Gebäude der Heiligung aufzurichten, aber er legt zuerst den Grund dazu in einem wahren und lebendigen Vertrauen auf Jesum, wie auch Paulus gethan hat; man lese

nur einmal das dritte Kapitel seines Philipperbriefes. In der Auseinandersetzung der Heiligung ist der Erzbischof Tillotson vortrefflich; aber er legt nicht so klar und tief den Grund zu derselben, wie ein Beveridge, ein Hervey und unsere seligen Reformatoren gethan haben. Wenn du mein Herz tröstest, dann, und nur alsdann laufe ich den Weg deiner Gebote (Ps. 119, 32.). Die göttlichen Gebote, richtig und mit geistigem Sinne aufgefaßt, müssen uns von der sündhaften Verkehrtheit unseres Herzens überzeugen, und eben darum verurtheilen (Röm. 7, 7.). Als Leute, welche das Gesetz verurtheilt, und die ihrem Herrn zehntausend Pfunde schuldig geworden sind, wie werden wir je unsere große Schuld bezahlen können? Etwa mit den armen Pfennigen unserer eigenen Tugend? O nein, dieß geschieht allein durch die vollkommene Veröhnung, welche Jesus Christus gestiftet hat. Diese Veröhnung wird im Evangelio jedem angeboten, der sein sündliches Verderben aufrichtig erkennt, und vom verdienten Fluche gern erlöst seyn möchte. Wie süß ist nicht einer solchen Seele die freundliche Einladung des Heilandes: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.

„Zum Bau meiner malabarischen Kirche in der Vorstadt hat mir General Munro fünfzig Pagoden geschenkt; als ich aber fand, daß allein die Steine zum Fundament derselben 25 Pagoden kosteten, so fürchtete ich schon, meine Mühle werde aus Mangel an Wasser stille stehen. Nun hatte mir der Rajah bei einem frühern Anlasse ein Paar mit Gold verbrämte Kleider geschenkt; ich nahm sie, und brachte sie zu einem Händler, der mir zu meiner angenehmen Ueberraschung mit Einem Schlag 136 Pagoden dafür anbot, so daß ich ohne Unterbrechung meinen Bau fortsetzen konnte. Ich hoffe, daß Gott, der mir so huldreich die Mittel in die Hände legte, ein Bethaus zu bauen, dasselbige auch

mit geistlichen Kindern zum Preise Seines Namens anfüllen wird. Er ist mächtig genug, der uns diese herrlichen Dinge verheissen hat; lesen Sie nur mein Lieblingskapitel im Propheten Jesajas Kap. 49, 4—7. 18—20. Ich glaube mit freudiger Zuversicht, daß Gott noch einmal dieses wüste, verstäderte und zerbrochene Land bauen wird; und sollte Er es auch thun, wenn wir im Grabe modern, was schadet dieß? Dieses Land ist mit Dornen und Disteln bedeckt; wir wollen es pflügen, und den guten Samen säen, und den HErrn bitten, daß Er ihn aufgehen lasse. Unsere Arbeit im HErrn, in Seiner Sache und für Seine Ehre wird wahrlich nicht umsonst seyn."

Wie edel und apostolisch lauten nicht diese Herzensergießungen, und wie kräftig hat nicht die Folgezeit den hohen Werth der vorbereitenden Arbeiten dieses theuren Knechtes Gottes dargestellt, welche dazu dienen mußten, die heitern Hoffnungen seiner Seele für die künftige Verbreitung der evangelischen Erkenntniß in Indien zur Wirklichkeit zu rufen.



# Christian Friedrich Schwarz

der

deutsche Missionar in Indien.

Nach dem Englischen des H. Pearson bearbeitet

von

M. C. G. Blumhardt,

Inspector der Evangelischen Missionsanstalt zu Basel.

Vollendet und herausgegeben

von

W. Hoffmann,

Inspector der Evangel. Missionsanstalt und außerordentl. Professor der Theologie  
zu Basel.

---

Zweite Abtheilung.  
(Neu gearbeitet.)

---





## Bierzehntes Kapitel.

Anfang und Fortgang des protestantischen Christenthums in Tinnewelly. Schwarzens Besuch in der Umgegend von Palamcotta. Sendung eines Katechisten nach Palamcotta. Bau einer kleinen Kirche daselbst. Rückblick auf das Jahr 1786. Kläglicher Zustand des Nadschas und des Reichs Tanjore. Verwaltungs-Committee vom Statthalter Campbell aufgestellt, wozu Schwarz als Mitglied berufen wird. Deren Verhandlungen. Schwarzens günstiger Einfluß beim Volk von Tanjore. Dank der Regierung von Madras für seine Dienste. Errichtung von Schulen für die Eingebornen. Waisenschule für Soldatenkinder durch die Gemahlin Sir A. Campbells gestiftet. Schwarz empfiehlt seiner Gesellschaft den jungen Kohlhoff. Kohlhoffs Ordination.

Es ist ungewiß zu welcher Zeit protestantische Missionare die Provinz Tinnewelly zum ersten Mal besuchten. Katholiken gab es schon lange dort viele; und es ist gar nicht unwahrscheinlich daß einige der ersten Befehrten von Tranquebar die reinere evangelische Lehre dorthin gebracht haben. Die erste Meldung von dieser Gegend in Schwarzens Tagebüchern kommt im Jahr 1771 vor, wo es heißt:

„Zu Palamcotta, einer Feste, und einer der vornehmsten Städte Tinnewelly's, etwa 200 Meilen von Tritschinopoli, wohnt ein Christ aus unserer Gemeinde, Schavrimuttu mit Namen, der den Katholiken und Heiden das Wort Gottes vorliest. Ein englischer Wachtmeister, dessen Frau ein Mitglied unserer Gemeinde ist, hat sich auch der Sache gewissermaßen angenommen. Ein junger heidnischer Buchhalter hatte die Wahrheit mit

Bergnügen vernommen. Er war einmal hier (in Tritschinopoli), hörte allem was vom Worte Gottes gesagt wurde stille zu, und versprach sich weiter unterrichten zu lassen. Der Wachtmeister ließ ihn die fünf Hauptartikel des Katechismus lernen und taufte ihn hierauf. Es that uns leid daß er den Jüngling taufte ehe er eine klare Einsicht in das Christenthum hatte: ein so unüberlegter Schritt könnte sowohl den Heiden als Katholiken nachtheilig seyn. Möge Gott in Gnaden alles Uebel abwenden!“

Einige Jahre nachdem dieses Statt gehabt besuchte Miss. Schwarz die Umgegend von Palamcotta. Eine Brahminenwittwe meldete sich bei ihm um die Taufe; da sie aber mit einem englischen Offizier zusammenlebte, sagte er ihr, so lange sie in dieser unerlaubten Verbindung bleibe, könne er ihrer Bitte nicht willfahren. In-  
desß hatte der Offizier ihr versprochen sie zu ehelichen, und mittlerweile unterrichtete er sie im Englischen und selbst in den Grundlehren des Christenthums. Nach seinem Tode wiederholte sie ihre Bitte bei Schwarz, und da sie untadelig wandelte taufte er sie mit dem Namen Clarinda. Sie blieb in Südindien bis sie zu Ende des Krieges mit zwei katholischen Christen nach Tanjore kam. Einer dieser Letzteren hatte ein Neues Testament samt einem Exemplar der von den Missionaren zu Tranquebar herausgegebenen Kirchengeschichte, wodurch er nicht nur von den Irrthümern der römischen Kirche überzeugt wurde, sondern selbst so nachdrücklich dagegen zeugte, daß er auf viele seiner Zuhörer einen starken Eindruck machte. Er und sein Gefährte besuchten nun Schwarz und baten ihn um Sendung eines Missionars oder Nationalgehülfsen, um sie noch gründlicher zu unterweisen. Demzufolge sandte er einen Katechisten nach Palamcotta um die Jugend jener Gegend zu unterrichten. Die eben erwähnte eifrige Christin baute mit dem Beistande einiger Engländer eine kleine aber hübsche Kirche dort, und von da an richtete Schwarz seinen Sinn mit Angelegen-

heit jener Gegend zu, wo seitdem die Christengemeinen so zahlreich und blühend wurden.

In seinem Rückblick auf das Jahr 1786 versichert Schwarz die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, ihre Arbeiten für Indien seyen nicht umsonst gewesen. Die Missionare und Lehrer aus den Eingebornen auf den verschiedenen Stationen seyen bewahrt geblieben und es gehe ihnen gut. Er gedenkt namentlich des Fleißes und Erfolgs des trefflichen Katechisten Sattianaden zu Palamcotta und erwähnt mit Vergnügen der Soldaten in Garnison zu Tanjore, die sowohl dem Sonntagsgottesdienst als den Abendversammlungen in der Woche beiwohnten. „Dazu,“ sagt er, „werden sie von den Offizieren ermuntert, welche bezeugen, daß von der Zeit an, da das Regiment Religionsunterricht genoß, die körperlichen Strafen aufgehört hätten.“

In einem spätern Brief an die Gesellschaft erzählt er einige neuere Vorfälle, von denen er glaubte, daß sie zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in jener Gegend beitragen würden, und die sicherlich frische Beweise der hohen Achtung lieferten, worin er sowohl bei der englischen Regierung als bei den eingebornen Fürsten stand, so wie des wohlthätigen Einflusses seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit.

Der Friede war zwar in Indien wieder hergestellt; noch war aber das Gebiet von Tanjore in einem kläglichen Zustande. Die Noth, welche auf die ungerechte Besitznahme dieser Provinz durch den Nabob im Jahr 1773 erfolgte, und die nachherige Verheerung derselben durch Hyder Ali, hatte den Nadscha in große Geldverlegenheit gebracht, so daß die letzten Jahre seiner Regierung zu dem Glanze seiner Jugend einen grellen Gegensatz bildeten. An einer unheilbaren Krankheit hinfiehend und vom Schmerz über den frühen Verlust seines Sohnes, seiner Tochter und seines Großsohnes, seiner einzigen gesetzmäßigen Erben, übernommen, zog sich der unglückliche Tuldschadschi, die von seinem Freund

und Berather Schwarz wiederholt angebotenen Tröstungen des Evangeliums geringschätzend, in hoffnungsloser Verzweiflung in die Kammern seines Palastes zurück, die er nie wieder verließ. Im Hinbrüten über seine öffentlichen Unfälle und persönlichen Kummernisse schien hier sein mildes und wohlwollendes Wesen sich in Härte und Gleichgültigkeit gegen die Leiden seines Volks umzuwandeln. Geiz wurde seine herrschende Leidenschaft; und das in dem von Krieg und Hungersnoth verheerten Lande gesammelte Geld vermochte kaum seinen Forderungen zu genügen. Um diese Zeit verlor der Nadscha seinen rechtschaffenen Sirkil, oder ersten Minister, Batschena, und Baba folgte ihm, der wegen seines tyrannischen und raubgierigen Charakters berüchtigt war. Statt die vom Volke lang ausgestandene Noth zu mildern, steigerte dieser nichtswürdige Minister durch sein ungerechtes, grausames und tyrannisches Verfahren dieselbe auf einen fast unerträglichen Grad, theils um des Nadscha's Schatz zu füllen, theils zu seinem eignen persönlichen Vortheil. Nachdem das unter diesem Druck seufzende Volk den Nadscha wiederholt aber umsonst um Abhülfe angegangen, verließ es endlich das Land und floh schaarenweise nach den benachbarten Districten Karikal, Nagor, und Tritschinopoli. Im ersteren, damals im Besitz der Franzosen, fanden sie nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern wurden mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Mehrere volkreiche Städtchen und Dörfer wurden gänzlich verlassen, und ganze Landesstrecken lagen aus Mangel an Arbeitern wüste und brach. Die Zahl der so ausgewanderten nützlichen Einwohner wurde auf 65,000 geschätzt.

So traurig war der Zustand Tanjores als Sir Archibald Campbell dem Lord Macartney als Statthalter von Madras folgte. Einer der ersten Schritte in seiner Verwaltung ging dahin, sich mit dem Nadscha in einen Verkehr einzulassen, indem er ihn mit der an die englische Regierung gelangten Darstellung bekannt machte und

ihn hat den tyrannischen Duan zu entlassen und würdige Männer zur Besorgung seiner Geschäfte anzustellen.

Der Radscha nahm diese Einmischung übel und suchte seine und seines Ministers Handelsweise zu entschuldigen; allein es half alles nichts. Die Einwohner der südlichen und westlichen Districte erklärten sich entschlossen ihre Ländereien nicht zu bauen, bis in der Verwaltung Tanjor's eine Veränderung statt fände. In Folge dieser Erklärung entschloß sich die Regierung des Fort St. Georg die Oberaufsicht von Tanjor für die Zeit zu übernehmen, und ernannte zu dem Zweck im Juli 1786 eine Verwaltungscommittee, die aus dem Residenten Hrn. Hudleston, dem Garnisonscommandanten, Oberst Stuart, und dem Zahlmeister Hrn. Hippisley bestand, und welcher große Macht anvertraut war über den Angelegenheiten Tanjors zu wachen.

Sir Archibald Campbell trug darauf an, den Miss Schwarz dieser Committee beizufügen, indem er bemerkte: „Es sind reichliche Beweise von der Thätigkeit, Lüchtigkeit und den Dienstleistungen des Predigers Schwarz vorhanden, dessen genaue Ortskenntniß und Fertigkeit in den Landes Sprachen, und vor allem, dessen hohes Ansehen beim Radscha in Folge eines dreißigjährigen Umgangs, seiner Mithülfe bei solchen Anlässen ein besonderes Gewicht geben muß.

„Seine Gegenwart sollte wo möglich immer in der Committee erbeten werden, in der er einen Ehrenplatz haben sollte; auch sollte man ihn ersuchen was nöthig ist zu verdolmetschen und zu übersetzen und allen solchen Prüfungen und Uebersetzungen seine Unterschrift beizufügen.“

Bald nach dieser wichtigen Berufung schlug Herr Hudleston dem Statthalter vor, Schwarz sollte nicht bloß in der Committee einen Sitz haben, sondern auch eine Stimme, indem er erklärte, das politische Ansehen seiner Stellung „nur in Verbindung mit diesem trefflichen Manne“ gebraucht zu haben, und beifügte: „Es

ist und wird so lange ich lebe mein größter Stolz und lieblichste Erinnerung seyn, daß ich von dem Augenblick an, da ich diese wichtige Stelle angenommen, bei jeder Gelegenheit Hrn. Schwarz berathen und keinen auch noch so geringfügigen Schritt gethan habe ohne vorerst seine Beistimmung eingeholt zu haben; auch hat niemals eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns statt gehabt. Schon in Ansehung der besondern Umstände unter welcher die Committee ihre Verwaltung antritt, und die Aussichten die sie darbieten, werden Ew. Excellenz gewiß leicht begreifen wie wichtig es mir seyn muß mich sowohl des Rathes als der thätigen Beihülfe des Herrn Schwarz bei Annahme desjenigen Verhaltens zu versichern, das wir beide für angemessen halten. Ein Glück wäre es für dieses Land, für die Compagnie, ja selbst für den Nadscha, würden ihm die Augen geöffnet, wenn alle Macht in seinen Händen wäre, um alle die Maßregeln auszuführen, welche sein Verstand und seine Wohlwollenheit vorschlagen würde.“

Diesem Antrag des Residenten gab der Statthalter seine volle Zustimmung und fügte bei: „Ich hege eine solche Meinung von Hrn. Schwarzens Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit, daß ich dem Ausschuss gerathen habe ihn ohne den geringsten Vorbehalt als Mitglied in die Committee aufzunehmen; und ich habe ein solches Vertrauen in ihn, daß ich glaube es werden viele Vortheile hieraus entspringen.“

In demselben Briefe des Statthalters heißt es weiter hinten: „Hrn. Schwarzens Ansicht, den Nadscha zu bewegen der Einwohnerschaft einen gemeinsamen Vertrag mit der Compagnie zu geben, gefällt mir sehr. Es würde der Compagnie ein unmittelbarereres Recht geben als sie je besaß, den Vertragsbedingungen gemäß auf Handhabung des Rechts zu dringen, und es sollte mich sehr freuen wenn der Vorschlag ausführbar erfunden würde.“

Als Schwarz als Ehrenmitglied zur Committee gerufen wurde, äußerte er seine Bereitwilligkeit bestens

seine Ansicht und seinen Rath zu ertheilen und in Allem mit zu helfen wo es sich nicht um Gewalts- und Zwangsmaßregeln handle; denn so zweckmäßig diese auch der Regierung oder der Committee scheinen möchten, mit dem Wesen seiner Sendung schienen sie ihm unverträglich. Seine eifrigsten Dienste sollen ferner der verehrlichen Compagnie gewidmet seyn wie sie es bisher waren; und er würde sich höchst glücklich schätzen, wenn er im geringsten etwas dazu beitragen könnte zwischen dem Nadscha und der Compagnie Einheit zu stiften und der armen Einwohnerschaft dieses einst blühenden Landes wieder zu dem ruhigen Besitz der Früchte ihrer Arbeit zu verhelfen. — Nach dieser Erklärung nahm Schwarz seinen Sitz in der Committee.

In Verfolgung des vom Statthalter Campbell erwähnten Vorschlags suchte Schwarz beim Nadscha eine Audienz nach, in der Absicht ihn zu vermögen dem Vertrage der Compagnie beizutreten, um so das Mißtrauen der Einwohner zu entfernen und ihnen eine solche Bürgschaft für Aufhebung ihrer Beschwerden zu bieten, daß sie sich bewogen fänden zum Anbau ihres Landes zurück zu kehren.

In Antwort auf diesen Vorschlag that der Nadscha ernstlich Einsprache gegen die Gefährdung seines Ansehens durch irgend welche Einmischung von Seiten der Verwaltungscommittee, und versicherte Hrn. Schwarz er habe bereits seinem Volk bedeutende Erleichterung verschafft; einige seyen auch zurückgekehrt, und diese habe er mit Geld und Samen zum Anbau ihres Landes versehen.

Diese Mittel waren jedoch äußerst unzulänglich, und daher empfahl eines der Committee-Mitglieder dringend den Beschluß schneller und kräftiger Maßnahmen zu wirksamere Erleichterung des Volks, und schlug vornehmlich häufige Zusammenkünfte der Committee vor, so wie eine allgemeine Aufnahme des Landes. Diesen Vorschlägen traten aber die Herren Hudleston und Schwarz entschlie-



den entgegen, aus dem allgemeinen und großherzigen Grunde, daß sie ungerne irgend einen Schritt thäten der den Radscha unnöthigerweise erzürnen oder jene Grundsätze des Rechtes verletzen würde, welche die brittische Regierung bei allen Anlässen leiten sollten, so wie auch jene Unabhängigkeit welche dem Radscha bei seiner Wiedereinsetzung durch Lord Pigot feierlich zugesichert worden war.

Die Gründe, aus welchen Schwarz gegen Zwangsmaßregeln sich erklärte, lagen nicht allein in seiner persönlichen Freundschaft mit dem Radscha, auch nicht blos in der friedlichen Natur seines Amtes, sondern hauptsächlich darin, daß der Radscha nach den ihm gegebenen Versprechungen, in Folge seiner Befreiung vom Drucke des Nabob, ein mildes Verfahren der brittischen Regierung erwarten mußte. Gerechtigkeit war ihm das erste Gesetz in solchen Verhandlungen, und diese vertrug sich nicht mit der Gewalt. Auch hatte ja der Fürst schon angefangen dem Willen der Engländer zum Wohl seines Landes Folge zu leisten. Es war daher billig ihm zu weitem Fortschritten auf dieser guten Bahn Zeit zu lassen. — Die Vorstellungen des weisen Missionars siegten, und der Radscha fand sich gerade durch die bewiesene Milde bewogen seinen Unterthanen freundlich entgegen zu kommen. Schwarz mußte die Ausgewanderten dessen versichern, und auf sein Wort kehrten ihrer 7000 zu ihren verlassenen Feldern und Wohnungen zurück. Schwarz benützte die günstige Stellung, die ihm Gottes Vorsehung gab, zur Predigt des Evangeliums aufs treulichste, und viele wurden, wenn sie aus solchem Munde dasselbe vernahmen, von der Nichtigkeit des Gözenthums überzeugt. — Die Regierung bezeugte ihren Dank gegen Schwarz durch einen Jahrgehalt von 100 Pfund Sterl. als Dolmetscher der Tanjor-Compagnie, und durch eine laute Anerkennung. — Seine nächste Thätigkeit war der Errichtung von Schulen für die Eingebornen zugewendet. Herr Gerike bildete Schullehrer für

dieselben, und der Widerstand der Polygars (kleiner Landedelleute) milderte sich allmählig. Eine Waisenschule für Soldatenkinder errichtete unter seiner Leitung Sir A. Campbell's Gemahlin. Seinen jungen Freund Hrn. Kohlhoff empfahl er der Gesellschaft in England zur Aufnahme in die Zahl ihrer Missionare.

Zu Anfang des Jahrs 1787 hatte ein für Schwarz sehr wichtiges Ereigniß statt, das für die Mission von Tanjore von höchst gesegneten Folgen war. Es war die lutherisch kirchliche Weihe seines jungen Freundes Joh. Casp. Kohlhoff, am 23. Januar zu Tranquebar. An diesem Tage feierte der ehrwürdige Älteste der dänischen Brüder, der Prediger Joh. Balthasar Kohlhoff, das Jubiläum seines Missionsdienstes, und da er der Arbeit sich zu entziehen genöthigt war, hatte er die unaussprechliche Freude seinen ältesten Sohn in der Missionskirche zu einem Diener derselben ordinirt zu sehen. Die Missionare, sowohl englische als dänische, legten dem Candidaten theologische Fragen vor, die er zu ihrer großen Zufriedenheit beantwortete und dadurch zeigte, wie gut er unter Schwarzens Leitung seine Jugendjahre angewandt hatte. Der dänische Statthalter und alle europäischen Familien der Ansiedlung, nebst einer großen Zahl eingeborner Christen und Heiden, wohnten dem Gottesdienst bei. Es herrschte große Feierlichkeit unter den Anwesenden namentlich während der Ordinationspredigt, welche Schwarz über 2 Tim. 2, 1 hielt: „So sey nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist.“ — Nach der Ordination betrat der junge Geistliche die Kanzel und predigte mit solch lieblicher Unbefangenheit Tamilisch, daß alle die es verstanden sich freuten. Die Missionare sprachen die größte Hoffnung aus, daß er ein treuer Diener Christi und ihrem Bruder Schwarz im hohen Alter eine tüchtige Stütze seyn werde.

Der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche auf seine Bitte Kohlhoff in die Zahl

ihrer Missionare aufgenommen hatte, theilte Schwarz allerlei in Bezug auf diesen neuen Genossen seiner Arbeiten mit. Derselbe sey, so berichtet er, von seinem achten bis fünfundzwanzigsten Jahre durch ihn gebildet worden; er sey wahrhaft redlich und habe den englischen und tamilischen Gemeinden befriedigende Beweise seiner Aufrichtigkeit in Erfüllung der Pflichten gegeben die er aus der heil. Schrift erlernt hatte. Demüthig und mit wenig zufrieden sey er willig Andere zu lehren. Das Neue Testament lese er in der Grundsprache. Lateinisch und Hebräisch habe er noch nicht gelernt. Tamil spreche er geläufig und habe über vier Jahre darin gepredigt. Auch Portugiesisch verstehe er, und eben so Hindustanisch. Im Persischen könne er sich ziemlich ordentlich ausdrücken. Englisch und Deutsch spreche er nicht ohne Anmuth. Er lese schon seit mehr als vier Jahren die Gebete in der englischen Gemeinde und habe auch mitunter gepredigt. Obwohl noch jung sey er bei den Engländern beliebt und die Kranken ließen ihn zu sich rufen.

## Fünfzehntes Kapitel.

Des Radscha's von Tanjore Annahme eines Kronprinzen. Bittet Hrn. Schwarz um seine Vormundschaft. Schwarz lehnt sie ab und macht einen andern Vorschlag. Der Radscha genehmigt ihn. Des Radscha's Tod. Amir Sings Ansprüche an den Thron an den Generalstatthalter überwiesen. Dessen Verfügungen. Sir A. Campbell setzt den angenommenen Kronprinzen bei Seite und setzt Amir Sing auf den Thron. Sein diesem gegebener Rath. Die Verwaltungs-Committee aufgelöst. Vermächtniß eines Dorfes an die Tanjore-Mission. Unterstützung der Provinzialschulen von Seiten des leitenden Ausschusses. Was der Statthalter und Rath des Fortes St. Georg darauf weiter gethan. Ueber die Kastenfrage. Schwarzens Benehmen dabei. Gemeinde zu Palamcotta Schwarzens Lebensgefahr von einer Schlange. Ankunft des Missionars Jantke in Tanjore. Reise nach Madras.

Während Schwarzens Abwesenheit in Tranquebar bei dieser wichtigen Gelegenheit, hatte am Hofe von Tanjor

eine Begebenheit statt, der zufolge er unerwartet und für ihn mit Ehren berufen wurde eine ausgezeichnete Stellung in der Politik des Landes einzunehmen. Da dies während der letzten zehn Jahre seines Lebens einen bedeutenden Theil seiner Zeit und seiner Gedanken einnahm, so bedarf es einer ausführlicheren Entwicklung, und das vornehmlich um zu zeigen, daß während er fortfuhr seinen höhern und unmittelbaren Obliegenheiten eines Missionars seine Hauptaufmerksamkeit zu schenken, in dieser Stellung nicht nur seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit sich völliger kund that, sondern auch der Verstand und die Fähigkeit wodurch er sich auszeichnete.

Die genannte Begebenheit war des Radscha's Annahme eines Thronerben für das Reich Tanjor. Der Landesitte gemäß wünschte er einen Sohn von einem der Zweige seines alten Stammhauses zu wählen, um den Mangel seiner unmittelbaren Abkömmlinge zu ersetzen; und da er mit den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen seines Landes wohl bekannt war, so lag es ihm an, alle zur Gültigmachung der Kindesannahme erforderlichen Ceremonien genau zu beobachten.

Von diesem wichtigen Schritt setzte er den Statthalter von Madras, Sir A. Campbell, in folgendem Brief vom 26. Januar 1787 in Kenntniß.

„Ich ging schon seit zwei oder drei Jahren mit dem Gedanken um einen Sohn anzunehmen; da ich aber dazu keine Gelegenheit fand, so wurde es bis jetzt aufgeschoben. Jetzt habe ich mich entschlossen einen meiner nächsten Unverwandten zu wählen, und zwar den Sohn Schahadschi's (Sohn des Radschas Subadschi, mein Vetter in gerader Linie) der zehn Jahre alt ist und in jeder Hinsicht sich hierzu eignet. Demzufolge habe ich ihn meinen Wünschen gemäß am 2. Rubbisanni (22. Januar) mit allen Formen unserer Religion angenommen und Serfudschi Radscha genannt, und dadurch meinem Gemüth große Beruhigung verschafft. Da Ew. Ex-

cellenz mein Freund und Gönner ist, so habe ich Ihnen diese freudige Nachricht in diesem Brief mittheilen wollen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die verehrliche Compagnie und Ew. Excellenz alle bisher mir erwiesene Gunst und Beschützung nach mir auf meinen Sohn Serfudschi unverändert übertragen werden. Mein und meines Landes Wohlergehen steht allein bei Ew. Excellenz: ich verlasse mich mit dem vollkommensten Vertrauen auf Sie. Alle andern Nachrichten werden Ew. Excellenz durch meinen Basil mitgetheilt werden.

„Was sollte ich einem Freunde mehr schreiben?“

Ein paar Tage nach Abfertigung des vorstehenden Briefes ließ der Nadscha Hrn. Schwarz zu sich rufen und redete ihn bei seiner Ankunft auf folgende kurze aber nachdrückliche Weise an. Auf seinen neu angenommenen Sohn weisend sprach er: „Dies ist nicht mein sondern Ihr Sohn; Ihren Händen übergebe ich ihn.“ Der edle Missionar erwiederte: „Möge dieses Kind ein Kind Gottes werden!“ Jetzt setzte dem Nadscha sein Husten zu und er beendigte daher die Audienz; da er sich aber Tags darauf etwas besser fand, ließ er Schwarz abermals kommen und sprach zu ihm: „Ich ernenne Sie zum Vormund dieses Kindes; ich habe im Sinn dasselbe Ihrer Pflege zu übergeben;“ wörtlich: seine Hände in Ihre zu legen.

Ein so unerwarteter und schmeichelhafter Auftrag hätte einem ehrgeizigern und weniger uneigennützigem Manne als Schwarz zur Falle gereichen können; er aber entgegnete augenblicklich: „Sie wissen, Nadscha, daß ich Ihnen allezeit willig, so weit ich es vermochte, gedient habe; allein diese Ihre gegenwärtige Zumuthung geht über mein Vermögen. Sie haben dieses Kind angenommen, und nun lassen Sie es ohne Vormund, ohne Schutz, wie einen Garten ohne Gehäge. Ich fürchte Sie haben bei dieser That weder das Glück Ihres Kindes noch die Wohlfahrt Ihres Landes gehörig bedacht. Sie wissen, daß Mitbewerber und Parteien im Palast

sind, welche nach der Herrschaft streben. Es werden mehr Cabalen und Erbitterungen erwachsen als Sie sich wohl denken; und diese werden das Leben des Kindes bedrohen und Verwirrung im Reiche anrichten. Was mich betrifft, so muß ich alle Vormundschaft aus dem Grunde ablehnen, weil, wenn ich alle Umstände betrachte, es mir unmöglich wäre für ihn Sorge zu tragen. Ich könnte ihn vielleicht wohl alle Monate ein paar Mal sehen, und ihm meinen Rath ertheilen; aber was wäre das für eine elende Vormundschaft? Sie wollen daher gefälligst einen andern Entschluß fassen.“ Der Radscha frug: „Was rathen Sie mir denn?“ Schwarz erwiederte: „Sie haben einen Bruder, übergeben Sie ihm den Knaben; bitten Sie ihn, denselben wie seinen eigenen Sohn zu erziehen und zu behandeln bis er erwachsen ist. So könnte seine Gesundheit und sein Leben erhalten und das Wohl des Landes gesichert werden.“ Dagegen machte der Radscha Anfangs Einwendungen, sagte aber hernach: „Gut, ich will das alles überlegen, was Sie gesagt;“ und hierauf entfernte sich Schwarz.

Die von Tuldschadschi gemachte Einwendung war ein Zweifel über die Legitimität seines Bruders, der eigentlich der Sohn einer Beischläferin war, und mit dem er nie auf freundslichem Fuße gestanden hatte. Allein am Abend nach der obstehenden Unterredung erhielt der Radscha einen Besuch von seiner Mutter, die eifrig Fürbitte für Rama Swamy, nachher Amir Sing genannt, einlegte. Dieses, in Vereinigung mit Schwarzens Rath, bestimmte Tuldschadschi zur Annahme des Vorschlags. Er ließ folglich seinen Bruder rufen, übergab ihm seinen angenommenen Sohn, indem er ihn bat sein Vormund zu seyn, und empfahl ihn angelegentlich seiner Sorgfalt und Liebe. Dann ließ er seinem Bruder ein Gewand machen und bat ihn sich gegen alle seine alten Diener gütig zu beweisen und sie in ihren Aemtern zu belassen. Des Radscha's Mutter und die Hauptpersonen des Palastes waren bei dieser Verhandlung zugegen und

drückten ihre Freude und Zufriedenheit über das Geschehene aus.

Am folgenden Morgen hat der schnell dahinsinkende Radscha um die Beiwohnung des Residenten, Hrn. Hudleston, des Obersten Stuart, Befehlshaber der Garnison, und Hrn. Schwarz. Man führte sie in ein kleines Cabinet in der Nähe des Gemaches wo der Radscha lag, und stellte sie da seinem Bruder und angenommenen Sohne vor, die von seinen vornehmsten Dienern umgeben beisammen saßen. Hierauf ließ der sterbende Fürst ihnen melden, wie er auf den Rath des Hrn. Schwarz Amir Sing zum Vormund seines Kindes und Reichsverwalter bis zu dessen Volljährigkeit ernannt habe, und sprach den Wunsch aus die verehrliche Compagnie möchte diese beiden Personen als die ihm nächsten und theuersten in der Welt betrachten und sie in der Regierung des Landes unterstützen, nach ihrem feierlichen Versprechen ihn und seine Erben so lange die Sonne und der Mond währe auf dem Throne zu erhalten. Alsdann sagte er, da er den Residenten und Hrn. Schwarz für treu halte, so bete er sie um ihre Zusicherung, daß sie seine Wünsche der Regierung bekannt machen wollen, und er hoffe die Compagnie werde diesen seinen letzten Willen bestätigen und seinem Bruder und angenommenen Sohn dieselbe Freundschaft erweisen wie ihm. Nachdem Hr. Hudleston ihm versprochen von allem Vorgefallenen genauen Bericht zu erstatten, erwiederte der Radscha: „Diese Zusicherung tröstet mich in meinen letzten Stunden.“

Zwei Tage nach dieser rührenden Begebenheit starb der Radscha Tulschadschi, der von Anfang seines Verkehrs mit Schwarz und inmitten aller seiner Irrwege und Abschweifungen, Schwarz stets mit unveränderlicher Achtung und Freundschaft behandelt hatte. Sein Leichenbegängniß scheint mit allem gebührenden Aufwand aber ohne Geräusch gehalten worden zu seyn. Sein Leib wurde verbrannt, aber kein Frauenleben im Feuer geopfert.

Die Verwaltungs-Committee that auf Befehl des Statthalters und des Rathes von Madras die nöthigen Schritte zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Sie war im Verein mit Amir Sing, der während der Minderjährigkeit Serfudschi's als Reichsverwalter angesehen war, angewiesen, bis vom General-Statthalter von Bengalen weitere Verordnungen kämen, die Regierung von Tanjore so zu erhalten wie sie vom verstorbenen Nadscha verwaltet ward. Und am Tage nach der Todtenfeier des Nadscha's wurde auf Schwarzens Rath die zur Verhütung von Unruhen herbeigezogene Militärmacht aus der Nähe des Palastes entfernt.

In der Mittheilung, welche Schwarz der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß von diesen Begebenheiten machte, meldet er, Amir Sing habe versprochen ein Vater des Volkes zu seyn, dessen Lasten zu mildern, den Zustand des Landes zu erforschen, und nicht die ganze Verwaltung seinen Dienern zu überlassen. „Er hofft,“ fügt er bei, „dem letzten Willen seines Bruders gemäß, vom General-Statthalter bestätigt zu werden. In dem Fall wird er den Fortgang der christlichen Religion gewiß nicht hindern, sondern, wenigstens äußerlich, fördern.“

Nach dem Tode Tulschadschis nahm der Nabob vom Carnatif Anlaß seine Ansprüche auf die Regierung von Tanjor geltend zu machen; allein da diese schon viele Jahre zuvor gründlich betrachtet und für ungültig erklärt worden waren, so wurden sie sofort von Lord Cornwallis zurückgewiesen. Indes waren Amir Sing's Verwandte keineswegs zufrieden, daß er bloß die Eigenschaft eines Reichsverwalters und Vormundes des vom vorstorbenen Nadscha angenommenen Sohnes beibehalten soll, sondern machten dem Statthalter A. Campbell lebhaftere Vorstellungen wegen der Ungerechtigkeit ihn von der unmittelbaren Thronfolge auszuschließen, und diese bewirkten bei Lord Cornwallis, dem sie zugesandt wurden, eine sehr günstige Stimmung zu Gunsten Amir



Sings. Indesß wird in einer Rathsverhandlung über diesen Gegenstand richtig bemerkt, daß so widersprechend auch Tudschadschis Verfügung unsern Begriffen von natürlichem Recht erscheinen mag, wenn sie den Gesetzen der Hindus gemäß ist und mit ihren Ansichten und Vorurtheilen übereinstimmt, so sollten keine Gründe dieser Art den General-Statthalter bestimmen sie abzuändern.

Es wurde auch bemerkt, daß des Radschas Verstand, zur Zeit da er Serfudschi als Sohn annahm, durch Krankheit so sehr geschwächt und durch Einige in seiner Umgebung so sehr bestochen war, daß er zur Verrichtung einer so wichtigen Handlung für kaum befähigt gehalten werden durfte.

Diese Vorstellungen veranlaßten Lord Cornwallis der Regierung von Madras die Weisung zu geben sich zu erkundigen, ob die Panditen und Oberen von Tanjor die Rechte des Bruders und dessen Nachfolge, nach der stattgehabten Erbenwahl, als mit den Gesetzen und der Religion der Hindus verträglich oder denselben irgendwie entgegen glaubten. Falls die Antwort auf diese Frage bejahend ausfiel, sollte der angenommene Sohn in der Nachfolge bestätigt und von der Regierung in Madras beschützt werden: im andern Fall sollte Amir Sing auf den Masnad erhoben und eben so von der britischen Regierung beschützt werden. Blicke die Sache zweifelhaft und es böte sich kein genügender Grund zur Entscheidung der vorliegenden Frage, so trage er, der General-Statthalter, kein Bedenken sich zu Gunsten Amir Sings zu erklären, auf den Grund seiner höhern natürlichen Rechte.

In Gemäßheit dieser Weisung begab sich Sir Archibald Campbell im April nach Tanjor und berief zwölf Panditen, denen gewisse Fragen in Betreff der Annahme Serfudschis und des Rechts Amir Sings an den Thron vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Verwaltungs-Committee sollten an den Besprechungen Theil nehmen und Hr. Schwarz als Dolmetscher dienen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es des Statthalters Campbell aufrichtiger Wunsch war die Wahrheit zu erfahren; spätere Untersuchungen und Begebenheiten beweisen aber deutlich, daß nicht hinlängliche Vorsicht angewandt wurde, um sich gegen den unziemenden Einfluß Amir Sings und seiner Partei zu bewahren, den diese bei diesem Anlaß auf die Panditen übten; und obschon Schwarz vollkommen im Stande war in ihrer Sprache zu dolmetschen, so war er denn doch damals mit der Lehre ihrer Schastras über diesen besondern Punct noch nicht so genau bekannt, daß er den Widerspruch ihrer Meinungen mit dem Gesetz und der Religion der Hindus zu entdecken vermocht hätte.

Die Panditen antworteten einstimmig auf die verschiedenen ihnen vorgelegten Fragen, die Annahme Serfudschis sey ungesetzlich und ungültig, und das Recht Amir Sings an den Thron klar und unbezweifelt. Diesem Ausspruch zufolge erklärte Sir A. Campbell seinen Entschluß, den angenommenen Sohn bei Seite zu setzen und den Bruder des verstorbenen Radscha auf den Thron seiner Väter zu erheben. Der Beschluß wurde sogleich ausgeführt, und die Ceremonie, womit Amir Sing durch den Statthalter von Madras auf den Masnad gesetzt wurde, war mit der möglichsten Auszeichnung und Feierlichkeit begleitet. Am Schluß seiner Anrede an den neuen Radscha bei dieser Gelegenheit sprach er seine getrostete Erwartung aus, der angenommene Knabe Serfudschis werde begünstigt, beschützt, und auf eine angemessene Weise erhalten werden, was Amir Sing feierlichst zu thun versprach. Nun wurde zwischen der Compagnie und dem Radscha ein Vertrag geschlossen, und dieser übernahm sofort die Regierung des Landes.

Sir A. Campbell ergriff diesen Anlaß zugleich dem Radscha zu empfehlen dem Stand der Finanzen und der Handhabung der Gerechtigkeit in Tanjore seine ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden. In diesen beiden wichtigen Puncten gab ihm der Statthalter den freundlichsten und

trefflichsten Rath und wies ihn an Hrn. Schwarz, als den bei dem er sich am besten Rath und Hülfe erholen könne.

Die Verwaltungs-Committee wurde bald hernach aufgelöst in Folge eines Schreibens vom Statthalter und Rath von Madras; worin der Eifer, die Fähigkeiten und Bemühungen ihrer Mitglieder gelobt werden, so wie die völlige Zufriedenheit mit ihrem Verfahren, welches dem leitenden Ausschuss bekannt gemacht werden sollte, ausgedrückt war.

Bei der Erhebung Amir Sings zur Oberherrschaft von Tanjore ermahnte ihn Schwarz im Besondern das seinen Unterthanen gegebene Versprechen zu erfüllen, ihre Klagen anzuhören und die Ungerechtigkeit seiner Diener in Schranken zu halten.

Wenn auch Amir Sings Handelsweise in der Folge in mancher Hinsicht keineswegs löblich war, so war es denn doch erfreulich, daß er das von seinem Bruder vor dessen Tode gegebene Versprechen sehr bald erfüllte, indem er Hrn. Schwarz eine von ihm selbst und seinen vornehmsten Ministern besiegelte Schrift überreichte, worin er ihm ein Dorf von etwa 200 Pfund jährlichem Einkommen auf immer für die Schule und vorzüglich für die Waisen übermachte. Dieses Dorf liegt an der Gränze des zu Tranquebar gehörenden Districts, was Schwarz einem andern in der Nähe von Tanjore vorzog, da er im Fall eines Krieges, den er immer vorsah, die Kinder leicht auf neutrales Gebiet bringen konnte.

Es ist schon früher (S. 302 des ersten Theils) von einem Plan des Hrn. Sullivan zur Errichtung von Provinzialschulen die Rede gewesen. Als dieser Herr nach Europa zurückkehrte, theilte er denselben den Directoren der Ostindischen Compagnie mit, und diese erkannten sogleich die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieses Vorschlags und beschloßen, im Blick auf die wahre Wohlfahrt der Eingebornen Indiens, ihm reichliche Unterstützung zu gewähren. In einem Schreiben des leitenden Ausschusses

vom 16. Februar 1787 an den Statthalter und Rath der Feste St. Georg heißt es unter anderm:

„Da während des letzten Krieges die Nützlichkeit und Wichtigkeit eines freien und unmittelbaren Verkehrs mit den Eingebornen lebhaft gefühlt worden ist, und ihre Erlernung der englischen Sprache das beste Mittel ist diesen Zweck zu erreichen, so haben wir mit Vergnügen von unserm frühern Residenten zu Tanjore, Hrn. J. Sullivan, vernommen, daß er, von Hrn. Schwarzens thätiger Mithülfe in diesem löblichen Unternehmen unterstützt, den Radscha von Tanjore und die Radschas des großen und kleinen Marawar bewogen hatte, zu Tanjore, Ramanadapuram, und Schevaganga, den Hauptstädten ihrer Gebiete, Schulen zur Erlernung des Englischen zu errichten, wozu jeder der beiden Lehrern 300 Pagoden zur Erhaltung ihrer beiden Schulen bestimmte. Diese Friedensstiftungen, meldet Hr. Sullivan, sind durch den Krieg unterbrochen und die dafür ausgesetzten Summen nothwendig für andere Zwecke verwendet worden; wir hoffen jedoch sie werden mit der Rückkehr des Friedens wieder ins Leben treten.

„Indem wir solche Anstalten, die geeignet sind gegenseitiges Vertrauen zu stiften, den Verstand der Eingebornen zu erleuchten und ihnen Achtung vor der britischen Nation einzufößen, indem sie sie mit den Hauptvorzügen unserer den Rechten und der Wohlfahrt der Menschheit so günstigen Regierung bekannt machen, in hohem Werth halten, so haben wir beschlossen, unsern Wunsch ihr Gedeihen zu fördern durch einen jährlichen Beitrag von 250 Pagoden für jede der obengenannten Schulen, so wie für jede andere die für denselben Zweck noch eröffnet werden möchte, zu bezeugen; und wir weisen Sie daher an, jeder solchen Schule jährlich die Summe von 250 Pagoden zu bezahlen, indem wir uns schmeicheln, daß unser Beispiel die mit uns verbündeten eingebornen Fürsten zu ähnlichen und noch ausgedehntern Gutthaten anspornen werde.“

Der Statthalter und Rath von Madras beeilten sich diese verständigen und wohlwollenden Absichten des leitenden Ausschusses abzufertigen, und forderten daher Hrn. Schwarz zur Mittheilung alles dessen auf, wozu seine vielseitige Erfahrung ihn in Stand setzte. In Betracht daß der Provinzialschulenplan von der Regierung unterstützt werden sollte, schien es ihm angemessen, den Gegenstand den Mitgliedern des Kirchenvorstands in Tanjore vorzulegen, damit sie, wie er bemerkte, mit seiner Verfahrungsweise völlig bekannt würden.

So gelang dem würdigen Manne was er begann, und die Mission dehnte sich allmählig um ihren Hauptsitz herum, wo Schwarz wohnte, aus; und aus Gaben von Geld und Land floß ein Schatz zusammen, aus welchem Lehrer und Katechisten bezahlt wurden; auch wurden Capellen und Schulräume errichtet, theils an Orten nahe beim Fort und der Stadt, theils auch in bedeutender Entfernung davon. Die Missionare gingen häufig diese Schulen zu besuchen und widmeten ihnen so viel Zeit und Sorgfalt als die höhern Anforderungen der Hauptmission ihnen gestatteten.

Es war in jener ersten Zeit der Mission in Indien, wie auch noch jetzt, gegen den Erfolg derselben oft angeführt worden, daß wenige wo nicht keine Personen, außer solchen aus den niedersten Kasten, sich je zum christlichen Glauben bekehrten. Ueber diesen Punct mag es erfreulich seyn das Zeugniß eines so urtheilsfähigen und unklagbaren Mannes wie Schwarz zu vernehmen.

„Was die Kasten betrifft,“ bemerkt er, „so bestehen unsere Gemeinen sowohl hier als in Tranquebar aus einer beinahe gleichen Zahl der höhern und niedrern.“ Dann weist er besonders auf die Schwierigkeit hin, die natürlich im Umgang zwischen Eingebornen verschiedener Kasten entstehen mußten und zwar noch nach ihrer Bekehrung zu jener göttlichen Religion, die, wenn sie auch überall Rangverschiedenheiten anerkennt, lehrt, daß Alle, als Kinder eines gemeinsamen Waters und Jünger des

sänftmüthigen und demüthigen Heilandes, unter sich Brüder sind. „Hier,“ fährt er fort, „sitzen die Männer und Frauen der höhern Kaste auf einer Seite der Kirche und die der niedern auf der andern.“

„Ich habe allen unnöthigen Zwang sorgfältig vermieden und bin dadurch weniger Schwierigkeiten begegnet. Selbst beim Abendmahl trat etwa einer von niederer Kaste zuerst herzu ohne Unannehmlichkeit zu verursachen. Kämen Sie an einem Sonntag in unsere Kirche, Sie würden sich über das reinliche Aussehen der niedern Kasten wundern, so daß man sie leicht für höhere halten kann. Was man vorzüglich an ihnen aussetzt ist das, daß sie todte Thiere verzehren. Ich habe von jeher gegen diese Sitte den größten Abscheu bezeugt, und bestimmt erklärt, daß ich sie nicht dulden werde; ich weiß auch kaum ein Beispiel davon hier. Die Landgeistlichen und Katechisten gehören meist zu einer der höhern Classen. Der Katechist Gabriel ist freilich von einer niedern; demungeachtet geht er sehr freimüthig mit Leuten von höhern Kasten um, da er in seinem Anzug große Reinlichkeit beobachtet. Im Innern des Landes ist solcher Umgang allerdings nicht so leicht. Als ich jüngst bei einem Heiden von höherer Kaste eingeladen war und eben ein Pariar Katechist zu mir kam, rief ich ihm zu: „Halt, ich will zu dir kommen; die Suttirer, d. h. die Leute von der höhern Kaste, haben noch nicht gelernt demüthig seyn: sie sind stolze Sünder, wir müssen Geduld mit ihnen haben.“ Dies wollten sie nicht zugeben und benahmen sich daher freundlich gegen den Katechisten. Anderswo versammelten sich im Hause eines Heiden viele Leute, die ich katechisirte und mit denen ich betete, auch hatten wir an einem Sonntag sogar Gottesdienst dort. Der Hausherr setzte sich zu meinen Füßen und hörte sehr aufmerksam zu. Ach könnten wir nur mehr unter ihnen seyn, es würde sich in Kurzem alles viel besser machen. Wir predigen Hohen und Niedern,

daß Jesus Christus unsre Weisheit, unsre Gerechtigkeit, unsre Heiligung und unsre Erlösung sey.“

Folgendes ist ein weiteres Beispiel von der ungewungenen, unanstößigen Art, wie Hr. Schwarz die Kastenvorurtheile zu mindern sich bestrebte.

Als er eines Morgens im Vorzimmer des Palastes zu Tanjore auf eine Audienz beim Nadscha wartete, wurde er von einem Brahminen, der in derselben Absicht dort war, also angeredet: „Herr Schwarz, halten Sie es nicht für etwas sehr Schlimmes, einen Variar zu berühren?“ „O ja,“ versetzte der ehrwürdige Missionar, „es ist etwas sehr Schlimmes.“ Da es aber dem Brahminen aus der Art, wie Schwarz dies sagte, schien, daß er mehr damit meinte, fragte er weiter: „aber was verstehen Sie denn unter einem Variar?“ „Ich verstehe,“ erwiderte der Missionar, „einen Dieben, Lügner, Verleumder, Säufer, Ehebrecher, einen stolzen Menschen.“ „Ja dann,“ unterbrach der Brahmine eilig, „dann sind wir alle Variars.“ So wurde ihm gezeigt, wie geringfügig in des Missionars Ansicht sein gerühmter Vorzug vor dem Variar, und was vor Gott der einzige Unterschied zwischen Mensch und Mensch sey.

Die Klugheit, womit Schwarz diesen schwierigen und feigen Punct behandelte, ist ein fernerer Beweis, wie richtig er den freisinnigen und duldsamen Geist des Christenthums auffaßte; und der glückliche Erfolg seines milden und schonenden Benehmens war, daß die Kastenunterschiede unter seinen Befebrten allmählig verschwanden. Sie wären auch mit der Zeit wahrscheinlich ganz vergessen worden; allein das harsche und unduldsame Wesen einiger seiner jüngern Nachfolger reizte und erweckte das Gefühl der eingebornen Christen in Bezug auf diese bedauerlichen Unterschiede; und als dann später die Mission von Bischof Middleton und nachgehend von Bischof Heber besucht wurde, ward ein Aufruf in Hinsicht dieses Gegenstandes an sie erlassen. Diese beiden hohen Geistlichen stimmten in der Ansicht überein,

daß die besagten Unterschiede mehr bürgerlicher als religiöser Art seyen, und empfahlen den Befehrten gegenseitige Duldsamkeit und Freundlichkeit; auch ermahnten sie die Missionare zur Rückkehr zu den Grundsätzen und der Handelsweise ihres trefflichen Vorgängers Schwarz, indem sie die Kastenunterschiede in der Kirche gelten ließen; nur müßten sie darauf bedacht seyn, die Gemeinde zu belehren, daß sie von Natur und im Lichte des Christenthums alle Eines seyen.

Zu Anfang des Jahres 1788 erwähnt Schwarz in einem Schreiben an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß der ersten Bezahlung des freiwilligen Beitrags der ostindischen Compagnie zur Unterstützung der bereits errichteten Provinzialschulen, und seiner Verwendung derselben, nach seinem Vorschlag, für die Schulmeister und Vorsteher. „Ich begehre,“ setzt er hinzu, „nichts davon für mich selbst, werde aber gleichwohl mithelfen, so lange ich kann.“ Dann gedenkt er mit größter Zufriedenheit der Fähigkeiten, des Eifers und Fleißes des Hrn. J. Koblhoff, seines neuen Mitarbeiters in der Mission. In Betreff der Gemeinde zu Palameotta, über die man sich erkundigte, erwiederte er, sie bestehe aus etwa 120 Seelen, unter denen viele Krämer, einige Handwerker, einige Bauern und einige Hindu-Soldaten oder Sipoi's seyen; alle hätten ihre Beschäftigungen, und keiner, soweit ihm bekannt sey, lebe von den Wohlthaten Anderer, geschweige von der Gemeinde. Der wackere und fromme Katechist Sattianaden gehe mit der Pflege dieser anziehenden Gemeinde trefflich um. Die englische Liturgie sey übersetzt und werde regelmäßig vor der Predigt gelesen.

Um jene Zeit erfuhr Schwarz eine sehr gnädige Lebensbewahrung. Er war vor Tag aufgestanden und setzte sich an eine Stelle, wo eine sehr giftige Schlange lag; doch zum Glück fiel sie ihn nicht an. Ihr Biß ist so tödtlich, daß man meist stirbt, ehe man zu Mitteln greifen kann.



Im October desselben Jahres kam der Prediger Jänike, welcher der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß von Professor Schulz in Halle als für das wichtige Amt eines Missionars vorzüglich geeignet empfohlen worden war, in Tanjore an. Er war angewiesen einige Zeit bei Hrn. Schwarz zu verweilen und sein Benehmen nach dessen Belehrungen und Beispiel einzurichten.

Eine Reise nach Madras, wo er in drei Sprachen, Englisch, Portugiesisch und Tamulisch, jeden Sonntag das Evangelium predigte, nahm zwei Monate des Jahres 1789 weg. Nach seiner Rückkehr besuchte er seine Brüder in Cuddalor und Tranquebar, und überzeugte sich, wie rasch die Schulen für Eingeborne fortschritten und auch von den Söhnen der ersten Familien besucht wurden.

## Sechszehntes Kapitel.

Amir Sings schlechte Regierung von Schwarz dem Statthalter gemeldet. Dessen Maßregeln. Fernere Klage über die schlechte Behandlung. Sarfudschis. Derselbe unter Schwarzens Vormundschaft gestellt. Schwarzens Brief an den Statthalter Campbell. Macht Vorschläge für die Verwaltung der Finanzen. Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß und andre über die Mission. Krieg zwischen Heider Ali und der ostindischen Compagnie. Sattinader's Ordination und dessen Zeugniß über seine Befehung. Missionar Kämmerer. Dessen Nachrichten über Schwarz. Stücke aus Schwarzens Tagebuch. Selbiger Tod eines alten Mannes. Missionar Bezold.

Kehren wir zu dem politischen Zustande des Reiches Tanjore zurück, der so tief in das Leben und die gesegnete Wirksamkeit des edlen Schwarz verflochten ist. — Amir Sing hielt schlecht die Versprechungen, die er der englischen Regierung zu Fort St. George (Madras) gegeben hatte. Schwarz selbst fühlte sich verpflichtet, dem Gouverneur zu melden, wie unflug dieser neue Gewalt-

haber wirthschaftete, wie er Ländereien verschleuderte, seine Unterthanen beeinträchtigte, die Rechtspflege gänzlich zerfallen ließ, und welche gefährliche Folgen eine längere Fortsetzung dieser Mißverwaltung des unfähigen Ministers Schewarow und seines noch unfähigern Herrn unausbleiblich nach sich ziehen mußte. Die Regierung schickte einen Commissär, der mit Hrn. Schwarz sich vergeblich mühte, die Entlassung des Ministers herbeizuführen und froh seyn mußte, als er die Ernennung zweier Eingeborner zur Mitverwaltung der Staatseinkünfte und die bessere Handhabung der Justiz, so wie die mäßige Behandlung der Unterthanen erlangte. Es wurde dem rastlos-thätigen Schwarz die Oberaufsicht über den höchsten Gerichtshof zu Tanjore übertragen, und er mußte über die Rechtsfälle an den englischen Residenten berichten. Allein diese Verbesserungen führten nicht weit, da sie, nur durch Furcht abgedrungen, in dem elenden Radscha und seinem schlechten Minister beständige Gegner fanden. Nun kam noch eine zweite Klage gegen den Erstern zum Vorschein. Sie galt der Behandlung des Prinzen Serfudschi, des adoptirten Thronerben des vorigen Radscha. Die hinterlassenen Frauen des verstorbenen Fürsten klagten, daß dieser Knabe nicht allein ohne alle Erziehung bliebe, sondern daß sein unwürdiger Vormund ihm nicht einmal frische Luft, Leibesbewegung und gehörige Pflege gestatte. Dieß führte zu dem Beschlusse des Rathes zu Madras, den Missionar Schwarz, nach der ersten Absicht des vorigen Regenten, zum Vormunde des Prinzen zu ernennen. Allein dieser Prinz war noch in den Händen seiner Widersacher, im Dunkel des Palastes verschlossen, und alle Versuche, ihm Freiheit zu verschaffen, scheiterten an den endlosen Schlaupheiten und Lügen, Versprechungen und Wortbrüchen eingeborner indischer Diplomatie. Zuletzt mußte der Resident Ernst zeigen, mit Truppen den Palast besetzen, an seiner Hand den jungen Serfudschi herausführen, ihn in einem eigens dazu gebauten Hause unter die Pflege

der Wittve des verstorbenen Nadscha und die Erziehung eines von Schwarz dazu bestellten Brahminen bringen, und ihn mit einer Leibwache umgeben. Jetzt hatte der treffliche Missionar seine ganze Einwirkung auf den ihm anvertrauten Schützling. Er hatte aber noch tiefer in die öffentlichen Angelegenheiten von Tanjore einzugreifen, wie aus folgendem Briefe von ihm an Sir Archibald Campbell, den damaligen Gouverneur von Madras, und dessen Rath hervorgeht. „Als,“ schreibt er, „vor einigen Jahren grausame Willkür das Volk zur Verzweiflung trieb, versprach ihm der damalige Nadscha Erleichterung und die Einführung einer bessern Rechtsverwaltung. Und da das so oft getäuschte und gedrückte Volk in die Wahrheit dieses edelmüthigen und erfreulichen Versprechens Zweifel setzte, ermächtigte er mich es in Schrift zu veröffentlichen und mich für dessen Erfüllung verantwortlich zu machen. Das Volk freute sich, kehrte in das Land zurück, machte sich, so spät auch die Jahreszeit war, so daß viele eine Hungersnoth erwarteten, mit bewunderungswürdigem Fleiß an den Ackerbau und wurde für seine fröhlichen Anstrengungen mit einer reichen Ernte gesegnet.“

„Bald hierauf starb der vorige Nadscha. Ehe sein Nachfolger den Thron bestieg, bat ich Sir Archibald Campbell dem Lande die Wohlthat einer bessern Rechtspflege zu verschaffen. Von der Gemäßheit meines Ansuchens völlig überzeugt, bat er mich einen Plan zu entwerfen, wie dieses nach den Hindugesetzen auszuführen wäre.“

„Ich folgte diesem Befehl mit aller möglichen Freudigkeit, indem ich mir die wohlthätigen Folgen dachte, welche das Land davon genießen würde. Allein in einer meiner Ansichten wich Sir Archibald Campbell ab, indem er glaubte, dem gegenwärtigen Nadscha die Ehre lassen zu müssen, selbst eine solche Rechtspflege anzuordnen. Ich stellte ihm vor, daß, ohne der Wohlgesinntheit des Nadschas zu nahe zu treten, er von vielen übelge-

sinnigen Menschen umgeben seyn werde, die eine solche Einrichtung, welche für das Land gar sehr wohlthätig, ihrem Eigennuz aber gerade entgegen wäre, hindern würden, und so der ganze Plan bald bei Seite gelegt würde. Wenn hingegen während der Zwischenregierung eine solche Rechtspflege eingeführt und von der englischen Regierung beschützt und begünstigt würde, was ja leicht wäre, so würde sie bestehen und gedeihen. Allein Sir A. Campbell dachte anders. Der Plan wurde dem Radscha, als er auf dem Throne war, empfohlen, aber auf Anstiften seiner Diener bald von ihm hintangesetzt.“

„Es wurde zwar etwas zum Schein gethan, indem man ein kleines Haus bestimmte, wo vier Richter Klagen schlichten sollten. Es war Anfangs offen, aber bald wurde es vermauert, so daß Niemand den Verhandlungen zusehen konnte.“

„Die Absichten einiger gutgesinnter Richter, welche unparteiisch zu richten wünschten, wurden durch die Diener des Radschas vereitelt. Die Richter mußten erst Erlaubniß einholen, um einen Proceß anzuhören, und wenn sie die Erlaubniß hatten, wurden sie oft, als kaum die Untersuchung angefangen, durch Botschaften von den Dienern des Radschas unterbrochen und verhindert fortzufahren. Diejenigen besonders, die dem Radscha Geld geborgt, waren die Meister. Sie hatten Macht die Leute gefangen zu nehmen und zu bestrafen, und wer ihre Gunst besaß, mochte seine Sache auch noch so ungerecht seyn, gewann den Proceß. Ganze Bände könnten mit Erzählung solcher ungerechter Handlungen angefüllt werden. Wollte man eine Untersuchung anstellen, so würden viele Fälle den gänzlichen Mangel an Gerechtigkeit in diesem Lande beweisen. Ein Mann hatte Tschinnia Mudely (einen mächtigen Capitalisten) zum Gönner, und das Unrecht seiner Einmischung war den Richtern, dem Radscha und seinem Minister so klar, daß Schewarow sagte: „aber was kann ich thun, wenn Tschinnia sich des Ungerechten annimmt?“ Ein Anderer, von Tschinnia

belangt, entfernte sich mit vielen andern nach Karikal; erhielt aber, auf Hrn. Ram's Aufforderung zu kommen und sich zu vertheidigen, des Radscha's Kappe. Er kam, wurde frei gesprochen und ging nach Hause. Eschinnia vernahm dies in Madras, und sandte einen schriftlichen Befehl diesen Mann gefangen zu nehmen und zu schlagen; und noch jetzt sitzt er im Gefängniß. Der Sirkel versprach ihn loszugeben; aber aus Furcht vor Eschinias Rache, hielt er es nicht für gut, sein Versprechen zu halten.“

„Im Bewußtseyn ihrer Machtlosigkeit baten die Richter den Radscha um Erlaubniß sich zurückzuziehen, da ihre Bemühungen Recht zu sprechen durchaus fruchtlos seyen.“

„Solch ungerechtes Verfahren nahm den Einwohnern den Muth mit dem Anbau des Landes mit demselben Eifer fortzufahren. Letztes Jahr wurde ihnen Vieles versprochen, aber Nichts gehalten, und die ihnen vom vorigen Radscha vor seinem Tode gemachten Versprechungen blieben gänzlich unbeachtet. Ehe die Einwohner ernten, müssen sie einen Theil ihrer Abgabe entrichten: wer kein Geld hat, geht dann zu den raubgierigen Capitalisten und borgt auf übermäßige Zinsen; kann er diese nicht bezahlen, so werden sie zum Capital geschlagen, und dann wird oft noch mehr gefordert. Als Hr. Petrie hier war, wurde eine Verordnung erlassen, daß Niemand mehr als 12 Procent fürs Jahr bezahlen müsse; sie wurde aber bald aus den Augen gesetzt. Kein Land, selbst das fruchtbarste, kann solche Bedrückungen ertragen.“

„Und da von dorthier keine Erleichterung zu erwarten ist, so wäre es die größte Wohlthat, welche die Regierung diesem gedrückten Lande erweisen könnte, wenn sie, ohne das Ansehen des Radscha's zu schmälern, vor Bekanntmachung der von der verehrlichen Compagnie gemachten Erleichterung, von sich aus auf Einführung einer ordentlichen Rechtspflege dränge. Es würde dann den

Nadscha und die Einwohner freuen, wenn beides, nämlich die Güte der verehrlichen Compagnie gegen den Nadscha, und die des Nadscha's in Einführung eines Gerichtshofes, zu gleicher Zeit bekannt gemacht würden.“

Schwarz legte einen für die damalige Zeit sehr guten Plan für die Rechtsverwaltung vor; die Regierung billigte ihn, aber der schlechte Minister des Nadscha wußte seine Ausführung zu vereiteln. Die abscheulichste Willkühr dauerte fort und nahm sogar zu. Kein Mensch war seines Eigenthumes, Niemand vor der Folter sicher. Die gequälten Unterthanen ließen ihre Häuser und Felder liegen und flohen in benachbarte Herrschaften. Im folgenden Jahre (1790) hatte er eben so mit den Finanzen des Königreiches sich zu beschäftigen und Vorschläge für die Verwaltung derselben zu machen. Sie kamen nach seinen weisen Vorschlägen in die Hände europäischer Beamten, und auch hier war Schwarz der für beide Parteien allein geltende Vermittler. Die Summen für die Familie des verstorbenen Nadscha wurden mit unbedingtem Vertrauen zur Vertheilung in seine Hände gelegt.

Man würde aber sehr irren, wenn man meinte, diese vielfachen und mühsamen politischen Beschäftigungen hätten Herz und Auge des treuen Boten Christi von seinem Hauptwerke, der Mission, abgezogen. In einem Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß meldet er, er und seine Brüder hätten Ursache die Gnade Gottes zu verehren und zu rufen: „Bis hieher hat der Herr uns behütet, geleitet, geschützt.“ Hr. Koblhoff habe ihm in der Kirche und in der Schule treulich geholfen, und Hr. Jänike habe im Englischen und Tamil erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Katechisten und Schullehrer zu Tanjore und Palamcotta seyen zehn an der Zahl. Ihre Gehalte, der Unterhalt der Schulen, die Ausbesserung alter Häuser und der Bau neuer, so wie die außerordentlichen Zulagen an die Katechisten, wenn sie an entfernte Orte gesandt

werden, könnte er unmöglich alle bestreiten, meldet er, wenn ihm nicht sein Gehalt von der ostindischen Compagnie dabei zu Hülfe käme.

In einem andern Briefe desselben Datums meldet Schwarz, nachdem er abermals der großen Fortschritte Jänikes in der Tamilsprache gedacht, daß er die von diesem fleißigen Schüler aufgesetzten Predigten jetzt noch verbessere, bald aber würde er solcher Hülfe nicht mehr bedürfen. Es wäre dann nöthig, fährt er fort, ihm eine Station für seine Missionsarbeiten zu bestimmen, entweder in Madras oder Palamcotta, wo die Gemeinde in bedeutender Zunahme sey. Dort, meinte er, wäre mehr Erfolg zu hoffen, da die Leute weniger mit Europäern in Berührung kämen. Sonst aber bedürfe Hr. Gerike in Madras sehr der Hülfe; er hoffe jedoch, die Gesellschaft werde ihm diese Bitte durch baldige Aussendung eines neuen Missionars gewähren. Falls Gott ihn wegriefe, bemerkt er, würde Hr. Gerike nach Tanjore zu wohnen kommen und Hr. Koblhoff nach Palamcotta, oder sie würden abwechselnd an beiden Orten seyn. In-  
des unterwerfe er diese Verfügungen demüthig der göttlichen Vorsehung. Sie hätten jetzt, sagt er, keine fröhlichen Aussichten vor sich, da für das arme Land eine abermalige Verödung zu befürchten sey, obschon es kaum erst sein Haupt von den Verheerungen des letzten Krieges aufgerichtet habe.

In diesem Schreiben meldet Schwarz seine Absicht, zu Cumbagonam, einem der Hauptorte von Tanjore, eine Provinzialschule zu errichten. Es sey ihm vom Nadscha eine sehr gute Stelle dafür bewilliget worden, und er habe angefangen den Grund zu dem Gebäude zu legen, das er für ein Bethaus bestimme. Bald werde sich's zeigen ob der gefürchtete Krieg ihn am Fortbau hindern werde.

Die so gemeldete Absicht zu Eröffnung einer weitern Schule wurde bald darauf ausgeführt, wie folgender Auszug aus einem Brief an Hrn. Pasche vom 21. Juli

1790 zeigt, worin er unter andern nützlichen und anziehenden Mittheilungen zuerst seinen Vorsatz erwähnt, seinen frommen und vortrefflichen Katechisten Sattinaden zu ordiniren.

„Gott hat mir bis jetzt gnädiglich Kraft verliehen meine Arbeit zu thun, sowohl unter Christen als Heiden. Indes fühle ich das herannahende Alter, da ich bald mein 64tes Jahr vollenden werde; aber so lange ich lebe und noch einige Kraft habe, werde ich fröhlich meinen Theil arbeiten.“

„Um die Missionare zu erleichtern, gedenke ich einen eingebornen Katechisten, Namens Sattinaden, zu ordiniren, der durch sein redliches, uneigennütziges Wesen, als Frucht seiner aufrichtigen Liebe zu Christo, Hrn. Jänike's Aufmerksamkeit auf sich zog; und wirklich, nach meinem eignen Gefühl, kann ich diesen eingebornen Lehrer nicht anders als höher achten denn mich selbst. Er hat eine eigene Gabe mit seinen Landsleuten zu sprechen. Eines der Hauptgeschäfte eines Missionars sollte seyn, junge Eingeborne für künftige Katechisten zu erziehen. So oft mir ein hoffnungsvoller Junge vorkommt, spare ich weder Mühe noch Kosten, ihn für dieses Werk zu befähigen.“

„Ich habe zu Cumbagonam ein Schulhaus erbaut, das bedeutende Kosten verursacht hat. Solche Schulen sind das allerbeste Mittel, die Kenntniß des Wortes Gottes nicht allein der Jugend, sondern der Einwohnerschaft überhaupt, beizubringen. Sie können als Wohnsitze der Katechisten höherer Kaste dienen, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande die Freudenbotschaft des Heils verkündigen können. Mehrere Malabar-Jünglinge gewähren die freudige Hoffnung, daß sie seiner Zeit nützliche Gehülfen sowohl in unsern Gemeinden als in unsern Schulen werden.

„Wenn uns Gott tüchtige Nationallehrer schenkt, so wird sein Werk in diesem Lande gedeihen. Noch leben wir in Hoffnung. Die Schwierigkeiten sind freilich we-



der klein noch gering an Zahl; aber unter ihnen zu verzagen, wäre Sünde. Gott hat in den vierzig Jahren meines Wohnens in diesem Lande manches Hinderniß weggeräumt; und Der, welcher bisher mit uns war, wird es auch ferner seyn. Er gebot Josua, getrost und unverzagt zu seyn, und dieselbe Aufforderung ergeht auch an uns. Vieler Heiden Augen sind geöffnet; aber das mit dem Bekenntniß des Christenthums verbundene Kreuz ist den Meisten ein Stein des Anstoßes.“

„Hinsichtlich des Vorschlags, ein ganz von Christen bewohntes Dorf anzulegen, habe ich immer die Besorgniß gehabt und auch ausgesprochen, daß im Fall einer Aufregung ein solches Dorf auf der Stelle niedergebrannt würde. Wo hingegen, wenn in einem Dorfe einige christliche Familien wohnen, der ganze Bezirk mit dem Rathe Gottes zu unserer Seligkeit bekannt werden kann.“

Inzwischen war zwischen dem Nachfolger Heider Ali's in Meisur, dem bekannten Sultan Tippu Sahib, und der ostindischen Compagnie Krieg ausgebrochen. Die armen Eingebornen kamen zu Tausenden in das Fort zu Tanjore, um sich von den streifenden Reiter-schaaren dieses Kriegers zu schützen. Die Dörfer um Tritschinopoli wurden von diesen verbrannt, viele Bauern getödtet oder verwundet. Schrecken und Angst ging durch das ganze Land, aber „die Armen,“ sagt Schwarz in einem Briefe, „wollten die Hand nicht erkennen, die sie schlug.“ Bis die britische Armee und Lord Cornwallis in das Land Meisur selbst einrückte, sah man in Tanjore einem Angriffe Tippu-Sahibs mit Angst entgegen. Jetzt aber konnte Schwarz wieder mit mehr Nachdruck seinen friedlichen Arbeiten leben. Die letzte Handlung des Jahres 1790 war die Ordination des wackern Katechisten Sattinaden, der mit Hrn. Fänife zu Palamcotta arbeiten sollte und der folgendes schöne Zeugniß über seine Bekehrung ablegte:

„Wenn ich die Wege Gottes betrachte, die Er mich geführt, so bin ich voll Bewunderung und Dank. Ich

war einst ein Heide, der Jhu nicht kannte, und Er rief mich durch seinen treuen Diener Schwarz. Dieser mein ehrwürdiger Vater nahm mich auf und unterrichtete mich. Seine Bemühungen bei Tag und Nacht bewirkten in mir die Bekehrung zu Gott und den Glauben an unsern HErrn Jesum Christum; sie brachten in mir rechtschaffene Früchte der Buße hervor, bewogen mich, ein heiliges und göttliches Leben zu führen und ließen mich in Erkenntniß und göttlicher Gnade wachsen. Er bestimmte mich nicht zu weltlichen Geschäften, sondern dazu, daß ich mein Volk zur Erkenntniß Gottes in Jesu Christi brächte, den Er zur Versöhnung der Welt gesandt hat. Darum gab er mir das Amt eines Katechisten und gab sich alle Mühe, mich in der Erkenntniß immer weiter zu bringen. — „Und auch Sie,“ schrieb er an Hrn. Jänike, „bemühten sich meine Irrthümer und Fehler zu berichtigen, ermunterten mich zum Wachsthum in der Frömmigkeit, und trachteten mich stets nützlicher und glücklicher zu machen. Wenn ich selig werde, woran ich, da ich auf die Gnade Gottes vertraue, nicht zweifle, so wird es zu Ihrem Ruhm seyn; und selbst wenn ich verloren ginge, was Gott verhüte, so könnte meine Verdammniß Ihren Ruhm nicht schmälern. Um nun die edeln Bemühungen meiner hochverehrten Lehrer zu krönen, so hat die verehrliche Gesellschaft Ihre Unterehmungen genehmigt und mich in dem mir anvertrauten höhern Amt bestätigt; eine Gewogenheit, die ich nie vergessen werde. Möge mir Gott ein wahrhaft demüthiges Herz schenken! Möge Er mich ihm selbst angenehm, in der Verrichtung jeglicher Pflicht fleißig, meinem Geschlecht nützlich, und Jhm, sowie meinen Obern, gehorsam machen!“

Im folgenden Jahre meldet Schwarz in einem Briefe an die Gesellschaft in England, „daß er, obgleich schon über das 65ste Lebensjahr hinaus, noch große Ursache habe, Gott für die Erhaltung seiner Gesundheit zu

danken und daß Er ihn in den Stand gesetzt, in der Erfüllung seiner Pflichten fortzufahren. Es seyen im Laufe des verfloffenen Jahres 87 bekehrte Heiden getauft worden, von denen die Mehrzahl Ackerleute, innerhalb weniger Meilen vom Fort, und man beabsichtige Häuser zu bauen, damit sie leichter zum Gottesdienst kommen können. Hr. Jänike, in Palameotta wohnend, sey über das gute Betragen der verschiedenen Gemeinden, die seit seinem Dortseyn um 65 Glieder zugenommen, sehr vergnügt. Auch im Fort gebe es einige wirklich fromme Leute. Dann meldet er, er habe unlängst einen Besuch von Hrn Kämmerer, dem neuen Missionar zu Tranquebar, erhalten, der drei Monate bei ihnen geblieben sey um die Tamilsprache zu erlernen; er glaube, er sey ein wahrer Christ, der mit Eifer das Werk eines Evangelisten betreiben werde. Auch spricht er die Hoffnung aus, daß der Krieg bald zu Ende gehen werde und den Missionsarbeiten dann ein offenes Feld dargeboten würde. „Wollte Gott,“ fährt er fort, „daß Arbeiter ausgesandt würden, es zu bearbeiten! Ich bin gewiß, daß einige Europäer hier mithelfen würden. Die Regierung würde nicht darunter leiden, sondern vielmehr den Nutzen des Volksunterrichts erfahren. Ich könnte diesen durch unwidersprechliche Belege darthun, und die Regierung würde es bestätigen.“

Von dem erwähnten Besuche des neuen Missionars in Tranquebar, Hrn. Kämmerer, macht dieser selbst seinen Freunden in Deutschland folgende Mittheilungen.

„Tanjore,“ schreibt er, „ist eine große befestigte Stadt, die, seit sie in den Händen der Engländer ist, bedeutend ausgebeffert wurde. Noch sind aber die Straßen schmutzig und widerlich, und der Ort war während der Regenzeit sehr ungesund. Dies bewog Hrn. Schwarz, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen ein beträchtliches Grundstück zu wählen, das er in einen Garten umwandelte und wo er mehrere Häuser und eine kleine Kirche erbaute. Ganz nahe bei diesem Garten siedelten

sich die eingebornen Christen an, und er lebt unter ihnen wie ein Vater. Mein Aufenthalt in Tanjore sollte nur bis 25. October währen, da die Brüder in Tranquebar meiner sehr bedurften; allein Hr. Schwarz wünschte eine Verlängerung der Zeit, da es ihm sehr daran lag, daß ich in der Malabarsprache bedeutende Fortschritte mache; dazu traf es sich, daß die Regenzeit dieses Mal viel heftiger war als sich die ältesten Einwohner erinnern können; daher ich ohne Lebensgefahr nicht zurückkehren konnte. Unter diesen Umständen dehnte sich mein Aufenthalt bei diesem trefflichen Manne bis zum 14. December aus.

„Nichts konnte mir mehr und wahrhafteres Vergnügen gewähren, als die Gesellschaft des Hrn. Schwarz. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine wahre und gewissenhafte Treue in jedem Zweige seiner Obliegenheiten, seine Redlichkeit — kurz sein ganzes Wesen erfüllte mich mit Hochachtung und Bewunderung. Er behandelte mich wie ein Bruder, oder vielmehr wie ein zärtlicher Vater, und unterrichtete mich auf die angenehmste Weise in der Malabar-Sprache. Dasselbe that Hr. Kohlhoff, der die Sanftmuth und Demuth selbst ist. Mancher Abend flog dahin wie ein einziger Augenblick, so ungemein anziehend war die Unterhaltung dieses wahrhaft ehrwürdigen Mannes, und seine Erzählung von der eigenen gnädigen Führung Gottes, von der er im Laufe seines Lebens so viele Beweise erfahren, vornehmlich während der schrecklichen Kriege in Indien. Die vielen Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt war, und die wunderbare Weise, in der es oft bewahrt blieb, seine innige dankbare Liebe zu Gott, seine herzlichen Gebete und Lobpreisungen, seine sanften Ermahnungen, beständig in der Gegenwart Gottes zu wandeln, treulich das Evangelium zu predigen, und uns gänzlich der gütigen Vorsehung Gottes zu überlassen — dies alles brachte manche Thräne aus meinen Augen, und ich konnte nicht

umhin oft recht herzlich zu wünschen, daß ich einst wie Schwarz werden möge. Seine Uneigennützigkeit, seine Redlichkeit in der Führung öffentlicher Geschäfte, verschaffte ihm die allgemeine Achtung sowohl der Europäer als Hindus. Jedermann liebte und ehrte ihn, vom König von Tanjore bis zum geringsten Eingebornen.

„Er war auch nicht weniger gefürchtet; denn er tadelte sie, ohne Rücksicht auf Stellung und Rang, wenn sie sich strafbar betrugten, und er sagte Allen ohne Unterschied, was sie zu thun und zu lassen haben um ihr zeitliches und ewiges Wohl zu fördern. Der König bemerkte öfters, es werde in der Welt Vieles durch Geschenke und Gold ausgerichtet; er selbst habe mit diesen Mitteln Vieles bewirkt; bei Padre Schwarz aber verfehlten sie ihren Zweck. Dieser würdige Mann sagte mir oft, die Gunst Gottes und die Gemeinschaft mit Christo sey ihm mehr werth als Tausende von Silber und Gold. In der That, durch Gottes Güte ist er diesem Lande zum großen Segen geworden. Was Andere ohne militärische Macht nicht auszurichten vermöchten, das ist ihm durch seinen persönlichen Einfluß, den er auf das Volk ausübt, gelungen, und den hatte er bloß durch seine Redlichkeit und aufrichtige Frömmigkeit gewonnen.

„Einige Meilen von Tanjore lockten zwei Brahminen ein Knäblein reicher Eltern, mit Gold und Edelsteinen prächtig geschmückt, in ihre Pagode und tödteten es daselbst. Die Regierung von Madras bat Hrn. Schwarz, diese Gräueltthat zu untersuchen. Er prüfte die Mörder in des Königs Palast und brachte sie zum Geständniß des Verbrechens. Sie wurden hierauf hingerichtet.

„Bei einem Besuch in Cumbagonam sprach Schwarz mit einem Brahminen, der ein großer Landbesitzer war, und drang mit vieler Liebe in ihn, sich zum wahren Gott zu bekehren. Einige Wochen später hörte er, er sey gestorben und seine Gattin sey mit seiner Leiche

lebendig verbrannt worden. Es geschieht dies zwar jetzt weniger häufig als früher; allein es kommt doch noch vor; und wenn Hr. Schwarz vorher erfährt, daß ein solches unmenschliches Opfer gebracht werden soll, so bietet er seinen ganzen Einfluß auf, um es zu verhindern, und es ist ihm damit öfters gelungen.

„Sein Garten ist von Morgen bis spät Abends voll von Eingebornen jeden Ranges, die zu ihm kommen um ihre Streitigkeiten schlichten zu lassen; aber um seine Missionarspflichten nicht zu versäumen, werden oft die wichtigsten Fälle aufgeschoben.

„Er hält Morgens und Abends Hausgottesdienst, dem viele der Christen beiwohnen. Zuerst wird ein kurzes Lied gesungen; dann hält er eine kurze Anrede über einen Bibelspruch und schließt mit Gebet. Bis das vorüber ist, muß Jeder, selbst der Vornehmste, warten. Die Zahl derer, die zu ihm kommen um im Christenthum unterrichtet zu werden, ist bedeutend. Täglich kommen Leute die ihn bitten in ihrer Gegend eine christliche Gemeinde zu gründen.

„Während meines Hierseyns wurden an dreißig zuvor unterrichtete Personen getauft. Er vollzieht diese Handlung immer mit einer solchen Feierlichkeit, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt werden. Er hat in Wahrheit von Gott eine ganz eigene Gabe erhalten, die Wahrheiten der Religion zu lehren. Heiden vom höchsten Rang, die nie im Sinn haben Verehrer des wahren Gottes und Jünger Jesu Christi zu werden, hören seinen Belehrungen mit Vergnügen zu. Während eines Aufenthalts von mehr als 40 Jahren in diesem Lande, hat er eine sehr gründliche Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Charakters des Volks erlangt. Er spricht die Tamilsprache so richtig wie ein Eingeborner. Er hat auf jede Frage gleich eine Antwort bereit, und widerlegt Einwendungen so treffend, daß die Leute bekennen: „Wir können diesem Priester nichts zur Last legen.“

„Als die Zeit zu meiner Rückreise nach Tranquebar gekommen war, fiel es mir ungemein schwer, mich von diesem trefflichen Manne zu trennen. Außerdem, daß ich in der Malabar-Sprache bedeutende Fortschritte machte, zog ich großen Gewinn für meine unsterbliche Seele. Beim Abschied sagte er, indem er mir mit Innigkeit die Hand drückte: „ach, möchten wir uns vor dem Throne Gottes wieder finden! Ich wünsche meine Freunde an der Küste nochmals zu sehen und ihnen mein Lebewohl zu sagen.“

Schwarzens Tagebuch von diesem Jahr enthält eine merkwürdige Bestätigung von dem, was Hr. Kämmerer von der Achtung sagt, die er sowohl bei der englischen Regierung als beim Radscha von Tanjore genoß, sowie von seinem wohlthätigen Einfluß selbst in Civilangelegenheiten, im Verein, wie immer, mit seinem ungeschwächten Eifer und Wahrheitsinn.

„Als der jetzige König,“ sagt er, „den Thron bestieg, wurde ich aufgefordert, die Umriffe zu einem Plan für bessere Handhabung des Rechts und der Gesetze zu entwerfen. Ich that es. Es wurde nach England gesandt und genehmigt. Dieses Jahr sandten die Directoren Befehle, meinen Plan in Ausführung zu bringen, und der Statthalter von Madras bat mich, die Leitung zu übernehmen. Das vermehrte meine Arbeiten bedeutend, aber um der armen Einwohner willen konnte ich den Dienst nicht versagen.

„Da viele Eingeborne aus allen Theilen des Landes täglich zu mir kamen, so hatte ich die beste Gelegenheit ihnen den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Die Morgens 7 Uhr kamen, wohnten unserer Morgenandacht bei. Andere, die um 8 Uhr kamen, hörten den Unterricht der Taufcandidaten mit an. Zuweilen sind 40 — 50 Personen da von hohen und niedern Kasten. Oft sitzen 15 — 20 Brahminen da, wenn ich catechisire. Ich sage ihnen: „Setzet euch, so werdet ihr hören was wir lehren. Ich hoffe, ihr werdet euch dem

Dienste euers Schöpfers und Erlösers weihen und euern elenden Götzendienst verlassen!“ So sitzen sie eine Stunde lang ruhig hin und hören alles was ich sage. Vor dreißig Jahren hätten sie das für das größte Aergerniß gehalten. Möge Gott ihnen gnädig seyn und ihre Herzen geneigt machen, die Wahrheit nicht bloß zu hören, sondern sie auch aus Liebe zu ihr anzunehmen!

„Meine Hoffnung, daß dieses Land zur beseligenden Erkenntniß des Heils gelangen wird, wird täglich stärker; ob aber ich die Umwandlung erleben werde, weiß der Herr allein; auch liegt nicht viel daran. Meine Haupt Sorge ist, junge Leute zum Dienst Christi zu erziehen. Hr. Jänike bemerkte, er wüschte, wir hätten noch einige solche Jünglinge wie Sattianaden. „Nun,“ versetzte ich, „der Herr der Ernte kann noch mehrere berufen. Möge Er uns nur ein einfältiges Auge und demüthige Herzen schenken! dann wird sein Segen uns nicht fehlen. Sind aber unsere Beweggründe schlecht, so können wir solchen nicht erwarten.“

In einem andern Theile seines Tagebuches sagt Schwarz: „Ich beschäftige manchmal arme Wittwen mit Spinnen. Das Garn tragen sie dann zu einem christlichen Weber, der für eine kleine Bezahlung gutes Tuch davon macht. Einige Wittwen zerstoßen Reis und verkaufen ihn; andere erhalten sich durch den Verkauf von Früchten. Wenn ich diese armen Wittwen an einem Nachmittage besuche, so katechisire ich sie zuerst und lasse mir dann ihre Arbeit zeigen, zum Beweis ihres Fleißes. Sie haben beständig Arbeit nöthig; nicht nur zur Beschäftigung, sondern um in den Stunden der Einsamkeit ihren Geist auf einen Gegenstand zu richten.

„Der große Wunsch unserer Herzen ist, daß die in unserer Religion Unterrichteten einen ihren Vorschriften gemäßen Wandel führen. Einige bringen wirklich die Früchte des Glaubens hervor; was andere betrifft, so arbeiten wir in Geduld, hoffend, daß sie sich zum Herrn bekehren.



„Erst vor Kurzem wurde ein alter Mann begraben, dessen Leben und Tod uns zum großen Troste war. Er war ein Mann von Vermögen in Land und Vieh, und hinterließ alles seinen Kindern, die er in seinen letzten Augenblicken ermahnte, seinem Beispiele zu folgen und Jünger Jesu Christi zu werden. Aber ach! sie hatten keine Lust dazu. Sein ganzes Herz war auf Gott gerichtet; er suchte und fand die Seligkeit durch Buße und Glauben an den großen Erlöser und durch einen festen Wandel in der Gottseligkeit. Er war unermüdet im Gebet, gab nie der Unzufriedenheit Raum, sondern war immer heitern und zufriedenen Gemüths. Viele Heiden, die ihn kannten, pflegten zu sagen: „Wenn unter denen die Unterricht empfangen auch sonst kein aufrichtiger Christ wäre, so ist doch gewiß dieser gute Alte einer.“ In seiner letzten Krankheit wurde er von den Katechisten und uns besucht. Am Tage seiner Heimfarth sprach ich zu ihm: „Lieber Freund, es scheint, der Herr wolle Euch heute von hinnen rufen.“ „Ach ja,“ erwiderte er, „ich bin bereit zu gehen, und meine Seele ruft: Komm, Herr Jesu! ich will dir gerne folgen!“ Als bald darauf einer der Katechisten ihn frug, wie er sich befände, sagte er: „Ganz wohl,“ und verschied. Sein Tod erweckte allgemeine Theilnahme. Die Schulkinder, die ihn als Vater verehrten, folgten ihm mit Gesang unter einem großen Zulauf von Christen und Heiden, und streuten Blumen auf sein Grab. Alle Brüder waren überzeugt, daß er wahrhaftig in Christo lebte und starb. Sein Andenken wird im Segen seyn.“

Im October 1792, da Schwarz anfing die Last seiner 66 Jahre zu fühlen, kam endlich nach vielen Anfragen um weitere Gehülfen ein junger Mann von der Universität Wittenberg, C. W. Bezdold, nach England, um von dort nach Indien abgesendet zu werden und das Werk des würdigen Schwarz nach seinem Tode befestigen zu helfen.

## Siebenzehntes Kapitel.

Harte Behandlung Serfudschis und der Wittwen Tulschadschis durch Amir Sing. Serfudschis Brief an Schwarz. Dieser übersendet seine Klagen dem Statthalter von Madras. Versetzung Serfudschis und der Wittwen nach Madras. Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron erneuert und bestätigt. Rückgabe der Finanzverwaltung an Amir-Sing. Dessen erneuerte Bedrückungen. Schwarzens Besuch bei Gerike in Wepery. Ihr gegenseitiges Zeugniß. Die Kollars. Jänike und Sattianaden in Palamcotta.

Der angenommene Sohn des verstorbenen Nadscha von Tanjore war zwar, wie schon erwähnt, im Jahr 1790 der Macht seines Nachfolgers entzogen worden, allein die Eifersucht und Erbitterung Amir Sings gegen Serfudschis und die Baie Sahibs, (Wittwen des verstorbenen Bruders) währten fort und waren in den zwei folgenden Jahren so weit getrieben worden, daß im November 1792 die englische Regierung zu ihrem Schutz schlechterdings wieder einschreiten mußte.

Der Tochtermann Amir Sings, Gatte seines einzigen Kindes, war unlängst ohne Erben gestorben, und der Nadscha schrieb dieses unglückliche Ereigniß, das ihn aller Hoffnung einer Nachkommenschaft beraubte, den Zaubereien der Wittwen Tulschadschis mittelst eines Persary zu. Ja er beschuldigte sie gar der Verschwörung gegen sein eigenes Leben mittelst derselben Künste; und nachdem er den Persary wegen der angeblichen Zauberei zum Strang verurtheilt hatte, ließ er öffentlich vor der Wohnung der Wittwen Tulschadschis eine Kundmachung ausrufen, worin er sie beschuldigt den Elenden zu dieser Greuelthat angetrieben zu haben.

Während der Nadscha die Wittwen seines verstorbenen Bruders so ungerecht anklagte, machte er sich selbst eines offenbar schädlicheren Dinges schuldig, indem er unter den Fenstern Serfudschis eine Menge langen Pfef-

fers und anderer Stoffe verbrennen ließ, wodurch er und seine Dienerschaft beinahe ersticken.

Folgende Uebersetzung eines Briefes Serfudschis an seinen verehrten Freund und Vormund beschreibt mit großer Einfalt und allem Schein von Wahrheit andere Beispiele von Verfolgung und Neckerei, die er damals zu tragen hatte. Er schreibt:

„Ich will die mannigfaltigen Plackereien die ich bisher von Amir Sing, Maha Radscha, erlitten, nicht abermals aufzählen, da sie Ihnen bekannt sind und Sie sie der Regierung gemeldet haben.

„So oft auch der Statthalter den Amir Sing ermahnte mich freundlich zu behandeln, er hat alle Ermahnungen außer Augen gesetzt.

„Daß ich noch lebe verdanke ich der Güte der Regierung.

„Ich will nur eine der letzten Unbilden Amir Sings nennen. Sultschana Baie Sahib behandelte mich von Kind auf wie eine Mutter; und als sie neulich starb, wollte ich sie durch Verrichtung der Begräbnißfeier ehren. Da aber der Statthalter und der Rath beschloßen, daß Amir Sing diese Pflicht erfüllen solle, so blieb ich ruhig. Da er darauf bestand, so hätte er es ausrichten sollen; statt dessen aber sandte er einen Gedungenen und er selbst ging vom Fort weg sobald die Leiche fortgetragen wurde, welche Unehre gegen meine Mutter mir sehr wehe that.

„Er fährt fort mich zu plagen. Meine Lehrer hindert er zu mir zu kommen. Meine Diener verhaftet er, so daß kaum einer bei mir bleiben will. Kommt ein Händler um mir Tuch zu verkaufen, so wird der Händler sammt dem Tuch angehalten. Ich könnte noch Vieles anführen; aber warum sollte ich Sie mit allen meinen Klagen behelligen? Ich bitte Sie diesen Brief den verehrlichen Directoren zuzusenden und sie zu ersuchen mich entweder nach Madras zu rufen, was ich herzlich wünsche, oder

eine europäische Wache an das Thor zu stellen, um mich und meine beiden Mütter zu beschützen; oder mir außerhalb des Forts in Ihrem Garten, ein Zimmer zu geben.

„Ich bitte Sie meine Klage den verehrlichen Directoren vorzulegen. Sie vermögen mir zu helfen und ich hoffe sie werden mich beschützen.“

Diesen Brief übersandte Schwarz dem neuen Gouverneur von Madras Sir Charles Dalky. Die Einzelheiten, welche er noch selbst beifügte, waren hinreichend zu beweisen, daß der Nadscha in gestörtem Geisteszustande sich befand und daß Serfudschi und die Wittwen in großer Gefahr schwebten. Es blieb nichts anderes übrig als den jungen Prinzen und die Bai Sabibs unter sicherer Bedeckung nach Madras zu bringen. Unmittelbar darauf wurde die Gültigkeit der Rechtsansprüche Serfudschis auf den Thron von Tanjore einer genauen Untersuchung durch den General-Gouverneur von Indien, Lord Cornwallis, der eben siegreich aus seinem Feldzuge gegen Tippu Sahib zurückgekehrt war und nun nach Europa ging, unterworfen und der vollständige Beweis für dieselben unter Schwarzens Mitwirkung geliefert. Der Nadscha Amir Sing erhielt jetzt (1793) die Verwaltung seiner Finanzen wieder, der schlechte Minister Schiwarow begann sein altes Spiel, die trefflichen Rechts- und Verwaltungsgrundsätze von Schwarz wurden durch das alte System willkürlicher Unterdrückung verdrängt und der betagte Mann hatte den Schmerz sein schönes Werk wieder zerfallen zu sehen. Er begab sich nach Weyer bei Madras, um dem eifrigen Gerike eine Zeitlang in seiner Arbeit beizustehen.

„Hier,“ schreibt er an einen Freund in England, „habe ich die von Gerike gemachten Anordnungen, seine treffliche Ordnung im Gottesdienst, in Malabar, Portugiesisch und Englisch, sorgfältig beobachtet. An den Sonntag Morgen predigt er den tamilischen und malabarischen Gemeinden, Nachmittags der portugiesischen, und Abends der englischen. Jeden Abend catechisirt er

in einer dieser Sprachen. Ich habe mit dem größten Vergnügen gesehen, wie Alles mit solcher Regelmäßigkeit und Schicklichkeit geschieht. Ich bin nun sein Gehülfe in diesem herrlichen Werke. Möge Gott ihm bald einen treuen Mitarbeiter senden! Sie können, lieber Bruder, Ihre ehrwürdigen Obern versichern, daß sie sich am jüngsten Tage freuen werden die Früchte des von ihnen so edelmüthig unterstützten Werkes zu sehen.“

Das gegenseitige Zeugniß zweier solcher wahrhafter aufrichtiger Männer wie Schwarz und Gerike ist eigenthümlich ansprechend. Es war wahrscheinlich um diese Zeit, daß Lutzerer seinen Freunden in Deutschland folgende herrliche Züge seines ehrwürdigen Seniors mittheilte, die den von Hrn. Chambers und Hrn. Kämmerer früher gezeichneten, obwohl in gewissen Stücken abweichend, doch so ähnlich sind, daß man von der Treue jeder Darstellung unmöglich anders als völlig überzeugt seyn kann.

„Ich fand ihn,“ schreibt Gerike, „so gesund und kräftig als er vor einigen Jahren war. Er widmet vier Stunden täglich dem Unterricht englischer und tamilischer Kinder und derjenigen Hindu-Christen die zur Taufe vorbereitet werden; worauf er sich mit den ihn Besuchenden in die heitersten und erbaulichsten Gespräche einläßt.

„Sein lauterer Sinn, seine Uneigennützigkeit und strenge Redlichkeit, sein thätiger Eifer für die Förderung der Mission und sein beständiges Bedachtseyn sowohl auf das zeitliche als ewige Wohl der eingebornen Christen, seine unablässigen Bemühungen ihnen die Mittel ihres Unterhalts zu verschaffen, seine pastoralische Klugheit und Liebe, seine Innigkeit im Gebet, seine ausgezeichnete Gabe durch die Art und den Ton seiner Unterhaltung die Aufmerksamkeit selbst gemischter Gesellschaften zu fesseln, seine eigene Geschicklichkeit Fehler mit einer so freundlichen und heitern Miene zu rügen, daß selbst die Vornehmsten und Stolzesten nicht beleidigt

werden — diese und viele andere treffliche Eigenschaften, die man so selten beisammen trifft, machen ihn allgemein beliebt und geachtet; ja seine ganze äußere Erscheinung, seine Silberlocken, sein lichtstrahlendes Auge, alle Gesichtszüge, sind geeignet Hochachtung und Liebe einzulösen.

„Ich verbrachte eine ganze Woche bei diesem Patriarchen auf eine wahrhaft herrliche Weise und vergaß beinahe in seiner Gesellschaft daß ich krank war.“

Während seines Aufenthalts bei Gerike schrieb Schwarz in einem Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß aus Madras vom 3. Februar 1793 unter anderm von den betrübenden Umständen bei der Befehrung einiger der vorher nur kurz erwähnten Eingebornen.

„Viele derselben,“ meldet er, „wurden letztes Jahr getauft, namentlich einige der sogenannten Kollar, die für die schlimmsten gelten und einigermaßen den diebischen Arabern gleichen. Diese wurden nach einem zweimonatlichen Unterricht getauft, und sodann drangen wir darauf, daß sie in ihrem eigenen Geschäft arbeitsam seyn sollten. Sie hatten alle sehr gute Felder, die wir sie zu bauen ermahnten; auch behielten wir sie stets unter Augen. Ich ging sie in ihren Dörfern besuchen. Nachdem ich sie in Bezug auf ihre Kenntnisse geprüft, und mit ihnen gebetet, was meist in Gegenwart einer großen Menge Heiden geschah, verlangte ich die Früchte ihres Fleißes zu sehen, und wurde vollkommen zufrieden gestellt. Dann ermahnte ich sie zu ehrlicher Entrichtung des gewöhnlichen obrigkeitlichen Zinses, das sie bald zu meiner Zufriedenheit thaten. Der Anschein war gefällig und die Aussicht erfreulich.

„Da die Wässerungsgräben in ihrem District seit 15 Jahren nicht gereinigt worden waren, wodurch der Anbau verhindert und der Ertrag vermindert wurde, so bat ich den Collector zu ihrer Reinigung eine Summe Geldes vorzuschießen, indem ich versprach Leute zur Auf-

sicht dabei anzustellen. Die Arbeit wurde vollendet, und diejenigen Einwohner, die zuvor wegen Wassermangel nur 4000 große Maaße, Kalam genannt, ernteten, hatten nun die Freude, ihren Ertrag auf 14.000 Kalam erhöht zu sehen. Der ganze District brachte fast 100,000 Kalam mehr ein, als das Jahr zuvor.

„Doch diese unsere Freude wurde bald in Traurigkeit verwandelt. Da die Heiden bemerkten, daß viele ihrer Verwandten sich zum Christenthume neigten, und daß die Getauften sich nicht an ihre Plünderungszüge anschließen wollten, so vereinigten sie sich zu einem Lager und drohten das Christenthum auszurotten. Nun sah alles traurig aus. Viele von den Christen wurden von ihren Verwandten, die Heiden waren, beredet, ein Gegenlager zu bilden; ich aber ermahnte die Christen andere Waffen zu gebrauchen, nämlich Gebet, Demuth und Geduld, und erklärte ihnen in starken Ausdrücken, daß wenn sie einen Angriff thäten, ich sie nicht anerkennen würde. Diese Störung währte vier Monate und wurde sehr bedenklich, da die Unzufriedenen ihre eignen Felder vernachlässigten und Andere vom Anbau der andern abschreckten. Ich schrieb diesen Verführten (denn sie hatten boshafte Führer), sandte Katechisten an sie, ermahnte sie, keine so schrecklichen Sünden zu begehen, und erinnerte sie, daß meine frühern ihnen so ersprießlichen Bemühungen solche Behandlung nicht verdient hätten. Da sie endlich sahen, daß die Christen ihnen nichts entgegenstellten, und sie doch auch nicht für die Angreifenden gehalten seyn wollten, so gingen alle nach Hause und an ihre Arbeit, pflügten und säeten mit doppeltem Fleiß. Mein Herz freute sich der gnädigen Leitung Gottes: wahrlich Er ist ein Gott der Gebet erhört.“

Mit vorstehendem Brief übersandte Schwarz auch einen von Jänife, welcher nach Tanjore zurückgekehrt war. Er gibt darin einen erfreulichen Bericht von seinen Arbeiten mit Sattianaden, welcher zuweilen in Pa-

lameotta in seiner Muttersprache für ihn predigte. Die Europäer, sagt er, kämen regelmäßig zur Kirche, wozu das gute Beispiel des befehlhabenden Offiziers sie aufmunterte. Die Christen im District Tinnewelly wohnten meist auf dem Lande und bildeten verschiedene Gemeinden. Er hätte auf Kosten des Hrn. Schwarz einige Capellen zu ihrem Gebrauche errichtet. Viele dieser Bekehrten seyen nicht nur dem Namen sondern der Wahrheit nach Christen. Man habe alle Ursache zu hoffen, fährt er fort, daß das Christenthum einmal im Tinnewelly-Gebiet allgemein werde. Er und Sattianaden hätten jeder für sich Gegenden des Gebietes bereist, wo das Wort Gottes noch nie gepredigt worden war; die Leute seyen mehrentheils aufmerksam und begierig zu hören; sie versammelten sich zu Hunderten und erwiesen ihm alle Achtung; Viele begleiteten ihn von Dorf zu Dorf. Sattianaden habe dieselbe Aufmerksamkeit genossen. Ueber dreißig Personen seyen nachgehends nach Palameotta gekommen um unterrichtet und getauft zu werden. Solche glückliche Erfolge, bemerkt er, könnten oft erfahren werden, wenn solche Reisen häufiger wiederholt werden könnten.

## Achtzehntes Kapitel.

Antrag des Unterhauses bei Erneuerung des Freibriefs der D. C. im Jahre 1793. Schwarzens Vertheidigung gegen Anschwärmungen der Mission von Hrn. M. Campbell. Behandlung der Täufer. Pocken. Zeugniß von Missionar Bezold. Bericht an die Gesellschaft für 1795. Wiederholte Untersuchung der Ansprüche Scudschis auf den Thron von Tanjore. Schwarzens Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik. Ernennung zweier neuer Missionare für Indien. Schwarzens abnehmende Kraft. Seine Betrachtungen dabei.

Bei Erneuerung des Freibriefes der ostindischen Compagnie im Jahre 1793 wurde in einer Sitzung des



Unterhauses der Antrag gestellt: „Es sey der Gesetzgebung ganz besondere Pflicht auf jede rechte und vernünftige Weise das Wohl und Glück der Einwohner der britischen Besitzungen in Indien zu fördern; und es sollten zu diesem Ende solche Maßregeln ergriffen werden, die zu allmähligem Fortschritt in nützlichen Kenntnissen und ihrer religiösen und sittlichen Aufklärung dienen.“ — In Gemäßheit dieses weisen und wohlwollenden Antrags schlug ein ausgezeichnetes Mitglied des Parlaments (der sel. Will. Wilberforce) in dem damals in Berathung genommenen Entwurf zur Erneuerung des Freibriefs der Compagnie gewisse Bedingungen zu Gunsten der Errichtung von Freischulen und Aufmunterung christlicher Missionare in Indien vor.

So wichtig dieser Vorschlag war und so genau er auch mit den erklärten Absichten der Gesetzgebung übereinstimmte, erregte er doch so wenig Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß man sich in Betracht der Vorurtheile vieler mit Indien theilhabender Personen in und außer dem Parlament nicht wundern darf, daß er ungünstig aufgenommen wurde. Der verstorbene Lord Melville, damals Kanzler der Schatzkammer, gestand die Wichtigkeit der Sache zu und versprach sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren, äußerte jedoch Zweifel gegen ihre dermalige Zweckmäßigkeit, sowie seinen Wunsch, genauere Erkundigungen darüber zu erhalten. Hierauf nahm Hr. Wilberforce die erwähnten Bedingungsvorschläge zurück, sich jedoch vorbehaltend, sie bei einer spätern und günstigeren Gelegenheit neuerdings vorzubringen.

Im Verlauf der Verhandlungen über diesen Gegenstand nahm Hr. Montgomery Campbell, der einige Jahre zuvor in Madras ein öffentliches Amt bekleidet hatte, Anlaß, die bekehrten Eingebornen an der Küste Coromandel in ein sehr schlechtes Licht zu stellen, und während er Schwarzen alles verdiente Lob angedeihen ließ, den Werth seiner Arbeiten zu verringern und die Hoffnung, die Hindu's zum Christenthum zu bekehren, als

Verblendung darzustellen. Als die Kunde von diesen übeln Nachreden Schwarzen zu Kenntniß kamen, hielt er es für seine Pflicht, so ungeübt er auch im Wortstreit war, und so sehr er auch allen Schein von Selbstruhm verabscheute, seine Befehrten wie auch sich selbst gegen die über sie ergangenen ungerechten Anschwärzungen zu vertheidigen und die wohlthätigen Erfolge der Missionsbestrebungen in Indien zu beweisen.

In dieser Absicht schrieb er einen Brief an den Secretär der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, worin er die Verunglimpfungen seines Gegners im Parlament siegreich widerlegte und die Missionsfache rühmlich vertheidigte. Ein in dieser Sache sehr urtheilsfähiger Mann sagt hievon: „Es ist wohl in neuerer Zeit keine christliche Vertheidigung erschienen, die mehr das Gepräge der apostolischen Einfalt und ursprünglichen Kraft der Wahrheit trüge als diese Vertheidigung des ehrwürdigen Schwarz.“ Sie erschien mit vollem Recht, von folgendem Zeugniß bevormortet, im Jahresbericht der Gesellschaft.

„Da die Gesellschaft nach 40jähriger Erfahrung stets Ursache hatte Hrn. Schwarzens Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Berichten, seinen Eifer in Förderung christlicher Erkenntniß und seine Missionsarbeiten zu beloben, so ergreift sie diese Gelegenheit zur Anerkennung seiner treuen Leistungen, und seinen Brief, der eine richtige Darstellung von die Mission betreffenden Thatsachen enthält, der Betrachtung des Publikums zu empfehlen; indem sie glaubt, daß es ihm unmöglich sey im geringfügigsten Punkte von der Wahrheit abzugehen.“

Diesem verdienten Zeugniß der Gesellschaft war das des Marquis Cornwallis, nach seiner persönlichen Kenntniß und nach dem was er in Indien gehört, von der hohen Achtungswürdigkeit des Charakters Schwarzens beigelegt.

Der Brief selbst enthält Verschiedenes über den wohlthätigen Einfluß des Christenthums, und den treff-

lichen Missionar und seine Mitarbeiter im Süden Indiens, was schon in andern Theilen dieses Werkes enthalten ist; allein die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Erzählungsart gibt ihnen einen ganz neuen Reiz, so daß wir nicht zu befürchten haben, durch Wiederholungen die Leser zu langweilen. Auch werden einige weitere Umstände mitgetheilt, die in Verbindung mit dem männlichen Geist und der hohen Frömmigkeit die sich darin ausspricht, sehr geeignet sind die allgemeine Wirkung dieser herrlichen Vertheidigung christlicher Missionen zu verstärken. Hier folgt nun der Brief.

Lanjore, den 13. Februar 1794.

„Wohlehrwürdiger und werther Herr!

„Da das 74ste königliche Regiment an die beiden Orte Lanjore und das sechs englische Meilen davon entfernte Ballam vertheilt ist, so gehen wir gewöhnlich einmal wöchentlich nach Ballam, um den dortigen vier Compagnien Gottesdienst zu halten.

„Als ich unlängst dorthin kam, wurde mir No. 210 einer Zeitung, der Courier genannt, vom 24. Mai 1793 mitgetheilt.

„In diesem Blatte fand ich eine Rede von Hrn. Montgomery Campbell, welcher als Privat-Secretär mit Sir Archibald Campbell nach Indien gekommen war, worin mein Name in folgender Weise genannt wird.

„Hr. Montgomery Campbell stimmte entschieden gegen die Bedingung und verwarf die Befehlung der Gentu's als unstatthaft. Die Missionare hätten allerdings Proselyten unter den Variars gemacht; allein dies seyen die alleruntersten Classen und hätten die Religion, die sie anzunehmen vorgegeben, geschändet.

„Hr. Schwarz, der verdiensterweise sehr hoch geschätzt werde, habe gar keine Ursache sich der Reinheit seiner Nachfolger zu rühmen, da sie ihrer Ausschweifungen wegen zum Sprichwort geworden. Es falle ihm eben ein dahin einschlagendes Beispiel ein. Als er einmal Stundenlang dieser Kaste von Proselyten über die

Häßlichkeit des Diebstahls gepredigt und in der Hitze der Rede seine Halsbinde abgelegt hatte, sey ihm diese samt der goldenen Schnalle von einem aus dieser tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen worden. Unter einem solchen Geschlecht von Eingebornen wirkte die Lehre der Missionare. Leute hoher Kaste würden den Gedanken, die Religion ihrer Väter zu wechseln, mit Füßen treten.

„Da dieser Satz sich in einem öffentlichen Blatt befindet, so dachte ich, die verehrliche Gesellschaft würde es nicht übel nehmen, wenn ich einige Bemerkungen darüber mache; nicht um zu prahlen (was ich verabscheue), sondern um die reine Wahrheit zu bezeugen, und meine Brüder und mich zu vertheidigen.

„Als ich vor etwa 17 Jahren in Tritschinopoli wohnte, besuchte ich die Gemeinde zu Lanjore, und langte auf dem Wege dahin sehr früh in einem Dorfe an, das von Kollaris bewohnt war (ein berüchtigtes Diebsgeschlecht); schon der Name Kollari (oder besser Kallar) heißt Dieb. Diese Kollaris ziehen des Nachts auf Raub aus und treiben Rinder und Schafe und was sie sonst finden können weg; und für diese Gewaltthaten zahlen sie dem Nadscha jährlich 1500 Tschafr oder 750 Pagoden. Von dieser Kaste wohnen viele im Gebiete von Lanjore; noch mehr aber in Tondiman's Gebiet, und ebenfalls im Gebiete des Nabobs.

„In einem dieser Dörfer angelangt, nahm ich meine Halsbinde ab und legte sie auf eine Sandbank. Indem ich etwas weiter ging, um nach dem Manne zu sehen der meine leinenen Kleider trug, achtete ich nicht auf die Binde, und einige Schelmenbuben nahmen sie unterdessen weg. Als die Einwohner von dem Diebstahl hörten, forderten sie mich auf, alle diese Knaben zu verhaften und sie zu züchtigen so hart ich wolle. Allein ich wollte das nicht, indem mir die Kleinigkeit dieser Mühe nicht werth schien.

„Daß solche Knaben, deren Väter anerkannte Diebe

sind, einen Diebstahl begehen, ist nicht zu verwundern. Alle Einwohner dieses Dorfes waren Heiden; nicht eine einzige Christenfamilie war unter ihnen. Viele Engländer sind auf ihrer Durchreise in diesem Dorfe bestohlen worden. Die Schnalle war also nicht von einem Christen gestohlen worden, wie Hr. Montgomery Campbell angibt, sondern von Heidentknaben. Auch predigte ich damals nicht, und Hr. Campbell sagt, ich predigte zwei Stunden. Ich sprach nicht einmal mit irgend jemand. Diese elende durchaus entstellte Geschichte wird nun von Hrn. M. Campbell angeführt, um die Lasterhaftigkeit von Christen zu beweisen, die er spottweise tugendhafte und erleuchtete Menschen nennt. Wenn er keine bessern Beweise hat, so ist sein Schluß auf einen schlechten Grund gebaut und ich kann seine Logik nicht bewundern: die Wahrheit ist gegen ihn.

„Auch das ist nicht wahr, daß der beste Theil von denen die unterrichtet wurden Variars sind. Hätte Hr. M. Campbell auch nur einmal unsre Kirche besucht, so hätte er gesehen daß mehr als zwei Drittheile von den höhern Kasten sind; und so ist es auch in Tranquebar und Bepery.

„Wir wollen uns nicht rühmen; das aber darf ich getrost sagen, daß viele von denen die unterrichtet wurden, diese Welt mit Frieden und einer wohlgegründeten Hoffnung des ewigen Lebens verlassen haben. Daß einige der Unterrichteten und Getauften die Wohlthat des Unterrichts mißbraucht haben, ist ganz gewiß; aber alle wahren Diener Gottes, ja selbst die Apostel, haben diesen Kummer erfahren.

„Es wird behauptet, ein Missionar sey die Schmach irgend eines Landes. Lord Macartney und der selige General Coote würden ganz anders davon gedacht haben. Sie, und viele andere Personen von Ansehen, wissen und erkennen an, daß die Missionare der Regierung zum Nutzen und dem Lande zum Segen gereichen. Dafür könnte ich die stärksten Beweise anführen, und viele

Männer in England und Indien würden meine Behauptung bestätigen.

„Daß Missionar Gerike zu Cuddalore von ungemeinem Nutzen gewesen, weiß jeder Engländer der zur Zeit da der Krieg ausbrach dort war. Er war in der Hand Gottes das Werkzeug, wodurch Cuddalore von Plünderung und Blutvergießen verschont blieb. Mancher Engländer hatte es ihm zu verdanken, daß er nicht Heiders Gefangener wurde, was Lord Macartney freundlich anerkannte.

„Als Negapatam, diese an Volk und Schätzen so reiche Stadt, durch die unvermeidlichen Folgen des Kriegs in die tiefste Armuth versank, erwies sich Hr. Gerike an den unglücklichen Einwohnern als ein Vater. Er vergaß daß er eine Familie zu versorgen hatte. Viele verarmte Familien wurden von ihm unterhalten, so daß, als ich vor einigen Monaten daselbst predigte und das heilige Abendmahl austheilte, ich viele sah, welche ihr und ihrer Kinder Leben seiner uneigennütigen Sorgfalt verdankten. Fürwahr, mein Freund, dies konnte diesem Orte doch nicht zur Schmach gerechnet werden. Als die verehrte Gesellschaft ihn anwies der Gemeinde zu Madras vorzustehen, beklagten Alle seine Abreise. Und in Madras ist er bis auf diesen Tag vom Statthalter und vielen andern Standespersonen geschätzt.

„Es ist höchst unangenehm von sich selbst reden zu müssen. Ich hoffe jedoch, die verehrliche Gesellschaft werde einige Bemerkungen die ich jetzt machen will nicht als eitles sündliches Prahlen ansehen, sondern vielmehr als eine nöthige Selbstvertheidigung. Weder die Missionare noch irgendwelche Christen sind dem Wohle des Landes nachtheilig gewesen.

„Während des letzten Krieges war das Fort von Tanjore in einer sehr schwierigen Lage. Ein mächtiger Feind war nahe, das Volk im Fort zahlreich, und keine Lebensmittel selbst für die Besatzung. Es war Getraide genug im Lande, aber wir hatten keine Ochsen es ins

Fort zu bringen. Wenn die Landleute früher Reis in das Fort brachten, beraubten die habfüchtigen Dubaschen sie ihres ehrlichen Geldes. Daher war alles Zutrauen dahin; die Einwohner trieben ihr Vieh hinweg und wollten dem Fort nicht beistehen. Der verstorbene Nadscha befahl seinem Volk, ja er hat es durch seine Verwalter, zu Hülfe zu kommen; aber alles umsonst.

„Endlich sprach der Nadscha zu einem unserer höchsten Standespersonen: „Wir alle, Ihr und ich, haben unser Zutrauen verwirkt; so laßt uns nun versuchen, ob die Einwohner Hrn. Schwarz vertrauen.“ Er sandte mir demnach ein unbeschriebenes Papier und ermächtigte mich einen angemessenen Vertrag mit dem Volk zu schließen. Es war die höchste Zeit. Die Sipons fielen von Hunger ausgemergelt todt zur Erde. Jeden Morgen waren die Gassen mit Leichen bestreut. Unsere Lage war jämmerlich. Ich sandte jetzt allenthalben Briefe hin, und versprach jeden eigenhändig zu bezahlen und sie für jeden Ochsen zu entschädigen der ihnen vom Feinde genommen werden möchte. Nach ein paar Tagen hatte ich über Tausend Ochsen, und sandte einen unserer Katechisten und andere Christen aufs Land. Sie gingen mit Lebensgefahr, beeilten sich so viel wie möglich, und brachten in sehr kurzer Zeit 80,000 Kalam ins Fort. Dadurch war das Fort gerettet. Als alles vorüber war, bezahlte ich die Leute (zum Theil aus Geld das Andern gehörte) schenkte ihnen eine Kleinigkeit und sandte sie nach Hause.

„Als das Jahr darauf Oberst Braithwaite mit seiner ganzen Mannschaft in Gefangenschaft gerieth, befehligte Major Alcock dieses Fort und benahm sich gegen das arme ausgehungerte Volk sehr gütig. Wir waren dann zum zweiten Male in demselben erbärmlichen Zustande. Der Feind überzog allemal das Land wenn die Ernte nahe war. Ich wurde wiederum gebeten, das frühere Mittel zu versuchen, und es gelang. Da die

Leute wußten, daß ihnen die Bezahlung nicht vorenthalten würde, so kamen sie mit ihrem Vieh. Jetzt aber war die Gefahr größer, indem der Feind sehr nahe war. Die Christen geleiteten die Einwohner an die geeigneten Orte, wobei sie sich der größten Gefahr ihres Lebens aussetzten. Sie weinten daher, gingen, und verfaben das Fort mit Getraide. Nachdem die Leute bezahlt waren, erkundigte ich mich genau bei ihnen, ob irgend welche Christen Geschenke von ihnen genommen hätten. Alle sagten: „Nein, nein! da wir gehörig bezahlt wurden, boten wir Ihrem Katechisten ein geringes Tuch, aber er schlug es entschieden aus.“

„Hr. M. Campbell sagt aber, die Christen seyen sprichwörtlich ruchlos. Wäre er hier, ich wollte ihm bezeugen wer die ruchlosen Leute sind die das Land ausfaugen. Wenn ein Dubasch in 10 oder 15 Jahren 2, 3 oder 4 Lacks Pagoden zusammenscharrt, ist nicht diese Erpressung ein hoher Grad von Ruchlosigkeit? Sah sich doch die Regierung genöthigt einen Befehl ergehen zu lassen, daß drei dieser Gentu Dubaschen das Gebiet Tanjore verlassen sollten. Die schauerhaften Verbrechen die sie begingen erfüllten das Land mit Klagen; ich habe jedoch keine Lust sie aufzuzählen.“

„Es wird behauptet die Eingebornen würden durch Missionare leiden. Wenn diese wahre Christen sind, so könnten die Eingebornen unmöglich irgend welchen Schaden durch sie leiden; sind sie nicht was sie zu seyn bekennen, so sollten sie entlassen werden.“

„Als Sir Archibald Campbell Statthalter und Hr. M. Campbell sein Privat-Secretär war, waren die Einwohner von Tanjore vom Verwalter und den Dubaschen von Madras so jämmerlich gedrückt, daß sie das Land verließen. Natürlich hörte aller Ackerbau auf. Im Juni sollte angefangen werden; Anfangs September aber war noch nichts gethan worden; Jedermann befürchtete eine Hungersnoth. Ich bat den Nadscha die schändliche Bedrückung einzustellen und die Einwohner



zurück zu rufen. Er ließ ihnen melden daß ihnen Recht werden solle; allein sie trauten ihm nicht. Nun bat er mich ihnen zu schreiben und sie zu versichern, daß er auf meine Fürsprache hin ihnen freundlich seyn werde. Ich that es, und Alle kamen sogleich zurück. Die ersten, die meinem Worte glaubten, waren die Kallars (oder Kollaris, wie man sie gewöhnlich nennt), so daß 7000 Menschen an einem Tag zurückkamen. Die andern Eingebornen folgten ihrem Beispiel. Als ich sie ermahnte allen möglichen Fleiß anzuwenden, da die Zeit des Pflanzens beinah vorüber sey, gaben sie folgende Antwort: „Da Sie uns Liebe erwiesen haben, so sollen Sie keine Ursache haben es zu bereuen: wir wollen Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen unsere Achtung zu beweisen.“ Sir Archibald Campbell freute sich als er das hörte; und wir hatten uns einer bessern Ernte zu erfreuen als das Jahr zuvor.

„Da fast keine Rechtspflege im Lande war, bat ich den Nadscha dringend eine solche anzuordnen. „Gut,“ sagte er, „lassen Sie mich nur wissen, worin mein Volk bedrückt ist.“ Ich that es. Er trat meinem Vorschlag sogleich bei und sagte seinem Verwalter, wenn die Bedrückung nicht auf der Stelle aufhöre, so werde er seinen Unwillen zu fühlen bekommen. Er starb jedoch bald hierauf und sah den Erfolg nicht mehr.

„Als der gegenwärtige Nadscha seine Regierung antrat, brachte ich dem Statthalter Sir A. Campbell diesen nothwendigen Punkt ins Andenken. Er forderte mich auf den Entwurf zu einem Gerichtshof zu machen, und ich that es; allein er wurde von den Dienern des Nadschas, welche das Recht gewöhnlich dem Meistbietenden zuerkannten, bald hintangesezt.

„Als die verehrliche Compagnie während des Krieges das Land in Besitz nahm, wurde der Plan einer Rechtsverwaltung wieder aufgenommen, und viele Leute wurden dadurch glücklich. Als sie aber dem Nadscha zurückgegeben wurde, trat die frühere Unordnung wieder ein.

„Während der Uebernahme hat mich die Regierung den Collectoren beizustehen. Das Bezirk westlich von Tanjore war gar sehr vernachlässigt worden, so daß die Wässerungsgräben seit 15 Jahren nicht gereinigt worden waren. Ich schlug dem Collector vor 500 Pagoden zu ihrer Reinigung vorzuschießen, und er willigte ein wenn ich die Arbeit beaufsichtigen wolle. Unter der Aufsicht von Christen wurde die Arbeit begonnen und vollendet. Der ganze Bezirk erfreute sich eines Mehrertrags von 100,000 Kalam über die früheren Jahre. Die Eingebornen bezeugten daß sie jetzt vier Kalam statt wie sonst eines ernteten.

„Kein Eingeborner hat von Christen gelitten; keiner hat sich dessen beklagt. Im Gegentheil, einer der reichsten Einwohner sprach zu mir: „Mein Herr, wenn Sie uns Jemanden zusenden, so senden Sie einen der alle Ihre zehn Gebote gelernt hat.“ Denn er und viele Hundert Eingeborne waren zugegen als ich Heiden und Christen die christliche Lehre erklärte.

„Die Eingebornen fürchten das Verfahren der Dubaschen von Madras. Diese Leute borgen dem Radscha Geld auf übermäßige Zinsen, und erhalten dann Erlaubniß ihr Geld sammt Zins in einem bestimmten Bezirk einzutreiben. Die Folgen sind leicht zu ermessen.

Als die Kollaris auf ihren Plünderungszügen arge Gewaltthaten verübten, wurden Sipons ausgesandt um Ordnung herzustellen; allein es half nichts; und nun ersuchte die Regierung mich dieses Diebsgeschäft zu untersuchen. Ich sandte Briefe an die vornehmsten Kollaris, und sie erschienen. Wir fanden bis zu einem gewissen Grade heraus wie viel die Kollaris von Tanjore, Tondiman und die des Nabobs, gestohlen hatten und drangen auf Vergütung; welche auch erfolgte. Endlich versprachen alle schriftlich nicht mehr zu stehlen. Sie hielten dies Versprechen acht Monate lang, und fingen dann ihr gewohntes Geschäft wieder an; doch nicht wie zuvor. Hätte man fortgefahren ihr Betragen zu be-

wachen, sie hätten zu nützlichen Menschen werden können. Ich drang darauf, daß sie ihre Felder bauen, und sie thaten es mit Willigkeit. Werden aber die Erpressungen übermäßig, so haben sie kein anderes Mittel, wie sie meinen, als Plünderung.

„Endlich verlangten einige der diebischen Kollaris nach Unterricht. Ich sagte ihnen: „Ich bin verpflichtet euch zu unterrichten; allein ich fürchte, ihr werdet sehr schlechte Christen werden.“ Sie versprachen jedoch Besserung. Ich unterrichtete sie, und als sie in der Erkenntniß einige Fortschritte gemacht, wurden sie getauft. Nun ermahnte ich sie, nicht mehr zu stehlen, sondern fleißig zu arbeiten. Nachgehends besuchte ich sie, und nachdem ich ihre Kenntnisse geprüft, ließ ich mir auch ihre Arbeit zeigen. Ich sah mit Vergnügen, daß ihre Felder trefflich angebaut waren. „Jetzt,“ sagte ich, „fehlt euch noch Eines. Ihr müßt eure Abgaben freiwillig entrichten, und nicht warten bis sie durch Soldaten eingetrieben werden.“ Denn das ist sonst der Brauch bei ihnen. Bald darauf vernahm ich daß sie ihre Abgaben richtig bezahlten. Die einzige Klage gegen diese christlichen Kollaris war, daß sie sich weigerten mit den Andern auf Plünderung auszuziehen, wie sie früher thaten.

„Nun weiß ich wohl, daß man mich des Selbstühmens beschuldigen wird. Ich gestehe es auch unverhohlen; werfe aber die ganze Schuld auf die, welche mich zu dieser Thorheit gezwungen haben. Ich hätte noch mehr sagen können; da ich aber fürchte gewisse Personen dadurch in Nachtheil zu setzen, so halte ich hier inne. Eines aber behaupte ich vor Gott und Menschen, daß wenn das Christenthum in seiner einfachen und unverhüllten Gestalt gehörig verbreitet würde, das Land dadurch nicht leiden sondern gewinnen würde.

„Wenn Christen in wichtigen Aemtern stünden, so sollten sie für Vergehungen doppelt bestraft werden; sie

aber gänzlich auszuschließen ist nicht recht und entmuthiget.

„Der Gott der Herrlichkeit und unser hochgelobter Heiland befahl seinen Aposteln das Evangelium allen Völkern zu verkündigen. Die Erkenntniß Gottes, seiner göttlichen Vollkommenheiten, und seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen, kann mißbraucht werden; aber es gibt kein anderes Mittel die Menschen zu retten, als durch gründlichen Unterricht. Daß die Heiden ohne die Erkenntniß Gottes einen guten Wandel führen werden ist eine eitle Hoffnung.

„Das von vielen unserer Geschichtschreiber den Heiden dieses Landes ertheilte Lob wird durch eine genaue (ich dürfte fast sagen oberflächliche) Beobachtung ihrer Lebensweise widerlegt. Viele Geschichtswerke gleichen mehr einer Dichtung als einer Geschichte. Viele Europäer hier sind erstaunt, wie gewisse Geschichtsschreiber ihre Talente durch Fabeldichtung entehrt haben.

„Ich bin nun am Rande der Ewigkeit; bezeuge aber bis auf diesen Augenblick, daß ich es nicht bereue 43 Jahre hier im Dienste meines göttlichen Meisters verlebt zu haben. Wer weiß ob nicht Gott einige der großen Hindernisse zur Verbreitung des Evangeliums aus dem Wege räumen wird? Hätte eine Umwandlung bei den Europäern statt, es würde ohne Zweifel diesem Lande zum größten Segen gereichen.

„Diese Bemerkungen erlaube ich mir der verehrlichen Gesellschaft vorzulegen, sammt meinem demüthigen Dank für alle ihre an diesem Werke erwiesenen Wohlthaten, und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihre frommen und edeln Bemühungen für Verbreitung der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi an vielen Tausenden gesegnet seyn möge. — Ihr Sie aufrichtig liebender Bruder und demüthiger Diener E. F. Schwarz.“

Dieser meisterhafte Brief gibt zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß. Der Umstand der ihn hervorrief, die ganz verdrehte Darstellung des Hrn. M. Campbell,

zeigt aufs deutlichste wie wenig man sich auf Berichte über Missionare und ihre Handlungen verlassen kann, selbst wenn sie von solchen kommen die sich persönlicher und örtlicher Bekanntschaft rühmen, die aber der Verbreitung des Christenthums in Heidenländern ungünstig oder doch dagegen gleichgültig sind. Auch ist es merkwürdig daß nur wenige Monate ehe Hr. Campbell seine Beschuldigungen gegen die Befehrten der Küste Coromandel vorbrachte, die wichtige Umwandlung, welche nach Schwarzens Erzählung durch Gottes Segen auf seine Arbeit erfolgte, gerade unter derjenigen Menschenklasse sich zutrug die so ungerechterweise als christliche Diebe gebrandmarkt worden waren. Die heidnischen Kollaris versammelten sich in Folge derselben und drohten das Christenthum aus ihrem Lande zu vertilgen; wurden aber zuletzt durch Schwarzens und seiner Katechisten Ermahnungen, sowie durch sanftes und geduldiges Betragen ihrer bekehrten Landsleute bewogen von ihrer Feindseligkeit abzustehen, und kehrten friedlich zu ihren Wohnungen zurück.

Es könnte kaum ein überzeugenderer und siegreicherer Beweis für den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf die zeitliche Wohlfahrt heidnischer Völker geliefert werden als der im Obigen enthaltene; während die eigene Fähigkeit, ächte Bescheidenheit und erhabene Frömmigkeit des ehrwürdigen Missionars auf den hohen Adel seines Charakters und den großen Werth seiner Arbeiten ein neues Licht wirft. Auch unterzog sich Hr. Campbell der Demüthigung, als er sah, wie gründlich Schwarz seine Entstellungen beleuchtete, ihm einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, in welchem er ihn versicherte seine Rede sey fehlerhaft in den Zeitungen mitgetheilt worden.

Im Jahr 1795 meldete Schwarz über die Mission, wie sehr ihm und den andern Missionarien daran liege, den Täuflingen gründlichen Unterricht zu verschaffen.

„Die Missionare,“ sagt er, „sind überzeugt, daß ohne

gehörige Schriftkenntniß kein christlicher Wandel von ihnen erwartet werden kann. Nach der Taufe wird der Unterricht, so oft sich Gelegenheit findet, erneuert; und so oft das heilige Abendmahl ausgetheilt wird, stellen sich die Communicanten einige Tage zuvor ein, damit ihre Zu- oder Abnahme in der Erkenntniß erkannt werden möge. Zu solchen die in einer beträchtlichen Entfernung wohnen wird ein Katechist geschickt um sie zu unterrichten und ihren Wandel zu beobachten.“

Sattianaden, berichtet er der Gesellschaft, war nach Ramanadapuram gesandt worden, wo einige Heiden einen Wunsch nach Unterricht bezeugt hatten. Bei diesem Werk sollte er eine geraume Zeit verweilen und dann auf seinen Posten in Palamcotta zurückkehren. Im Laufe des Jahres hatten die Pocken ungemein in Tanjore gewüthet, und 50 Gemeindeglieder weggerafft. Durch Einimpfung aber sey Mancher Leben gerettet worden.

In Ansehung aber der Umstände der Missionare überhaupt fühle er große Betrübniß. Ein würdiger Bruder zu Tranquebar, Hr. König, der 27 Jahre lang die portugiesische Gemeinde bediente, sey gestorben, und habe die Zahl der dänischen Missionare auf zwei herab gebracht. „Wir bitten Gott,“ setzt er hinzu, „daß er neue Arbeiter in seinen Weinberg senden wolle.“

In einem Brief des neulich von der Gesellschaft in Bepery angestellten Missionars Pezold kommt eine Stelle vor die wie viele andere bereits angeführte seinen großen Verstand und seine Tüchtigkeit beurfunden.

„Auf einer Reise nach Tanjore,“ erzählt er, „in Gesellschaft des Missionars Schwarz, war ich zu Tripator bei einer Unterhaltung zwischen diesem trefflichen Missionar und etwa zwanzig Brahminen zugegen. Er trug ihnen die christliche Lehre vor und wies ihren großen Vorzug vor ihrem Gözenthum nach. Ihre Antwort war gewöhnlich: „Wohl wahr, eure Lehre, eure Religion ist sehr schön, aber sie verträgt sich nicht mit

Fleisch und Blut; sie ist unsern fleischlichen Neigungen zuwider; sie streitet wider die angeborne Lust zum Bösen und wider weltliche Vergnügungen. Ueberdies sehen wir eure Christen nicht ihrer Lehre gemäß leben; sie scheinen gerade das Gegentheil zu thun: sie fluchen, schwören, saufen; sie stehlen, betrügen und hintergehen einander; ja sie lästern und spotten über Religion, und höhnen oft diejenigen die für fromm gelten. Kurz, ihr Christen führt euch oft so schlecht auf, wo nicht schlechter, als wir Heiden. Was nützt denn nun aller euer Unterricht und Anpreisung der christlichen Religion, wenn sie nicht die Lebensweise eurer eignen Leute umwandelt? Solltet ihr nicht zuerst eure Christen bekehren ehe ihr euch an die Heiden wendet?“ Solche Einwendungen, sagt Hr. Bezold, beantwortete Schwarz so treffend und mit so gewaltigem Nachdruck, daß die Brahminen zuletzt einmüthig ausriefen: „Wahrlich, ihr seyd ein Heiliger, und wenn alle eure Christen dächten, sprächen und lebten wie ihr, so wollten wir unverzüglich uns den Wechsel gefallen lassen und auch Christen werden.“

So ging auch dieses Jahr seines höheren Alters unter gesegneter Arbeit vorüber und er sah die Saaten seiner Jugend und seiner Manneskraft immer schöner heranblühen. Noch als er sein siebenzigstes Lebensjahr antrat konnte er über die Ereignisse des vergangenen Jahreslaufes hinblickend von Siegen und Fortschritten mit Lob der göttlichen Barmherzigkeit reden. Er konnte melden, daß im Jahre 1765 29 Heiden durch Unterricht und Taufe gegangen, daß 24 römische Katholiken für die evangelische Kirche gewonnen worden seyen, und die Schaar armer Wittwen, die er versammelt hatte, um durch Spinnen sich zu ernähren, die Zahl der Mädchen, die er unterrichtete, während sie strickten, war gewachsen; er selbst hatte jeden Sonntag gepredigt und täglich catechetischen Unterricht erteilt.

„Da ich,“ schreibt er, „nicht weit zu gehen im Stande bin, so besuche ich die Christen in zwei Gassen

in der Nähe der Kirche. Nachdem ich sie katechisirt, pflege ich ihnen die Grundlehren des Christenthums beizubringen; hierauf befrage ich sie über ihre Beschäftigungen, sehe ihre Arbeit an, und schliesse den Tag mit einer Andacht. Die Katechisten besuchen und unterrichten die entfernt wohnenden Christen und sprechen mit den Heiden der umliegenden Flecken und Dörfer. Zu Hause zurück, lesen sie ihre Tagebücher vor.“

Es waren in Tanjore, Ramanadapuram und Palamcotta zwölf Katechisten, welche einen monatlichen Gehalt von im Ganzen 60 Pfund das Jahr empfangen. Sattianaden wurde von der Gesellschaft besoldet, die Katechisten von Schwarz. Die Waisenschule, worin 15 HinduKnaben unterrichtet, gespiessen und gekleidet wurden, brauchte jährlich etwa 40 Pfund zur Unterhaltung.

„Da die verehrliche Compagnie,“ sagt dieser edle Mann, „mir bisher etwas zuerkannt hat, so betrachte ich es als eine Gabe für die Mission. Mein Mitarbeiter, Hr. Jänike, hat Antheil daran. Ueberdies bezahle ich seine Ausgaben wenn er aufs Land reist; ich halte das für meine Pflicht. Könnte die verehrte Gesellschaft uns in Bestreitung solcher Extraunkosten beistehen, so wären wir froh und für solche Güte sehr dankbar.“ Zwei junge Männer, welche zu Tanjore unterrichtet worden waren, hätten, schreibt er, zu Ramanadapuram zwei Schulen und eine zu Palamcotta errichtet, und diese Schulen würden mit Büchern aus dem Missionsvorrath versehen. Sattianaden, fährt er fort, habe sein Tagebuch an Hrn. Jänike geschickt, der, sobald seine Gesundheit es erlaube, einen Auszug davon an die Gesellschaft zu senden gedenke. Er schloß mit Bezeugung seines demüthigen und ehrerbietigen Dankes für ihre fortwährende Liebe gegen sie und die Mission.“

In allen seinen Briefen, die nur Ausdruck seiner Herzensfrömmigkeit und seiner Sehnsucht nach der ewigen Heimath waren, finden wir nur diese Gegenstände seiner Arbeit und Sorge genannt und nicht die leiseste



Hindeutung auf andre, die ihn damals sehr beschäftigten. Der frühere Gouverneur Sir Archibald Campbell hatte, wie schon früher berichtet, nach der Adoption des jungen Serfudschis durch den vorigen Nadscha, einen Besuch in Tanjore gemacht und auf Anregung Amir Sings eine Untersuchung über die Rechtmäßigkeit dieser letztwilligen Verfügung angestellt. Zwölf Panditi (Gelehrte) sollten dieselbe nach den Schastras prüfen. Hier konnte Schwarz, weil er die Sanskritsprache der heiligen Bücher nicht verstand, und weil das Geschäft sehr rasch abgemacht wurde, keinen Einspruch gegen ihre die Rechte Serfudschis vernichtende Entscheidung thun. Amir Singh wurde nach dem Spruch des Gouverneurs Nadscha von Tanjore. Nachher aber erschien in Bengalen eine Uebersetzung der Hindu-Gesetze und Schwarz war erstaunt zu finden, daß in diesen der Ausspruch jener Brahminen nicht gegründet war. Jetzt ging Schwarz an Untersuchung der Sache und sprach seine Ueberzeugung aus, daß die Brahminen bestochen waren.

„Ihrer fünf, die zuvor keine Anstellung hatten, werden in des Nadscha's Dienste genommen. Andere würden sogleich ihre Ländereien verlieren, wenn sie bekenneten. Einer bezeugte, Hoffnung und Furcht habe ihn bewogen; er sey sich bewußt Unrecht gethan zu haben; da aber, sagte er, der gegenwärtige Nadscha, schon ehe er verkündigt wurde, im Besitz des Landes und des Schazes war, hatte Jedermann Hoffnung und Furcht. Unter solchen Umständen hatten Sie keinen Grund eine gerechte Entscheidung von uns zu erwarten. Sein Geld hat ihn zum König gemacht; wollen Sie aber, daß wir öffentlich bekennen sollen, so müssen Sie uns öffentlich beschützen.“ Dies wird einigermaßen durch eine Erklärung bestätigt, welche der gegenwärtige Nadscha in Gegenwart des Hrn. De Souza, eines Portugiesen, Sir Archibald Campbell's Dubasch, Schevarow und mir selbst machte, zur Zeit da Hr. Petrio nach Tanjore gesandt wurde, um den Nadscha zur Bezahlung des Rückstandes

zu nöthigen. Der Radscha sagte dann: „Wenn sie mich gar zu sehr drängen, so will ich alles bekennen und einen Sturm über ganz England erregen. Denn sie haben alle Geld von mir erhalten außer Hr. Schwarz.“ Ob die, welche damals zugegen waren, diese Erklärung zu bestätigen bereit wären, weiß ich nicht; ich aber könnte es auf's feierlichste bestätigen.“

Schwarz ließ sich mit dem englischen Residenten in eine genaue Untersuchung dieser Rechtsfrage ein und übersandte seine Ergebnisse mit einem Briefe der schon öfters genannten fürstlichen Wittwe an den neuen General-Gouverneur Sir John Shore (Lord Teignmouth) nach Calcutta. Die Klarheit der Beweise und das Gewicht des ehrwürdigen Namens unseres Missionars thaten ihre Wirkung. Eine sorgfältige Untersuchung brachte ans Licht, daß Sir Archibalds Entscheidung, so trefflich auch dieser würdige Gouverneur sonst gehandelt und so sehr auch in dieser Sache seine unbezweifelbare Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe hervortrat, auf einer falschen Angabe der Brahminen beruhte. Sie wurde aufgehoben und Serfudschi stand als rechtmäßiger Thronerbe da. So hatte Schwarz noch im hohen Alter die Freude, den Trug und das Unrecht verschwinden zu sehen, welchen die Lügnerie bestochener Brahminen, die böswillige Arglist der schlauen Familie Schevarow, die Herrschsucht Amir Sings zur Thatsache gemacht und das Siegel eines Regierungsbeschlusses, sowie ein Zeitraum von 9 Jahren befestigt hatten. Es war jetzt nur noch die Bestätigung des neuen Entscheides durch den Directoren-Hof in London zu erwarten, den aber der ehrwürdige Schwarz nicht mehr erleben sollte. Ueber seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik möge die nachfolgende Bemerkung genügen.

Da er so viele Jahre mit den Hauptpersonen am Hofe Tanjores, sowie mit andern Männern von Rang, in freundschaftlichem und vertraulichem Umgang gestanden, so erlangte er natürlich eine klarere Einsicht in die

geheimen Triebfedern und Beweggründe seiner Umgebung als irgend ein anderer. Die Folge hiervon in Verbindung mit seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit und Unabhängigkeit war, daß er nach und nach genöthigt ward mittelbar oder unmittelbar fast an jeder öffentlichen Verhandlung in Bezug auf Landjore Theil zu nehmen. „Die Redlichen,“ äußerte treffend ein späterer ausgezeichneteter Resident an jenem Hofe, „suchten natürlich seinen Rath und Beistand; den Unredlichen lag es an, den Beitritt seines verehrten Namens zu erhalten.“

Es war noch im Jahre 1796, daß Dr. Schulze in Halle zwei neue Missions-Candidaten, einen für Calcutta, den andern für die Küste Koromandel nach England absenden konnte.

Die so oft geäußerten sehnlichen Wünsche Schwarzens nach neuen Arbeitern schienen also in Erfüllung gehen zu sollen. Im Frühjahr darauf schifften sich die Missionare Ringeltaube und Holzberg nach Indien ein; der eine aber verließ bald nachher die Gesellschaft, und der andere, dessen Ankunft eine Zeitlang die schwindenden Tage seines ehrwürdigen Vorgesetzten erheiterte, hatte leider die neologischen Ansichten eingesogen, wovon schon damals die deutschen Universitäten durchdrungen waren, und obschon er mehrere Jahre im Dienste der Mission verlebte, so verminderte er die Kraft und Wirksamkeit derselben statt sie zu vermehren.

Schwarzens Liebe zu seinem trefflichen Freund und Mitarbeiter Gerike ist bereits bekannt. In seinem Tagebuch von diesem Jahre erwähnt er mit Rührung eines häuslichen Leidens dieses theuern Mannes und wiederholt das schon früher gegebene rühmliche Zeugniß seines Charakters. Er schreibt:

„Der Herr bewahre unsern theuern Bruder Gerike! Der frühe Tod seiner Tochter ging ihm sehr nahe. Seine Demuth, Zufriedenheit und Uneigennützigkeit werden von Heiden und Christen wahrgenommen und geschätzt. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir einen so

demüthigen, unermüdliehen und aufmerksamen Gehülfen geschenkt hat. Er arbeitet von Früh bis in die Nacht und ist immer vergnügt.

An seinem 70sten Geburtstag ergoß Schwarz sein Herz in folgenden Zeilen an seinen Freund Professor Schulz:

Tanjore, den 8. October 1796.

„Ebenezer! Bis hieher hat mir der HErr geholfen. Heute trat ich mein 71stes Jahr an. O des Reichthums seiner Gnade, Barmherzigkeit, und Geduld, die ich seit 70 Jahren genossen! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott, Vater Sohn und heiligen Geist, für die unzähligen Beweise seiner überschwänglichen Gnade. Wer bin ich, armer elender Sünder, daß du mich bis hieher geführt hast? Gott, verlasse mich im Alter nicht, sondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen mit welcher Barmherzigkeit du meiner geschont, mir vergeben und mich getröstet hast; und mögen sie bewogen werden ihr Vertrauen auf dich zu setzen.“

„Noch bin ich im Stande ohne allzugroße Anstrengung Jung und Alt zu unterrichten. Diese Arbeit ist mir so erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Gesundheit und Kraft danke um Heiden und Christen den Namen dessen zu verkündigen der Christum uns zum Heiland gesandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht hat. Rühme die Welt so viel sie wolle; mein Ruhm ist der HErr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“

Folgender Auszug aus einem andern Brief zeugt von seiner Kenntniß der traurigen Abweichung einiger der deutschen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums; und während er der fortgehenden Abnahme seiner Arbeiten erwähnt, gedenkt er zugleich seiner wachsamem Vorbereitung auf eine bessere Welt.

„Unsere Umstände sind etwas traurig; aber dem HErrn fehlt's nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in sei-

nen Weinberg senden. Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige!

„Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wirklich jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die andern Apostel völlig fremd waren. Viele verwerfen die Lehre von der Veröhnung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes.

„Ich habe nun mein 70stes Jahr vollendet. Bis hieher hat der Herr mich erhalten und beschützt. Ich kann keine weiten Reisen zu den Heiden mehr machen; doch bin ich noch im Stande meine gewöhnlichen Geschäfte in der Kirche und Schule zu besorgen. Auch besuche ich noch mitunter die in der Nähe zerstreut wohnenden Christen, wofür ich demüthig Gott preise. Ich habe bis jetzt Alle, die um die Taufe oder das Abendmahl baten, persönlich, unterrichtet.

„Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. „Meine Zeiten sind in seiner Hand.“ Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich im hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Ich halte es für einen meiner höchsten Vorzüge, daß ich noch täglich unter Christen und Heiden seinen Namen verkündigen darf. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Druck auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf vom Herrn mich bereit zu halten, Er möge kommen zu welcher Stunde Er wolle.“

## Neunzehntes Kapitel.

Schwarzens Vorliebe zum ehelosen Stand der Missionare. Gedanken über diesen Punct. Schwarzens letzte Krankheit und Tod. Seine letzten Worte an Serfudschi und seine letzte Rede überhaupt. Allgemeine Trauer über seinen Tod. Serfudschi auf den Thron erhoben. Ausdruck seiner Hochachtung für Schwarz. Läßt Schwarz ein Denkmal errichten. Seine eigene Grabchrift. Fernere Beweise seiner Werthschätzung. Seine Gespräche mit Dr. Buchanan und den Bischöfen Middleton und Heber. Schwarzens Testament.

Wir treten mit dem Jahre 1798 in das letzte Lebensjahr des würdigen Streiters Christi mit dem sich diese Blätter beschäftigen. Immer einsamer wurde sein Pfad, indem die alten Freunde, mit denen er in den Tagen der Kraft in Indien gelebt hatte, vor ihm vom irdischen Kampfplatze oder wenigstens von Indien schieden. Er selbst hatte sich nie verheirathet: seine völlige Hingabe an das Missionswerk hatte ihn wahrscheinlich schon sehr früh bewogen sich zu einem ehelosen Leben zu entschließen, in Gemäßheit des erhabenen Grundsatzes des großen Apostels der Heiden, (1 Kor. 7, 32. 33.) damit er von häuslichen Sorgen frei alle seine Gedanken und Kräfte ungetheilt dem Dienste Christi weihen könne. Es ist sich daher nicht zu wundern, daß er das, was er für sich selbst erwählt, auch bei Andern in demselben Berufe billigte. Ja er war der Heirath der Missionare entschieden entgegen, wenigstens während der ersten Jahre ihrer Arbeiten.

Bei Erwähnung der Anzeige die er von der Sendung zweier neuer Missionare nach Indien erhalten, und daß wahrscheinlich einer eine Frau mitbringen werde, äußerte er seine Ansicht über diesen schwierigen Punct in folgenden kurzen aber treffenden Worten.

„Ich gestehe, lieber Freund, daß es mir leid that. Ich versichere Sie, daß ich den Ehestand als von Gott gestiftet ehre; aber wenn ein Missionar ausgesandt wird, so sollte er ohne Bürde kommen. Das erste was er zu thun hat, außer der Sorge für seine eigene Seele, ist das Erlernen von Sprachen, was große Aufmerksamkeit und unermüdlischen Fleiß erfordert. Ich will nicht sagen, daß ein Verheiratheter keine Sprachen lernen könne; aber das weiß ich aus Anderer Erfahrung, daß es sehr langsam geht. Zudem hat ein verheiratheter Missionar wenn er hieher kommt manche Bedürfnisse zum anständigen Unterhalt seiner Familie, was ihn zerstreuen muß. Träte einer in diesen Stand erst nachdem er sich zu dieser Verrichtung seines Amtes gehörig befähigt hat, so

hätte er es leichter; aber selbst dann sollte er der ächten Frömmigkeit seiner Frau recht gewiß seyn, sonst wird sie ihm in Erfüllung seiner Pflichten zum großen Hinderniß gereichen.“

Es mögen vielleicht manche, die mit dieser Ansicht unseres ehrwürdigen Missionars nicht übereinstimmen, denken, er habe sich in seinem Urtheil in dieser Sache zu sehr von seinem eigenen Gefühl und Beispiel leiten lassen. Allein es war wohl kein Mensch freier von Vorurtheilen oder bloß persönlichen Rücksichten, wenn es sich um ein Urtheil über irgend einen Gegenstand handelte, als Schwarz; und man erinnere sich nur, daß zufolge seines ungemein geselligen und liebhabenden Wesens wenig Männer für das Glück des ehelichen Lebens empfänglicher waren als er. Es beweist bloß die Stärke jenes Pflichtgefühls, wodurch er sich Entbehrungen unterzog, deren er sich gewiß tief bewußt war; sowie die belohnende Freundlichkeit Gottes, der mit dem Freudenlichte seines Angesichtes, seinen Gnadenheimsuchungen, und der lebendigen Hoffnung seiner Herrlichkeit seinem treuen Diener auch in der Einsamkeit die Wünsche seines Herzens und einen genugsamen Antheil persönlichen Glückes gewähren konnte.

Die Aeußerungen eines solchen Mannes, vornehmlich wenn im Verein mit denen des Apostels betrachtet, verdienen daher sicher der reiflichen Erwägung aller derer die sich dem Missionsdienste widmen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, denen sich diejenigen aussetzen, die dem Beispiele Schwarzens im ehelosen Leben folgen, sind freilich groß und offenbar; und es sollte sich Keiner je daran wagen, ohne die wohl begründete Versicherung eines Glaubens, der in der Stunde der Versuchung fest steht, der alle Gedanken und Vorstellungen des Herzens gründlich reinigt, und der, alle Lockungen der Welt überwindend, nur auf die Belohnung sieht. Es lassen sich allerdings Beispiele von ausgezeichnet treuen und wirksamen Missionarien anführen, die ihr Glück und selbst

ihre Wirksamkeit größtentheils den weiblichen Mitgenossen ihrer Arbeiten und Sorgen verdanken. Ein solcher war der vortreffliche Ziegenbalg; jedoch nicht ehe er einen sehr guten Grund gelegt und in seinem großen Werk in Tranquebar beträchtlich vorgerückt war; ein solcher war Elliott, der Apostel der Indianer Nordamericas; ein solcher war auch Gerike, der an Eifer, Uneigennützigkeit und Erfolg Schwarzen selbst wohl der nächste war; und solche waren, um keine andern zu nennen, die Missionare der Brüdergemeine, hervorragend, darf man fast sagen, in den höchsten Eigenschaften und Thaten ächter Missionsthätigkeit.

An Beispielen sowohl von Verheiratheten als Unverheiratheten, welche gänzlich mißriethen, fehlt es leider nicht. Es scheint daß auch hierin, wie in so vielen Dingen des christlichen Handelns, keine feste unabänderliche Regel aufgestellt werden kann, nach der in allen Fällen die Wahl eines Missionars, ob er heirathen oder ledig bleiben soll, zu entscheiden wäre. Vieles muß von Umständen abhängen, über welche nur ein ächt einfältiger frommer und treuer Sinn richtig zu urtheilen vermag. Zwei Dinge können jedoch mit Sicherheit in Bezug auf diesen Gegenstand festgestellt werden: Erstens, daß nach genauer Uebereinstimmung mit dem vorerwähnten Grunde des Apostels das Uebergewicht sowohl der Vernunft als der Erfahrung im Allgemeinen auf die Seite des unverheiratheten Missionars fällt; zweitens, daß dieses Uebergewicht bedeutend vermindert würde, wenn nach dem frühesten Beispiele der mährischen Brüder protestantische Missionare unserer Zeit sich entscheiden als Geistliche einer ganz eigenen und besondern Ordnung ansehen würden, „ausgesondert zum Evangelio Christi;“ und wenn, nachdem sie sich mit gutem Vorbedacht in den Ehestand begeben, sie die apostolische Ermahnung nie vergäßen: „daß, die da Weiber haben, seyen als hätten sie keine,“ als gänzlich Gott Geweihte und lediglich auf Gottes Vorsorge vertrauend, als ob



sie, wie Schwarz, allein in der Welt wären, und hätten wie er, oder vielmehr wie der heil. Apostel, dessen Beispiel er so getreulich nachfolgte, nur Eines zu thun, das Amt zu verrichten, das sie empfangen haben, das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen; nicht sich selber zu leben, sondern Ihm, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Ein Brief aus ungefähr dieser Zeit von Hrn. John, einem der Missionare in Tranquebar, enthält folgendes wahre und schöne Zeugniß von der Wichtigkeit und dem Werthe der Arbeiten Schwarzens und der Mission in Indien. Von Hrn. Gerike sprechend, sagt er: „Möge Gott diesen theuern Bruder lange bei Leben und Kraft erhalten; denn er ist uns von großem Nutzen, ein Führer, Vater, Freund sehr vieler Kinder, Wittwen und Waisen; und wir alle bewundern seine Geduld, Uneigennützigkeit und Beharrlichkeit, und suchen sie nachzuahmen. Er und unser lieber Patriarch, Hr. Schwarz, waren und sind ein großer Segen für dieses Land. Wir sind alle in brüderlicher Liebe vereinigt und stehen einander bei jeder Gelegenheit bei. Viel Gutes ist ohne Zweifel durch die Missionen geschehen, und wird noch fortwährend von ihnen ausfließen in demselben Maaße als die Missionare sich als treue Diener Christi beweisen. Mögen die, die entweder mit der Mission gänzlich unbekannt sind, oder die ihr Glück in Reichthum oder sinnliches Vergnügen setzen, urtheilen, sprechen und schreiben, was sie wollen, wir hoffen der Allmächtige werde sein Werk nie verlassen, sondern fortwährend darüber wachen, wie Er es bisher so deutlich gethan, wofür wir Ihm nicht genug danken können.“

Indeß die Arbeiten dieses apostolischen Mannes neigten sich jetzt zum Ende. Hr. Gerike theilte in seinem Brief vom 2. Februar 1798 der Gesellschaft die schmerzliche Nachricht mit, Schwarz sey drei Monate lang gefährlich krank gewesen und werde nicht mehr predigen

können, da seine Krankheit nicht bloß seinen Körper, sondern auch sein Gedächtniß sehr geschwächt habe.

Ein zweiter Brief von Hrn. Gerike am 13. desselben Monats aus Tanjore datirt, und, wie er bemerkt, in großer Eile geschrieben, meldet der Gesellschaft, es habe Gott gefallen, ihren theuern Vater und Freund zwischen 4 und 5 Uhr desselben Abends zu sich zu nehmen.

Als Hr. Gerike am 2. desselben Monats mit Hrn. Holzberg in Tanjore anlangte, war sein alter Freund ziemlich munter, obschon er mehrere Monate krank gewesen; aber von diesem Tage an wurde er allmählig schwächer, was Hrn. Gerike veranlaßte dort zu bleiben.

In seinem nächsten Briefe macht Gerike folgende anziehende Mittheilungen von den letzten Leiden, von der Geduld, Ergebung und Hoffnung des verehrten und ehrwürdigen Missionars.

„Dieser große und edle Mann,“ schreibt er, „hatte oft von seinem Tode mit mir gesprochen. Wenn er von irgend einem besondern Schicksal in seinem Leben sprach, so pflegte er beizufügen: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen;“ und wir haben in der That große Ursache Ihn zu preisen für alle die Barmherzigkeit, welche unser Vater während der letzten Tage seiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Bei meiner Ankunft in Tanjore war er körperlich ganz wohl, nur war sein Gedächtniß geschwächt. Während ich einige Tage in Tritschinopoli war, um unsern Bruder Pohle zu besuchen, litt er an einer Abtödtung im linken Fuße, der schon seit Jahren zuweilen schmerzhaft war. Bei meiner Rückkunft fürchtete ich, dies möchte zum Ende führen. Wir waren indeß dankbar wahrzunehmen, daß sein Gedächtniß fast ganz zurückgekehrt war. Der Abtödtung war auch Einhalt gethan, und bald darauf wurde sie geheilt; und die letzten Tage seines Lebens waren einige seiner besten. Er unterhielt sich oft mit den ihn Besuchenden, Christen und Heiden, auf dieselbe freie gefällige Weise wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der

zu ihm kam, liebevoll, doch ja das Heil seiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete, und pries Gott. Er forderte uns auf, mit ihm zu beten; und obgleich er viel Schmerzen haben mußte, (was man, wenn er allein war, aus seinem Stöhnen merken konnte, in Hoffnung Erleichterung zu finden) so sprach er doch mit Andern, oder betete, mit solcher Leichtigkeit, als ob er keine Schmerzen hätte.

Hinsichtlich der Mission machte er folgende nachdrucksvolle Bemerkung: „Ich hoffe, das Werk werde fortgehen. Sie aber werden bei der Fortführung viel zu leiden haben: wer nicht leiden will taugt nicht dazu.“ Von seiner eigenen Gemeinde, worunter er hauptsächlich die verstand, die zu beiden Seiten seines Gartens wohnten und zu seinen Hausandachten kamen, sagte er: „Es ist in allen ein guter Anfang. Wenn Andre sagen, es ist nichts Vollkommenes, so antworte ich ihnen: blickt in eure eignen Herzen.“ — Möchten sich das diejenigen recht merken, die von bekehrten Heiden zu viel oder doch zu voreilig Früchte erwarten.

Seinem Freunde in Deutschland schreibt Gerike: „Von einer kurzen Reise nach Tritschinopolj am 7. Februar in Tanjore zurück, fand ich Hrn. Schwarzens Fuß sehr schlecht, voller schwarzer Flecken die noch immer zunahmen. Der Arzt hatte angefangen Chinarinde als Umschlag anzuwenden. Da wir jede Stunde das Ende unsers theuern Bruders erwarten, baten mich die andern Brüder bei ihnen zu bleiben und ihnen die Last tragen zu helfen. Mir gereichte es zu großem Segen in unserm scheidenden Freunde ein belebendes Beispiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu sehen. Wenn von geistlichen und himmlischen Dingen gesprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröstete, oder von dem Frieden seiner Seele sprach, den er durch die Gnade Gottes in Christo genieße, war keine Abnahme seines Gedächtnisses wahrzunehmen. Er führte oft sehr passende Bibelsprüche oder Liederverse an, und unterhielt sich beständig

mit denen die um ihn waren. Bis Freitag vor seinem Ende sagte er oft, er halte dasselbe nicht für so nahe, und er werde vorher noch viel zu leiden haben. Hernach aber sagte er bisweilen: „Ich werde nun bald zu meinem himmlischen Vater gehen.“ Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach seinem Tode das Reich Gottes in diesem Lande durchbrechen werde, erwiederte er: „Ja, aber nur durch Trübsal und Noth.“ Als er ein andermal gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Gemeinde zu sagen habe, antwortete er: „Helft ihnen nur in den Himmel.“ Als Einer mit Freuden seine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiederte er: „Menschliches Leiden ist gemein, und ich leide wirklich sehr wenig;“ und oft wiederholte er auf deutsch: „Der treue Gott hilft aus der Noth und züchtiget mit Maaßen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unsern Sünden? Im Himmel aber wird kein Leiden seyn, und das verdanken wir dem HErrn Jesu.“

„Seinen Nationalgehülfsen, die ihm treulich abwarteten, war er sehr dankbar, und sagte oft: „Um dieser armen Leute willen, die gewiß thun was sie können, sollten wir nicht so traurig seyn, um ihnen die Dienste, die sie erweisen, nicht zu erschweren.“

„Am 10ten Morgens war seine Zunge ganz trocken, rauh und schwarz; dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und schweren Athem. Auf sein Verlangen verrichteten wir ein Gebet und glaubten es werde das letzte seyn. Gegen Abend trat jedoch Besserung ein und das Fieber war bedeutend schwächer. Früh des andern Tages kam Samuel, der Arzt, der aber dem Kranken nicht als solcher diente, sondern ihn bloß aufrichten half und die Umschläge auflegte, und der mir Tags zuvor sein nahes Ende angekündigt hatte. Er sagte: „Der HErr hat Wunder gethan: die gestrigen Anzeichen seiner nahen Auflösung sind jetzt verschwunden.“ Auch der englische Arzt sagte, als er seinen Fuß untersuchte, er erstaune über die unerwartete Besserung, und setzte hinzu, er

glaube nun nicht mehr, daß der Kranke an der Abtödtung sterben werde; indeß sey keine Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden.

„Am 12ten Nachmittags wollte ich abreisen; der Kranke erlaubte es auch und sprach: „Sie reisen also fort! grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun bald zum HErrn Jesu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht mit mir ins Gericht gegangen ist, sondern mit mir nach seiner großen Gnade gehandelt hat, ist mein Glück und ich preise ihn dafür. Er könnte uns selbst um unsrer guten Werke willen verstoßen, denn es klebt Sünde an allen.“ Er lobte Gott, daß Er ihm erlaube, in der Gesellschaft treuer Brüder aus der Welt zu scheiden, und daß Er es so geleitet habe, daß ich ihn in seiner großen Schwäche besuchte und ihn Jesu, dem alleinigen Heiland, der die Auferstehung und das Leben ist, empfehlen konnte. „Jetzt,“ setzte er hinzu, „beten Sie nur noch dieses Mal.“ Ich kniete nieder, und Hr. Koblhoff, der unterdessen hereingekommen war, auch, und betete nach dem vorangestimmten Liedervers.

„Nach Auflegung frischer Ueberschläge auf seinen kranken Fuß wurde er in ein anderes Zimmer gebracht, und nun erst sahen wir, wie groß seine Schwäche war, und es zeigte sich, daß er dem Tode viel näher war, als am letzten Sonntag. Daher wurde ich abermals aufgehalten.

„Am Nachmittag sprach er viel mit Hrn. Jänike. Abends kam ich mit dem Arzt zu ihm; er kannte ihn sogleich und sprach zu ihm: „Laßt uns sorgen, daß Keiner fehle!“ Er bezeugte seine Dankbarkeit für die Sorgfalt des Arztes, für die Anwesenheit seiner Brüder und der Nationalgehülfen. Letztere thaten was sie konnten mit dem größten Vergnügen: Liebe zu ihrem Lehrer und Vater machte ihnen alles leicht, und jedes belehrende Wort, das er an sie richtete, nahmen sie mit der größten

Begierde auf und blieben freiwillig bei ihm. Der Arzt war sehr gerührt und sagte beim Weggehen zu mir, er hoffe ich werde den Kranken nicht verlassen und fortreisen, da er jetzt so schwach sey.

„Diesen Abend litt er mehr als früher; denn das Aufrichten und jede Bewegung, ja selbst das Sitzen und Liegen im Bett, verursachte ihm große Schmerzen. Aber seine Geduld und Zufriedenheit blieben sich gleich; keine Klage wurde vernommen; nur Seufzer zeugten von seinem Leiden. Ich sagte unter anderm: „Gott gebe, daß wir in unserm letzten Kampfe im Stande seyn mögen unser Ende mit solcher Ruhe und solchem Vertrauen abzuwarten, wie es zu unserm Trost und unsrer Freude Ihnen verliehen ist!“ Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überschwänglich!“ Die Innigkeit und der Nachdruck womit er diesen Wunsch aussprach rührte unsre Herzen tief.

„Den 12. Nachts hatte er zwischen den Schmerz Anfällen etwas Schlaf, und am Morgen des folgenden Tages war er wie von Schlaffucht befallen und sein Puls war sehr schwach. Als er erwachte, sprach er zwar, aber nur wenige Worte waren verständlich, obschon er alles zu verstehen schien was man ihm sagte. Wir dachten, er würde so hinüber schlummern; aber den 13. um Mittag war er wieder munter. Wir sangen das Lied: „Christus ist mein Leben,“ und er stimmte mit ein, sprach sehr demüthig von sich, erhob aber seinen Erlöser, und wünschte aufgelöst und bei Christo zu seyn. „Hätte es ihm gefallen,“ sprach er, „mich noch zu erhalten, es wäre mir lieb gewesen: ich hätte dann noch ein Wort mit den Kranken und Armen reden können; doch sein Wille geschehe! Möge Er mich nur in Gnaden aufnehmen; in seine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, o Gott der Wahrheit!“ Hierauf sangen die Nationalgehülften den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ und er sang mit. Dann ruhte er ein wenig; bald darauf aber wünschte er auf-

gerichtet zu werden; und unerwartet öffnete er seine Lippen, aus denen so viel Belehrung und Trost hervorgegangen, und verschied so um 4 Uhr in den Armen des treuen und wahrhaft dankbaren Nationalgehülfen dieses Ortes.

„Während in der That war das Weinen und Schluchzen der Leute in beiden Christendörfern an seinem Garten, das man die ganze Nacht hörte. Allgemein war die Trauer um ihren Lehrer, Tröster, Vormund, Wohlthäter, Berather, Fürsprecher. Nicht allein wir, die Gemeinden, die Schulen und die Missionen, sondern das ganze Land hat einen Vater verloren. Wer ihn nur kannte, beweint ihn.

„Am folgenden Tage, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, legten wir seinen Leib in das Grab, das wir in seinem Garten für ihn bereitet hatten. Serfudschi, der Prinz von Tanjore, dessen Vormund er gewesen, kam ihn noch zu sehen ehe der Sarg geschlossen wurde, benetzte ihn mit seinen Thränen und begleitete ihn zum Grabe. Die Nationalgehülfen baten um Erlaubniß die Leiche zu tragen; da aber den Tag vorher Europäer dazu bestellt worden waren, wurde es abgelehnt. Wir hatten uns vorgenommen unterwegs zu singen; aber das laute Weinen der Leute ließ es nicht zu. In der Kirche wurde vor und nach der Beerdigung gesungen; und als die Europäer fort waren, stimmten die Eingebornen selbst ein Lied an und warteten auf eine Anrede von mir; allein ich konnte nur mit Mühe ein paar Worte hervorbringen und mußte mich gewaltig zusammen nehmen nur um die Begräbnißsagende zu lesen. Der Bediente des Heimgegangenen stand bei mir und sagte mit matter Stimme: „Nun ist unsre Freude dahin!“ Das Wort ging mir zu Herzen: es ist auch nicht der Ausdruck eines Einzigen, sondern vieler, Alter und Junger, Großer und Kleiner, Naher und Ferner, der Christen und Heiden.

„Als ich mich umgekleidet, begab ich mich zum Prinzen, der noch in der Nähe war, und suchte ihn zu trösten. Der Oberbediente der Wittwe des vorigen Königs

bat mich ebenfalls sie zu besuchen und zu trösten; allein sie wohnte zu weit weg. Am folgenden Morgen verfügten wir uns alle zum Arzte, um ihm für die Liebe zu danken, die er dem Verstorbenen in seinen letzten Stunden erwiesen. Auch durchging ich die hinterlassenen Papiere um das Testament zu Handen zu nehmen, und fand daß die Mission zu Tanjore, alle Armen, und die dazu gehörenden Anstalten, seine Erben sind. Nachmittags unterhielt ich mich eine Stunde mit den Gehülften und betete mit ihnen. Abends versammelte sich die Tamil-gemeine in der Kirche und wünschte eine Predigt zu hören. Ich wählte die Worte des sterbenden Jakobs: „Siehe, ich sterbe; und Gott wird mit euch seyn.“ Ich führte Manches an, was der Verstorbene in Bezug auf die Kirche gesagt, und seine Hoffnung, daß das Reich Gottes in diesem Lande Fortgang haben werde. Ich suchte sie zu erwecken, nach einem solchen Geiste zu trachten, wie ihn der Heimgegangene besessen, dessen Grab vor ihren Augen war. Tags darauf betete ich noch einmal mit den Brüdern und reiste ab.“

Schwarzens letzte Worte an den Thronerben Serfudschi, als dieser ihn besuchte, waren:

„Wenn mich Gott von hinnen gerufen, so bitte ich Sie, hüten Sie sich vor Liebe zu Pracht und Gepränge. Sie sind überzeugt, daß mein Bestreben Ihnen zu dienen ohne Eigennutz war; meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie sich den Christen freundlich erzeigen. Handeln sie schlecht, so bestrafen Sie sie; halten sie sich aber recht-schaffen, so erweisen Sie sich ihnen als Vater und Beschützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nöthig ist, so bitte ich Sie regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu sorgen, daß unparteiische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünsche von Herzen, Sie möchten dem Götzendienste entsagen und dem allein wahren Gott dienen. Er sey Ihnen gnädig und gebe es Ihnen zu thun was ihm gefällt.“



Unser ehrwürdiger Vater fragte ihn dann, ob er auch bisweilen in der Bibel lese, und schloß dann mit sehr rührenden Ermahnungen, das Heil seiner unsterblichen Seele zu bedenken.

Und seine letzte Rede überhaupt:

„O Herr, bis hieher hast du mich bewahret; bis hieher hast du mich gebracht, und hast mir unzählige Wohlthaten erwiesen. Thue was dir wohlgefällt. In deine Hände empfehle ich meinen Geist; reinige ihn und schmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlösers, und nimm mich in die Arme deiner Liebe und Barmherzigkeit auf.“

Nach dieser so innigen wahrhaft christlichen Empfehlung seiner Seele in die Hände seines treuen Schöpfers und erbarmenden Heilandes, trug sich noch folgendes rührende und merkwürdige Ereigniß zu. Sein treuer Freund Gerike wachte an seiner Seite; und da der Sterbende anscheinend leblos da lag, mit geschlossenen Augen, als ob sein Geist schon seinen Flug himmelan genommen, fing er ihr Lieblingslied zu singen an: „Nur nach dir, Herr Jesu Christ!“ So wie er den ersten Vers ausgesungen und den zweiten anfängt, — siehe, da lebt zu seinem Erstaunen und Entzücken der ehrwürdige Missionar wieder auf, fällt mit klarer und melodischer Stimme ein und vollendet das lang geliebte Lied noch ehe sein Athem stille stand.

Es war nur Ein Klageruf über den Tod des edlen Patriarchen der indischen Mission, der fast ein halbes Jahrhundert lang als Muster auf der Bahn vorgeluchtet hatte, die er durchwandelte. Wie seine unmittelbaren Mitarbeiter und Freunde zu Tanjore, Cuddalore und Tritschinopoli, zu Madras und Palamcotta, so finden auch die deutschen Missionarien zu Tranquebar seinen Verlust unerseßlich. Denn auch sie hatten ihn wie einen Vater betrachtet. „Viele Thränen,“ schreiben sie, „wurden durch das ganze Land vergossen von Europäern und Eingebornen, selbst von dem Radscha von Tanjore, der

mit der zärtlichen Liebe eines Sohnes ihm nachblickte, und um feinetwillen die Missionarien und ihre Gemeinden mit vieler Liebe behandelte.“ Gerike besuchte auf seiner Rückkehr von dem Sterbebette und Grabe des theuern Freundes die Brüder in Tranquebar und sie ermunterten sich gegenseitig, dem schönen Beispiele des Entschlafenen nachzufolgen.

Nur einige Monate nach seinem Hintritt, kam aus England die Entscheidung der Directoren an, die sein Werk krönte, den Amir Sing absetzte und seinen Mündel zum Throne von Tanjore erhob. Der junge Fürst, der, gegen alle Hindustte, den Leichnam seines Waters Schwarz mit seinen Thränen benetzt und sich dem christlichen Leichengeleite angeschlossen hatte, trachtete durch eine milde und gerechte Herrschaft sein Andenken zu ehren.

Nachdem im folgenden Jahre mit dem neuen Nadscha ein Vertrag geschlossen worden war, in Folge dessen die Forts von Tanjore von den englischen Truppen geräumt wurden, hörte der englische Gottesdienst in der Kirche des Forts auf; indeß gestattete der Nadscha den Missionaren den Tamiltgottesdienst dort zu halten und versprach sie gegen alle Beleidigungen zu schützen.

Kaum war indeß die brittische Besatzung entfernt und die Forts der unumschränkten Macht des Nadscha's zurückgegeben, so verbreitete sich das Gerücht, Se. Hoheit habe im Sinne die von Schwarz errichtete christliche Kirche abzubrechen und außerhalb aufzubauen. Da das ganze Fort von Tanjore heiliger Boden war, der ursprünglich zur Pagode gehörte, und der Nadscha überhaupt ein sehr großes Verlangen an den Tag legte durch außerordentliche Reinigungen alle Spuren einer Entweihung, die während 20 Jahren durch Berührung mit einer europäischen Besatzung der Pagode widerfahren war, zu vertilgen, so erhielt das Gerücht hiedurch einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß der Resident,

Hr. Lorin, sich bewogen sah, mit dem Nadscha deshalb Rücksprache zu nehmen.

„Ich war als Dolmetscher zugegen,“ erzählt Oberst Blackburne, „als der Resident, im Verlauf einer allgemeinen vertraulichen Unterhaltung mit dem Nadscha, mit der größtmöglichen Zartheit die vermuthliche Absicht seiner Hoheit, die Kirche abzubauen, berührte. Der Eindruck, den dies auf den Nadscha machte, war sehr auffallend. Er wurde bewegt, sein Gesicht röthete sich, er erhob sich halb von seinem Sitz, und brach dann mit dem Vorwurf gegen den Residenten hervor, daß er einer solchen Verleumdung auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken kann, da sie von Niemand als solchen geglaubt werden könne, die seine Neigung und seine Grundsätze eben so wenig als seine frühern Erlebnisse kennen. Er lobte mit glühenden Ausdrücken den Charakter und die Handlungsweise des Hrn. Schwarz, sprach von seinen vielseitigen Verbindlichkeiten gegen den ehrwürdigen Padre, und schloß mit einem lauten und etwas leidenschaftlichen Tone, wie folgt:

„So weit bin ich entfernt eine von Hrn. Schwarz errichtete Kirche niederzureißen, daß ich, falls seine Nachfolger eine Kirche im Fort brauchten und keinen passenden Platz dafür finden könnten, ihnen einen solchen in meinem eignen Palast geben wollte.“

„Obschon seit dieser Unterredung,“ fügt der Erzähler hinzu, „33 Jahre verflossen sind, so ist die Stärke der Ausdrücke des Nadscha's, seines Blickes und seiner Bewegungen, als er das Gerücht als eine seine Fürstenehre, sowie seine unveränderliche Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen Lehrer, Wohlthäter und Freund, schmähende Verleumdung von sich wies, mir immer noch lebendig im Andenken.“

Ein weiteres Zeugniß seiner Liebe zu Schwarz gab der Nadscha durch den im Jahre 1801 an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß geschriebenen Brief, der so lautete:

„Verehrteste Herren!“

„Ich habe Ihre Missionare ersucht, Ihnen, ihren Vorgesetzten und Freunden, zu schreiben und Sie um ein marmornes Denkmal zu bitten, das in ihrer Kirche in meiner Haupt- und Residenzstadt zum fortwährenden Andenken des verstorbenen wohlehrwürdigen Vaters Schwarz errichtet werden soll, um damit meine hohe Achtung vor dem Charakter dieses großen und trefflichen Mannes, und die Dankbarkeit, die ich ihm, meinem Vater, Freunde, Beschützer und Vormund meiner Jugend schuldig bin, an den Tag zu legen; und nun bin ich so frei, Ihnen selbst zu schreiben und Sie zu bitten ein solches Denkmal für den verstorbenen wohlehrwürdigen Missionar Vater Schwarz zu bestellen und hersenden zu lassen, damit es an der Säule, die der Kanzel, auf der er predigte, am nächsten steht, errichtet werde. Die Säulen haben etwa 3 Fuß Breite.

„Mögen Sie, verehrteste Herren, allezeit im Stande seyn Missionare, wie der verstorbene Hr. Schwarz einer war, hieher zu senden!

„Ich bin, verehrteste Herren, Ihr getreuer und aufrichtiger

„Serfudschi, Nadscha.“

„Tanjore, den 28. Mai 1801.“

Die Gesellschaft, an welche dieser liebliche Brief, wahrscheinlich vom Schreiber selbst aufgesetzt, gerichtet war, erkannte die Wichtigkeit des solchergestalt dem Charakter ihres seligen unschätzbaren Missionars gebrachten Zeugnisses und entsprach dem Ansuchen des Nadscha's mit Freuden. In weißem Marmor ist in halberhabener Arbeit die Sterbensscene des ehrwürdigen Missionars dargestellt. Hinter seinem Bette steht Gerike; um dasselbe her zwei Nationalgehülften und drei Kinder seiner Schule; ihm zur Seite der Hindufürst, seine Hand fassend, und den Segen seines scheidenden Freundes empfangend. Wohl mochte der Nadscha ungerne einen Gegenstand aus den Augen lassen, der ihn an ein ihm

so theures Schauspiel erinnerte; denn er behielt das Denkmal geraume Zeit in seinem Palaste, in dessen Hauptsaal, mitten unter den Bildern seiner Vorfahren, auch das von Schwarz sich befand. Endlich wurde es in die Kirche im innern Fort gebracht, wo es das westliche Ende derselben ziert, als ein wohlthuendes und merkwürdiges Denkmal christlicher Tugend, so wie von Hindu-Liebe und Dankbarkeit. Folgendes ist die passende und einfache Inschrift auf diesem prächtigen Denkmal:

Zum Andenken

des Wohllehrwürdigen Missionars

**C h r i s t i a n F r i e d r i c h S c h w a r z ,**

Geboren zu Sonneburg in der Neumark im Königreich Preußen,  
am 26. Oktober 1726,

und gestorben zu Tanjore den 13. Februar 1798,  
im 72sten Jahr seines Alters.

Von seinem ersten Mannesalter an dem Dienste eines  
Missionars im Osten geweiht,  
erzeugte die Gleichartigkeit seiner Stellung mit der  
der ersten Prediger des Evangeliums  
in ihm eine besondere Aehnlichkeit mit dem  
heiligen Wesen der Apostel.

Seine natürliche Munterkeit gewann ihm die Zuneigung,  
und seine tadellose Redlichkeit und Unsträflichkeit  
die Hochachtung  
von Christen, Muhammedanern und Hindu's;  
denn Fürsten, sowohl der Hindu's als Muhammedaner,  
wählten diesen demüthigen Hirten  
zum Mittler politischer Verhandlungen mit der  
brittischen Regierung;  
und der Marmor der hier seine Tugenden verkündigt  
ward errichtet durch  
die edle Zuneigung und Hochachtung des  
Radscha von Tanjore,  
M a h a R a d s c h a S e r f u d s c h i.

Der Radscha selbst verfaßte in englischer Sprache folgende Inschrift auf einer Granitplatte, welche in der Capelle des Missionsgartens, dem Altar gegenüber, Schwarzens Grab bedeckt. Sie ist nicht nur als damals einzig bekannte von einem Hindufürsten gemachte Probe englischer Reimkunst merkwürdig, sondern auch als Zeugniß für den Charakter seines ehrwürdigen Freundes.

Dem Andenken des Wohllehrwürdigen  
**Christian Friedrich Schwarz,**  
 Missionars der verehrlichen  
 Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß  
 in London geweiht.

Er ging am 13. Februar 1798 aus der Zeit  
 seines Alters 71 Jahr und 4 Monate.

Fest warst Du, demüthig und weise,  
 Ehrlich, lauter, frei von Verstellung,  
 Vater der Waisen, der Wittwe Stütze,  
 Trost in allerlei Traurigkeit.  
 Dem Verfinsterten ein Lichtspender,  
 Der thut und lehrt was recht ist.  
 Ein Segen den Fürsten, dem Volke und mir.  
 Möge ich, mein Vater, Deiner würdig seyn!  
 Das wünscht und bittet Dein Sarabudschi.

---

Von der Zeit seiner Thronbesteigung an erwies sich der Radscha gegen die protestantischen Missionen stets ausgezeichnet freundlich. Im Jahre 1802 war seine Hobeit in Tranquebar und beehrte den Senior der dänischen Missionare mit einem Besuche. In mehreren Unterhaltungen mit ihm verrieth er das liebevollste Andenken an Schwarz, und bezeugte große Freundschaft für

Gerike und Koblhoff, sowie für alle Missionare, in welchen er dieselbe Gesinnung und denselben Eifer entdeckte; auch gab er seinen Wunsch zu erkennen, daß nur solche Missionare hergesandt werden möchten, die in Hrn. Schwarzens Fußstapfen treten, und wenigstens dem Geiste nach ihm ähnlich sind. Die Mutter Koblhoffs hatte durch ihre Frömmigkeit des Radscha's Achtung gewonnen, und er fand sich bewogen ihren zweiten Sohn als Schreiber in seine Dienste zu nehmen. Ihre lange und mannigfaltige Unterhaltung mit dem Radscha, endete zu gegenseitiger Zufriedenheit seiner Hoheit und ihrer selbst.

Dieser edle Fürst gab einige Jahre später einen noch unzweideutigeren und werthvollern Beweis seiner Liebe und Achtung für seinen verstorbenen verehrten Freund. Er hatte in einer Entfernung von etwa 16 Meilen von Tanjore ein sehr großes und kostbares Gebäude errichtet um Brahminen und jeder Art Arme daselbst zu unterstützen, wie auch eine Anstalt zur Erhaltung und Erziehung von Hindukindern verschiedener Kasten in verschiedenen orientalischen, sowie auch in der englischen Sprache. „Seine Hochachtung,“ sagt Hr. Koblhoff, „vor dem Andenken des verstorbenen Schwarz, bewog ihn auch in dem von einer bedeutenden Zahl von Christen bewohnten Dorfe Kanandagudi eine wohlthätige Anstalt zur Erziehung und Unterhaltung von 50 armen Christenkindern zu errichten. In derselben prächtigen Anstalt werden auch 30 arme Christen ernährt und gekleidet; und in einer Herberge beim Fort von Tanjore werden 50 Arme, Lahme, Blinde und andere wirklich erbarmungswürdige Geschöpfe, die alle zur Mission gehören, ausschließlich durch seine wohlthätige Hand erhalten. Ferner hat er Befehle gegeben, daß seinen christlichen Dienern, Civil und Militär, von ihren Offizieren und Obern gestattet werden soll, an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen jeder andern Pflicht entzogen seyn sollen.“ Im Jahr 1826 besuchte Archidiaconus Robinson, der den seligen Bischof Heber begleitete,

Die verschiedenen obgenannten wohlthätigen Anstalten des Radschas. Zu diesen waren unterdessen noch zwei Krankenhäuser gekommen, und eine prächtige Herberge für durchreisende Europäer. In der Capelle zu Kanandagudi hatte er die Freude, eine ansehnliche Christengemeinde versammelt zu sehen, an welche er (schreibt Hr. Koblhoff) nach dem Morgengebet eine liebliche Rede hielt, worin er sie zum Dank für die von Gott ihnen erwiesene große Gnade ermunterte.“

Dies sind einige der ausgezeichnetern Beweise, die dieser treffliche Hindu-Fürst von seiner Achtung und Liebe gegen den verstorbenen ehrwürdigen Missionar an den Tag legte, und diese bewies er bei allen Anlässen so lange er lebte. Als Dr. Buchanan beim Radscha eingeführt wurde, führte seine Hoheit, sobald die ersten Ceremonien im großen Audienzsaal vorüber waren, ihn hinauf und zeigte ihm Schwarzens Bildniß. „Hierauf sprach er,“ sagt Dr. Buchanan, „eine geraume Zeit von diesem trefflichen Manne, den er allezeit als seinen Vater und Vormund hochschätzte.“

Als zehn Jahre hernach Bischof Middleton Tanjore besuchte, „verweilte seine Hoheit mit offenbarem Vergnügen bei den Segnungen welche die göttlichen Belehrungen und Tugenden Schwarzens über ihn und sein Volk ausgegossen, und schloß mit Bezeugung seiner innigsten Achtung vor den trefflichen Männern, den Herren Koblhoff und seinen Mitarbeitern, Schwarzens Nachfolgern. Der Radscha wählte alsdann ein Bildniß Schwarzens als das angenehmste Andenken das er dem englischen Bischof zu bieten vermöge.

Der Bericht, den Archidiaconus Robinson von der Audienz des Bischofs Heber bei dem dankbaren Fürsten, zehn Jahre nach dem seines Vorgängers, gegeben, ist hier auch einer Stelle werth.

„Der Bischof,“ schreibt er, „machte in Begleitung des Residenten und der ganzen Geistlichkeit dem Radscha einen Staatsbesuch. Wir wurden in aller Form im gro-



ßen Mahratten-Saale, wo die Radscha's auf den Thron erhoben werden, empfangen. Das Schauspiel hatte etwas Großartiges und war, wegen der großen Anzahl Geistlicher am Hofe eines Hindufürsten, etwas eigenthümlich. Das Benehmen seiner Hoheit hat etwas ungemein würdiges und gefälliges. Der Bischof saß zu seiner Rechten, der Resident seinem Sohne zunächst zu seiner Linken, das übrige Gefolge zu beiden Seiten hingereiht. Der Radscha sprach viel von seinem theuern Vater Schwarz, und wiederholte dem Bischof zu drei Malen, er hoffe, er werde ihm ähnlich seyn und seine Stelle einnehmen. — „Und Joh. Kohlhoff,“ sprach er, „ist ein ganz vortrefflicher Mann; wir sind alte Schulfameraden.“ — Ueberhaupt, soviel wir auch von diesem berühmten Manne gehört, unsere Erwartung wurde keineswegs getäuscht.“

Es mag auffallen, daß der Hindufürst, der in seiner Jugend den Unterricht des frommen und eifrigen Missionars genossen, der ihm offenbar so innig zugethan war, und dessen Tugenden er so tief verehrte, sein ganzes Leben, und wie es scheint mit völliger Einfalt, ein Anhänger des erbärmlichen Gözenwesens seines Landes blieb. Man muß aber bedenken, daß Serfudschi die ersten zwölf Jahre seines Lebens in der Sorglosigkeit und den Kindereien der Zennanah verbrachte, und daß außer den wenigen und zerstreuten Stunden, in denen er Schwarzens Unterricht genoß, und als er auf dem Throne war, mit ihm und andern Europäern mitunter und zwar meist amtlichen Verkehr hatte, seine Lebensweise und Umgebungen eben fast ausschließlich hinduisch waren, und dadurch seine bessern Eindrücke und Ueberzeugungen, die ihm sein christlicher Lehrer beigebracht haben mochte, verlöscht wurden. Daß Schwarz sich durch kein falsches Zart- und Ehrgefühl abhalten ließ, sein Möglichstes zu thun, den Prinzen, sowie den Tuledschadschi Radscha, von der Thorheit des Gözendienstes zu überzeugen und für das Christenthum zu gewinnen,

ist schon aus vorstehender Erzählung zu ersehen. Allein die Anforderungen des Evangeliums waren, wie Tulschadschi einst unbefangen gestand, den verderbten Neigungen ihrer Natur gar zu sehr entgegen, als daß sie ihnen so leicht nachzukommen vermochten; und überdies war das Opfer, nicht bloß der Kaste, sondern auch, wie sie irrthümlich besorgten, ihres fürstlichen Einkommens und Ansehens, und wohl auch ihres Lebens, gar zu schrecklich, als daß es durch irgend etwas außer der Gnade Gottes hätte überwunden werden können.

Im Jahre 1807 errichtete auch die Ostindische Compagnie ein Denkmal zum Andenken des ehrwürdigen Mannes. Es steht in der Marienkirche des Forts St. Georg zu Madras, wo es in der Nähe des Altars feierlich aufgestellt und hierauf eine Predigt zum Andenken des Vollendeten gehalten wurde.

Noch ist ein wichtiges Dokument zu nennen, nämlich der letzte Wille des Berewigten, der so lautet:

„Im Namen Gottes!“

„In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott! Um des Sühnopfers Christi Jesu meines Herrn willen vergib mir worin ich gesündigt habe (und ich habe oft und schwer gegen Dich gesündigt) und laß mich Gnade finden. Verleihe mir um Christi willen einen seligen Ausgang aus diesem elenden und seligen Eingang in jenes herrliche Leben. Amen.

„Da ich nicht weiß wie bald mich Gott von hinnen rufen wird, so mache ich nun in der Gegenwart Gottes und mit vollem Bewußtsein meinen letzten Willen.

„Da das Haus im größern Fort, sowie das im kleinern Fort, samt der Kirche, und einigen Häusern im Garten außerhalb des Forts, aus dem mir monatlich von der Compagnie angewiesenen Geld erbaut wurden, so betrachte ich sie, wie ich von jeher gethan, als der Mission gehörige Gebäude.

„Alle Möbeln und Bücher sollen zum Besten der

Mission meinen Nachfolgern überliefert werden, und von ihnen so lange sie brauchbar sind benützt aber nicht verkauft werden.

„Da ich meinen monatlichen Gehalt von der Compagnie nicht ausgegeben, sondern (außer dem zu verschiedenen Bauten verwendeten) zusammengespart und meinen Vertrauten, nämlich meinem geliebten Bruder Gerike und meinem Freunde Hrn. Breithaupt von Madras übergeben habe, so soll auch dieses Geld zum Besten der Mission verwendet werden; aber so, daß mein Nachfolger hier in Tanjore, und der Missionar, der das Werk Gottes zur Befehrung der Heiden in Palamcotta fortführen wird, für sich den jährlichen Zins von Einhundert Pfund Sterling (nämlich 50 Pfund für jeden) empfangen sollen, indem die fünfzig Pfund, die sie jährlich von der verehrlichen Compagnie erhalten, kaum hinlangen. Sollten sie aber von der Compagnie eine monatliche Zulage erhalten, so haben sie kein Recht, auch noch die von mir vermachten 50 Pfund zu beziehen. Diese sollen in solchem Fall der Missions- oder Armen-Casse anheimfallen.

„Es ist dabei mein herzlichster Wunsch, daß die Missionare, welche das Werk Gottes zu Tanjore und Palamcotta auf sich nehmen, die übrigen Zinse selbst zur Nachhülfe verwenden, wie sie es für nöthig finden. Vielleicht könnte die Mission in Tanjore zwei Drittel und die in Palamcotta ein Drittel der Zinse zum Gebrauch der Schulen und Kirchen benützen.

„Da meine Verwandten keinen Anspruch haben an das, was ich für die Mission bestimmt habe, so vermache ich ihnen, als einen Beweis meiner Liebe, 100 Stern-Pagoden, welche die Kinder meiner Schwester in gleichen Theilen unter sich vertheilen mögen.

„Die zwei goldnen Taschenuhren, die ich geschenkt erhalten, sollen verkauft und das Geld unter die Armen vertheilt werden.

„Als ein Zeichen meiner Liebe vermache ich meinem vormaligen Knecht Joseph 30 Sternpagoden.

„Was den Garten außerhalb des Forts betrifft, der der Mission gehört, so wünsche ich, daß wo möglich der Gärtner aus dem Ertrag desselben erhalten werde. Was übrig bleibt, kann ohne weiteres Rechnen den Missionaren und Schulkindern zu Gute kommen.

„Meine wenigen Silbergeräthschaften überlasse ich Hrn. Kohlhoff als ein Zeichen meiner herzlichsten Liebe.

„Da mein ehemaliger Knecht Joseph wegen schlechter Aufführung die ihm bestimmten 30 Sternpagoden nicht erhalten soll, so vermache ich sie demjenigen Knecht, der zur Zeit meines Todes in meinem Dienste seyn wird, falls er sich ordentlich beträgt.

„Christian Friedrich Schwarz,

„Unterschrieben und versiegelt in Gegenwart von

„Joseph Daniel Jänike.

„J. C. Kohlhoff.“

Die Wahrheit, daß das Andenken des Gerechten im Segen bleibt, wäre an der Lebensgeschichte und dem Ende von Schwarz schon hinlänglich erwiesen, wenn jene auch hier schlösse. Da aber seine Wirksamkeit, ja sein ganzes Seyn und Leben mit der Mission im malabarischen (tamulischen) Lande recht eigentlich verwachsen waren, so gehört zu seiner Biographie auch was von ihm zurückblieb und die Geschichte jener Mission, bis auf diesen Tag, verkündet es laut, daß einst ein solcher Mann Gottes hier gewirkt hat.

Nach ihm standen drei Mitarbeiter noch da, von denen keiner es je verleugnete, wie viel er in seinem geistlichen Leben und in seiner Wirksamkeit als Missionar dem Vater Schwarz verdankte. Zu Wepery bei Madras wirkte der älteste von ihnen, Gerike, in der Mitte zu Tanjore der treffliche Jänike und im Süden zu Palamcotta der Schüler des Entschlafenen, der so eben als greiser Senior der indischen Missionarien seine müden Augen geschlossen hat, der treue

Kohlhoff. Aber schon im Jahre 1810 folgte Jänike seinem Vater ins Grab. Eine Anzahl christlicher Kirchen, die er gebaut, christlicher Schulen, die er eingerichtet, und Hunderte bekehrter Heiden blieben als lebendiges Zeugniß von seinem tüchtigen Wirken zurück. Eine lebhafte Bewegung folgte seinem Tode; in Scharen kamen die Heiden zum Kreuze Christi. Auch im Süden, in Dindigal, in Madura, mußten neue Kirchen gebaut werden, entstanden neue Gemeinden. Im Königreiche Tanjore selbst wurden viele bekehrt, in Kanadaguddi, wo die Schulstiftung des Radscha sich später befand, 40 Familien auf einmal, zu Adantschur und Leralur ebenfalls eine Anzahl von Familien. Meist gehörten sie zu der Kollari-Kaste, Leute durch deren Räubereien früher die Straße von Tanjore nach Tritschinopoli höchst unsicher gemacht war, die aber seit Schwarz's Tod ein geordnetes und stilles Leben führten. Als Hr. Gerike im Jahre 1803 eine Reise durch den Süden der Halbinsel machte, die sich gegen Westen hin nach Meisur erstreckte, sah er die Wirkung von Schwarzens unermüdlicher Ausfaat. „Ganze Dörfer,“ schreibt er, „suchen Unterricht bei den benachbarten Christen und ihren Lehrern, besonders bei Sattianaden. Sehulich warteten sie auf seine Ankunft, um Unterricht und Taufe zu erhalten.“ In dem einen dieser Dörfer sah Gerike schon christliche Kirchen erbaut, in andern die Gözentempel in solche verwandelt, die Bilder zerschmettert oder begraben. Ueberall her kamen ihm solche Botschaften entgegen. Er taufte auf dieser einzigen Reise 1300 Heiden und nach seiner Abreise bildeten die Katechisten 18 neue Gemeinden und taufte 2700 Seelen. Jetzt freilich erhob sich auch der Grimm der Feinde, sie wurden verfolgt und fast unerträglich gequält, bis es dem unermüdlichen Kohlhoff gelang, durch den englischen Oberbeamten den Grausamkeiten zu steuern. Mochte auch unter den Tausenden manche Spreu neben dem Korne liegen, so zeigte doch die Verfolgung, wie

viel guter Weizen aufgegangen war, und es ist gewiß dem wackern Gerike nicht zu verargen, wenn ihn das Gefühl schmerzlich drückte, daß so wenige Europäer in die reiche Ernte kamen. Statt aber diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wurde er selbst am 12. October 1803 zu Bellore, nach 33jähriger Arbeit in Indien, zur himmlischen Ruhe eingeführt. Die zweite Säule der Mission Südindiens war gefallen. Kummer über den Verlust geliebter Angehörigen und um das Schicksal der Mission, hatten im Verein mit rastloser Thätigkeit seine Gesundheit untergraben. Sein ganzes beträchtliches Vermögen hinterließ er, wie eine von ihm gebaute Kirche, der Mission. Der Schlag war um so größer, weil nach dem Tode von Prof. Schulz der rationalistische Geist der deutschen Universitäten die Quelle verderbte, aus der bisher das Wasser des Lebens nach Indien geflossen war. Es waren noch Kohlhoff in Palamcotta, Holzberg zu Cuddalore, Pohle zu Tritschinopoli und Kämmerer zu Tranquebar übrig, zu welchen noch Horst, der bisher als Lehrer gedient hatte, kam. John war schon mitten in seiner schönen Laufbahn am letzten Orte. Damals kam Buchanan in diesen „Garten des Evangeliums“ und freute sich seiner Blüthe. Im Jahre 1810 starb der treffliche Horst. Missionar Pohle und Katechist Sattianaden waren alt geworden. Da ordinirte man vier tüchtige eingeborne Christen und sie traten in die Arbeit mit ein. So konnte das Werk, wenigstens ohne wesentliche Verminderung der Arbeiterzahl, fortgehen. Die Missionarien Spenscheider, Haubroe und Rosen traten in dasselbe und die Errichtung eines bischöflichen Stuhles in Calcutta, eines Archidiafonats in Madras, gab der von England aus mit frischer Liebe gebauten Mission neuen Schwung und festern Zusammenhalt, während die alte, einst so herrliche Mission zu Tranquebar ihrem Ende entgegenank. Die Kraft des Sauerteigs bewährte sich inzwischen, indem da und dort sich Christenhäuflein bildeten, die ihren Ursprung

auf einen oder mehrere von Schwarzens Schülern zurückzuführen vermochten. Als der Bischof von Calcutta, Dr. Middleton, seine Visitationsreise in den Süden von Indien machte, kamen ihm von Palamcotta 30 eingeborne Christen entgegen, ihren Geistlichen an der Spitze. Sie sprachen zu dem Bischof und baten um seinen Segen, und er antwortete ihnen in warmen Worten, die Sattianadens Sohn David verdolmetschte. Jetzt öffneten sie ihre Kirchengebetbücher und sangen ein Danklied in tamulischer Sprache und reiner Melodie. Der englische Caplan Hough in Tinnewelly erzählte, daß um die von einer durch Schwarz bekehrten Hindufräule gebaute Kirche her in 62 Dörfern mehr als 4000 Hinduchristen zerstreut wohnen. Auch damals wuchs noch von 1814 — 1817 ihre Zahl um 480. In all diesen Dörfern, mit wenigen Ausnahmen, waren kleine Capellen aus Lehm gebaut, mit Palmblättern gedeckt. Zu Nazareth, im Süden Palamcotta's, fand er den eingebornen Prediger Wiswasanaden, einen Schüler von Schwarz, zu Modelur den Abraham, beide von den Christen ihrer und der umliegenden Dörfer geliebt und verehrt, von den Heiden und Muhammedanern geachtet. Ueberall wohin Hough kam strömten die Hinduchristen mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe zusammen und wo er sie catechisirte fand er sie über alles Erwarten vertraut mit den Heilswahrheiten des Christenthums. Ein lieblicher Geist des Friedens waltete in den Gemeinden. Fene zwei Dörfer bestanden ganz aus evangelischen Christen. Da war kein Getöse und Geschrei zu hören, Alles in lieblicher Stille. Im Schatten der Cocospalmen saß eine Schaar von Frauen, Baumwolle spinnend unter dem Gesange lutherischer Lieder. Zwei Männer waren dadurch Jänike vor 20 Jahren bekehrt, welche sie die Lieder gelehrt hatten.

Als Bischof Heber im Jahre 1826 dorthin kam, war die Zahl sämmtlicher evangelischer Heidenchristen in Südindien schon auf mehr als 15,000 gestiegen, die

mit den Entschlafenen zusammen wohl eine Zahl von 60,000 ausmachen dürften. Damals war aber schon ein anderer deutscher Mann als Nachfolger des deutschen Schwarz auf jenes Feld getreten, unter dessen gesegneter Arbeit und durch dessen Nachfolger die reiche Ernte eingesammelt wurde und noch wird, die von Schwarz und seinen Gehülften ausgesät wurde. Es ist Ahenius mit dessen Namen sich die Befehrung der Zehntausende verbindet, die jetzt im Glauben der evangelischen Kirche den Namen Christi in tamulischer Sprache preisen. Von ihm und seinem Wirken soll hier nicht geredet werden.\* Es sey genug, daß es keinen schlagendern Beweis gibt, als diese Schaaren gläubiger Hinduchristen, diese Dulder in der Verfolgung, diese Sieger gegen gewaltige Anfechtung, als diese Kirchen, diese Schulen, dieser „Garten des Evangeliums,“ dafür nämlich, daß Indien kann und daß Indien wird befehrt werden durch das Wort Christi allein, daß Schwarz als treuer Jünger dieses Meisters hinging und Frucht brachte und daß seine Frucht bleibet!

\* S. darüber Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften. Basel, 1844. Heft 1. 2. 1845. S. 2.



BV  
3269  
S9P36

838838

Pearson  
Christian Friedrich  
Schwartz

JAN 30 '35

APR 30 '35

*M. Pearson*

FEB 13 '35

MAY 21 '35

1- 2446

1-

2AAC

UNIVERSITY OF CHICAGO



48 425 529

838838

**UNIVERSITY OF CHICAGO**



**48 425 529**